

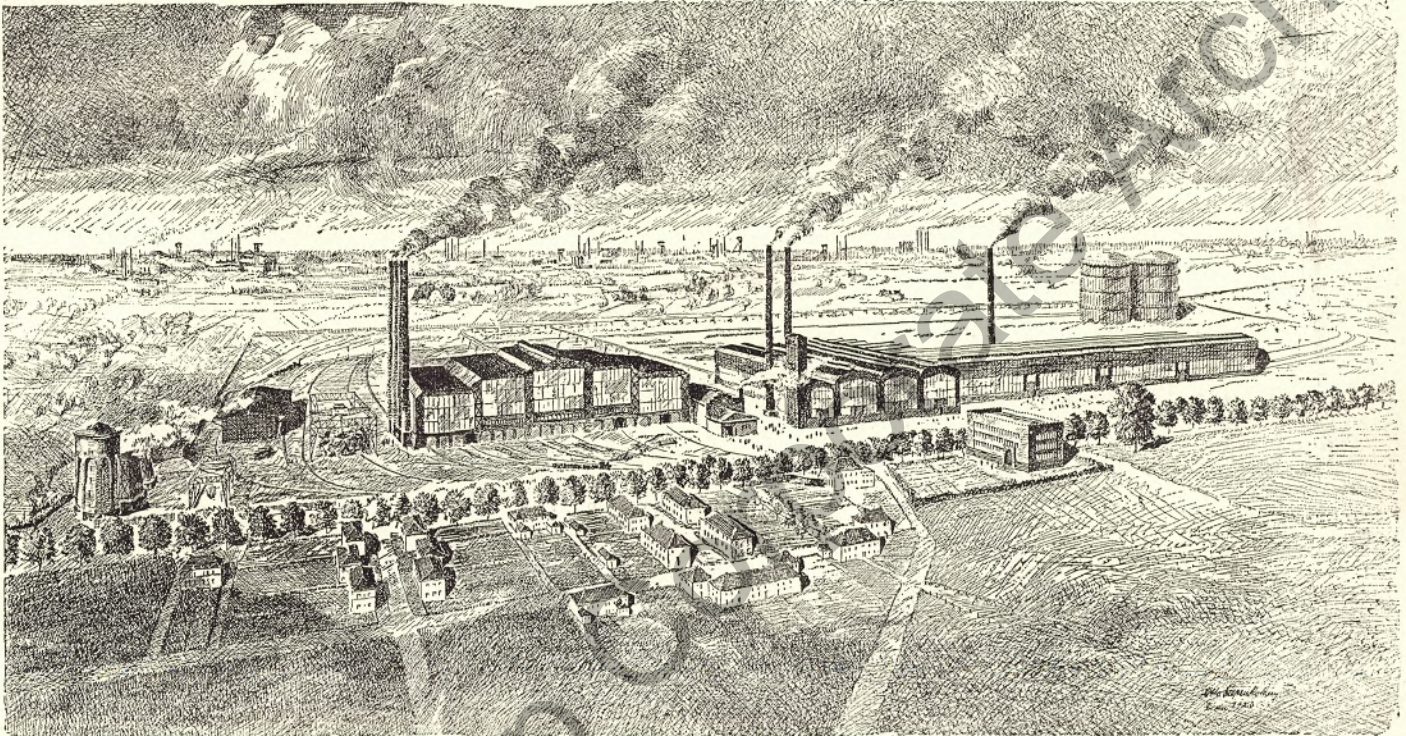
Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinische-Schuckert-Union

V. Jahrg.

Düsseldorf, April 1925

Heft 1



Das neue Werk des Bochumer Vereins für Bergbau und Gußstahlfabrikation

Von Oberingenieur Dipl.-Ing. Bertram

Das Gelände der Gußstahlfabrik des Bochumer Vereins ist durch Staatsbahnlinien und mehrere Straßenzüge in seiner jetzigen Größe für längere Zeit festgelegt. Vorausschauend hatte daher die Verwaltung seit einer Reihe von Jahren nach Westen zu in der Gemeinde Hüntrop umfangreiche Geländekäufe vorgenommen, die eine Erweiterung des Bochumer Vereins für einen größeren Zeitraum sicherstellen sollten. Diese erwies sich immer dringender als notwendig, einmal um durch Verlegung mancher Produktionszweige vorhandene alte Anlagen in bester Weise zu modernisieren, dann aber auch galt es, durch Erhöhung der Produktion des hochwertigen Bochumer-Vereins-Stahles die Generalumkosten zu verringern. Die in dieser Richtung gehenden Pläne der Verwaltung konnten für einen gewissen Bauabschnitt durch Beschluß der maßgebenden Stellen Ende 1921 zur Ausführung gebracht werden. Dieser erste Bauabschnitt sollte bestehen in einem Röhrenwalzwerk mit 100 000 t Jahresproduktion mit angeschlossener Abjustage sowie einem Martinstahlwerk. Das Stahlwerk übernimmt die

Materialversorgung des Röhrenwerkes sowie eines Teiles der Werkstätten der Gußstahlfabrik.

Die Wiedergabe vorstehender Federzeichnung zeigt das Gesamtprojekt, Abb. 2 und 3 zeigen die fertige Anlage.

Zur Einebnung des Geländes wurden etwa 1 000 000 cbm Erdmassen bewegt. Die bebaute Fläche beträgt 80 000 qm.

Das an der Essener Chaussee der Gemeinde Hüntrop liegende, dem Bochumer Verein gehörende, zu Bauzwecken zur Verfügung stehende Gelände umfaßt etwa 260 Morgen. Im Osten wird es durch einen Grubenabwässerungsbach durchschnitten, der der Emischer zusießt. Um für immer sicherzugehen und eine Gefährdung durch starkes Grundwasser in dieser Gegend zu vermeiden, wurde dem Bach auf einer Länge von über 1 km in Gestalt eines teils völlig geschlossenen, teils offenen Kanals (Abb. 4) ein neues Bett gegeben.

Für die Versorgung des Werkes mit elektrischer Energie ist ein Schalt haus mit Umformerraum in Verlängerung der Walzwerkhalle errichtet. Es ist vorgesehen für

48 Hochspannungsabzweige (5000/10 000 Volt) und 40 Niederspannungsabzweige (380/220 Volt). Zur Zeit sind hiervon in Betrieb 31 Hochspannungsabzweige und 22 Niederspannungsabzweige. Als Stromquelle kommt an erster Stelle die Turbinenzentrale auf dem alten Werk in Frage. Die Übertragung von 10 000 kW geschieht durch

Hochspannungs-erdkabel, die in einen begehbaren Kanal von 2,5 km Länge derart verlegt sind, daß beim Durchschlagen eines Kabels das danebenliegende nicht beschädigt werden kann. Außerdem ist neuerdings ein Anschluß an das an der Essener Straße vorbeiführende 10000-Volt-Kabel des Elektr.-Werks Westfalen für Notbetrieb hergestellt worden. Eine weitere Reserve besteht in einem Anschluß an das Kraftwerk der zum Konzern gehörenden Seche Prinzregent. Von den im Schalt haus untergebrachten Transformatoren dienen drei Transformatoren mit einer Gesamtleistung von 5500 KVA und einem Übersetzungsverhältnis von 5000/380 Volt zur Speisung der Hilfsantriebe, wie Krane, Rollgänge, Bankmotoren usw. Weitere drei Transformatoren mit einer Gesamtleistung von 750 KVA und einem Übersetzungsverhältnis von 5000 auf 220 Volt versorgen die gesamten

Beleuchtungsanlagen mit elektrischem Strom. Der vom Elektr.-Werk Westfalen kommende Strom wird durch einen Transformator von 2000 KVA Leistung auf die Gebrauchsspannung von 5000 Volt transformiert.

Der Antrieb der kleinen Schrägwalze des Röhrenwerkes erfolgt durch einen Hochspannungsmotor von 1550 kW, während der Antrieb der großen Schrägwalze von 2140 kW und der kleinen und großen Pilgerstraße von 1470

bzw. 2200 kW durch Gleichstrom von 600 Volt über je ein Leonard-Aggregat erfolgt. Im gesamten Walzwerk einschließlich Abjüsten sind sieben Unterverteilungsanlagen geschaffen mit etwa 60 Abzweigen für die Einzelantriebe. Das Preßluft- und Preßwasser-Pumpenhaus sowie das Entwässerungs-Pumpenhaus haben je eine Hochspannungs-

verteilungsanlage von 10 Abzweigen und außerdem Niederspannungsschaltanlagen von insgesamt 17 Abzweigen. Im Stahlwerk ist eine besondere Schaltstation untergebracht, in welcher für den Kraft- und Lichtbetrieb etwa 50 Einzelabzweige angeschlossen sind. Für sämtliche Gieß- und Chargierkräne wurden zwei Schleifleitungen vorgesehen, die ständig von einer zweiten, unabhängigen Stromquelle gespeist werden. Für den Eisenbahntransport auf dem neuen Werk sind kombinierte elektrische Lokomotiven für Batterie und Oberleitung vorgesehen. Die Stromlieferung erfolgt durch zwei Einankerumformer, die im Umformerraum des Hauptschalthauses zur Aufstellung gelangen.

Abb. 5, 6, 7 veranschaulichen die Hauptschaltanlage. Die Wasserversorgung des Werkes ist durch stark bemessene Anschlüsse an das Kommunale Verbands-Wasserwerk sichergestellt.

In der Hauptsache soll die Versorgung aber in Gestalt eines Kreislaufes des benutzten Wassers bestehen. Zu diesem Behufe ist eine Kläranlage nach dem sogenannten Omsverfahren mit zugehörigem Rühlturm und Hochbehälter erbaut. Ihre Leistung beträgt 1000 cbm/Std. bei einer Durchflußgeschwindigkeit von 12,5 mm/Sec. Die Erneuerung des Wassers geschieht erstens durch Ruhrwasserzulauf von den Werkstellen, die nur mit

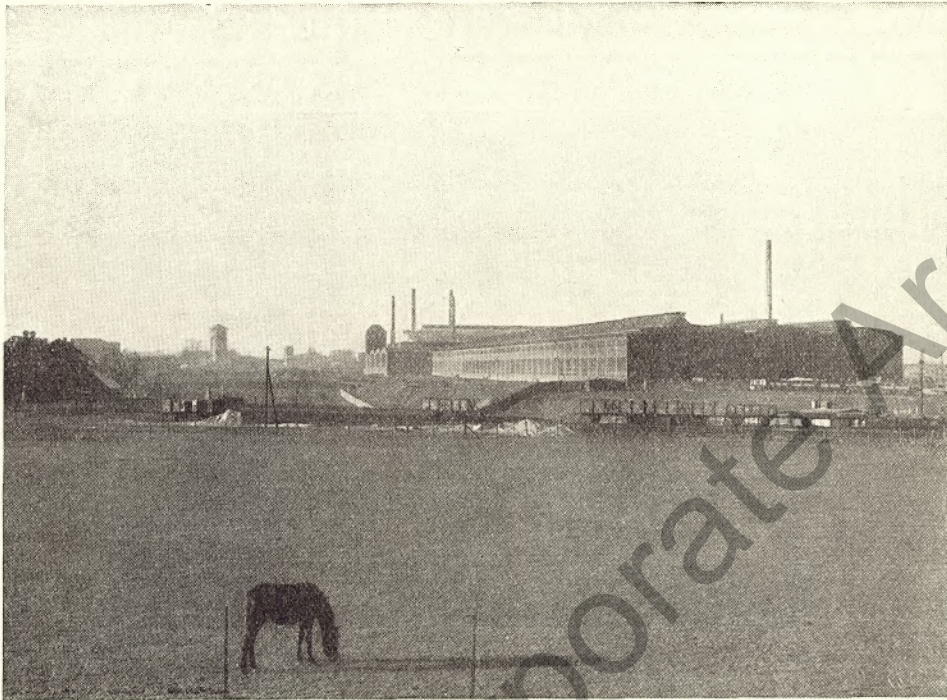


Abb. 2. Röhrenwalzwerk.

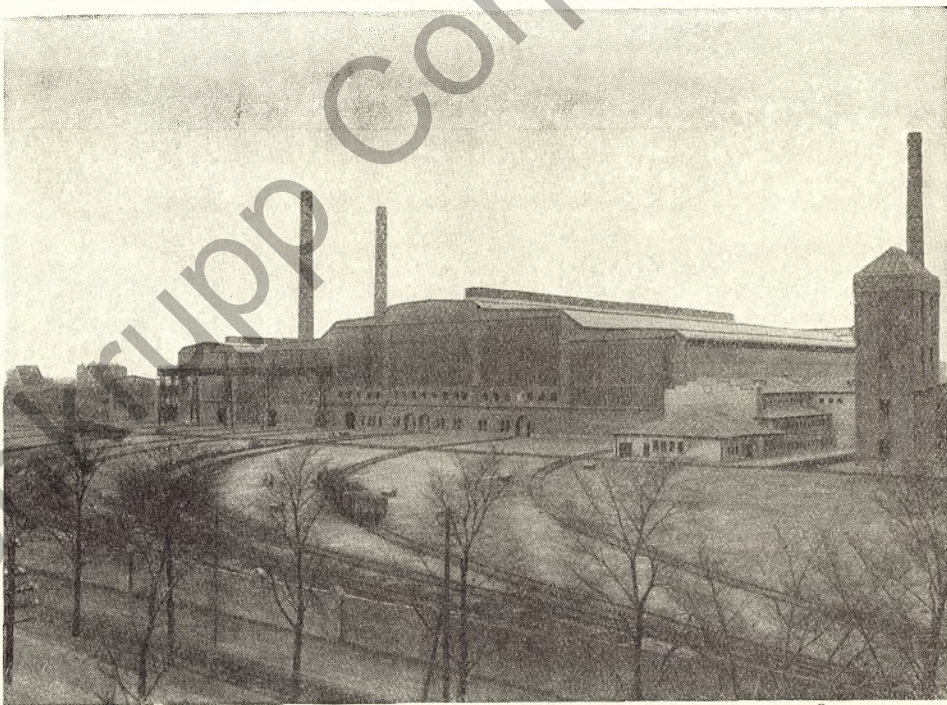


Abb. 3. Martinstahlwerk

Ruhrwasser arbeiten können, z. B. Waschlaue, Rühlung von Motoren, Umformer usw. Zum zweiten soll die Erneuerung durch Regenwasser geschehen. Um die großen Niederschlagsmengen aufzufangen, ist ein weiteres Bassin geplant, beträgt doch bei einer mittleren Regenhöhe von 9 mm und bei einer gesamten Dachfläche von 80 000 qm die stündliche Regenwassermenge 590 cbm. Der Überlauf der Kläranlage erfolgt in einen etwa 1½ km langen Zementrohrkanal zu dem regulierten Bache. Abb. 8, 9, 10 erläutern die geschaffene Anlage. Es sei noch be-

der Gasometer beträgt 48,6 m, die Höhe bis zum Dachrand 60,5 m und die Gesamthöhe 70 m (Abb. 13 u. 14).

Sinnreiche Abstell- und Signalvorrichtungen sichern den Betrieb der Gasometer.

Abb. 15 zeigt das Ferngashaus auf dem alten Werk mit fünf Ventilatoren, die den Hochofengastransport nach der Neuanlage bzw. Zeche Carolinenglück besorgen.

Die notwendigen Gasleitungen haben Durchmesser von 1600 mm für Hochofengas und 650 mm für Koksgas mit einer Gesamtlänge von 8 km (Abb. 16).

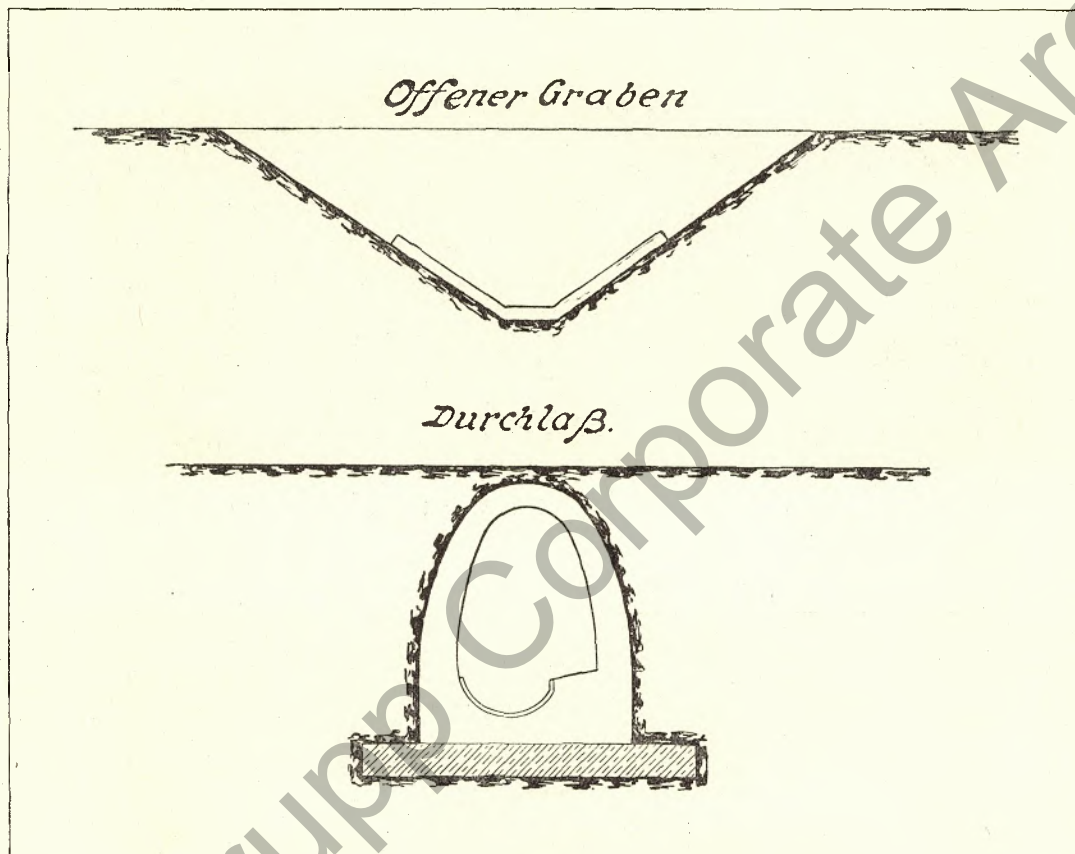


Abb. 4. Querschnitte des kanalisierten Baches

merkt, daß sämtliche Wasserleitungen, Preßwasserleitung, Preßluftleitung, Kabel in reichlich dimensionierten unterirdischen Kanälen in- und außerhalb der Gebäude liegen, die eine bequeme Kontrolle und Reparatur aller Leitungen gestatten. Die Länge der verschiedenen Kanäle ist insgesamt 7200 m (Abb. 11 u. 12).

Als Grundsatz bei der Erbauung des neuen Werkes galt, daß für die Brennstoffversorgung nirgendwo Kohlen gebraucht werden sollten. Aus dieser Überlegung heraus ist das Martinwerk auf eine Mischung von Koks- und Hochofengas und das Rohrwalzwerk in der Hauptsache auf Hochofengas eingestellt. Die Versorgung übernimmt das Hochofenwerk bzw. die Kokerei der Zeche Carolinenglück. Um die Betriebschwankungen auszugleichen, sind an der Ostseite des Werkes zwei Scheibengasometer, Bauart M. A. N., von je 100 000 cbm aufgestellt. Die lichte Weite

Röhrenwerk.

Das Röhrenwerk besteht aus vier Mannesmann-Walzwerken, von denen die kleine Straße Rohre von 5 bis 9" und die große Straße solche von 9 bis 15" walzt. Abb. 17 zeigt zwei Querschnitte der Walzwerks- und Adjustagehallen.

Zur Herstellung der nahtlosen Rohre von 125 bis 380 mm äußerem Durchmesser werden runde Stahlblöcke von 200 bis 530 mm Durchmesser verwendet, die in einer starken hydraulischen Presse (Abb. 18) auf die passende Länge gebracht werden. Nach Erhitzung eines solchen Blockes in einem geeigneten Ofen wird er in das Schrägwalzwerk gebracht (Abb. 19). In diesem bearbeiten zwei windschief zueinander stehende Walzen von besonderer Form den Block derartig, daß sie die außenliegenden Fasern schneller in der Längsrichtung wegdrücken, als die



Abb. 5. Blick in das Schalthaus

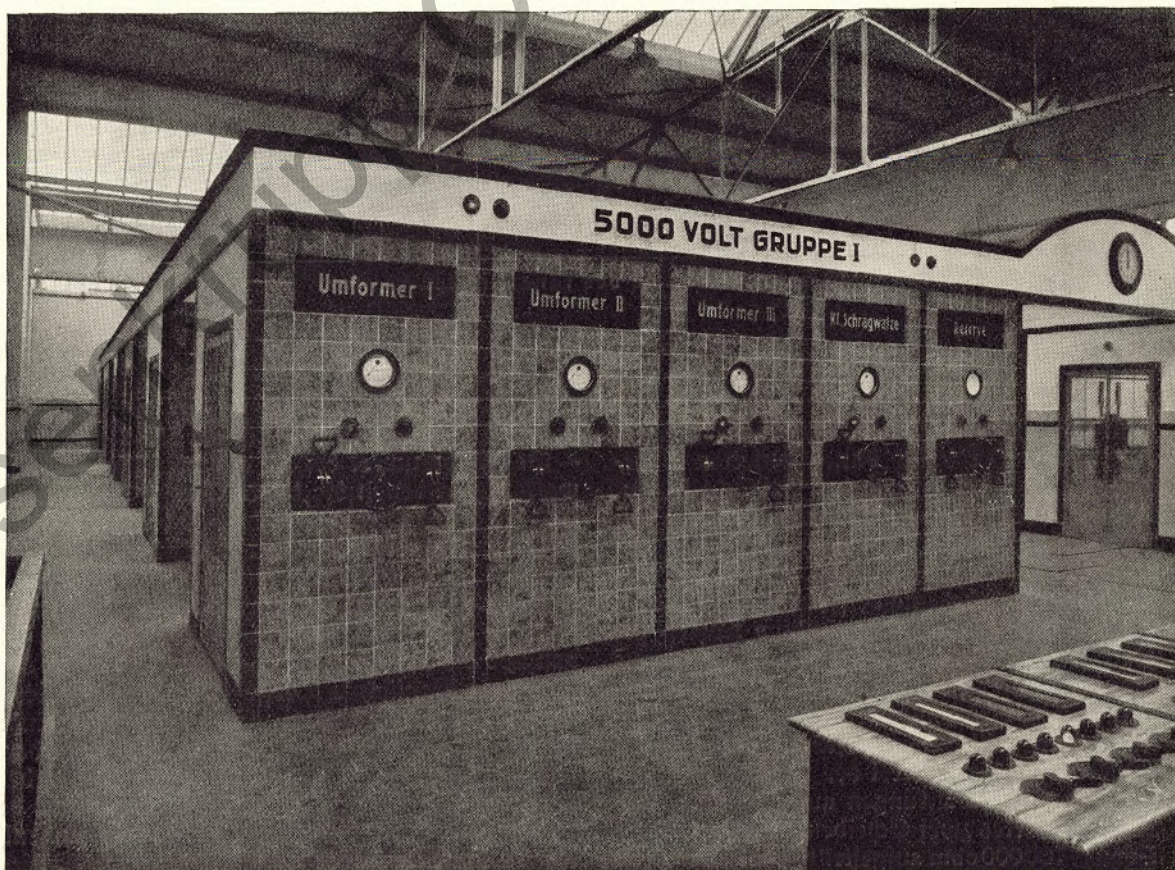


Abb. 6. Schaltanlage

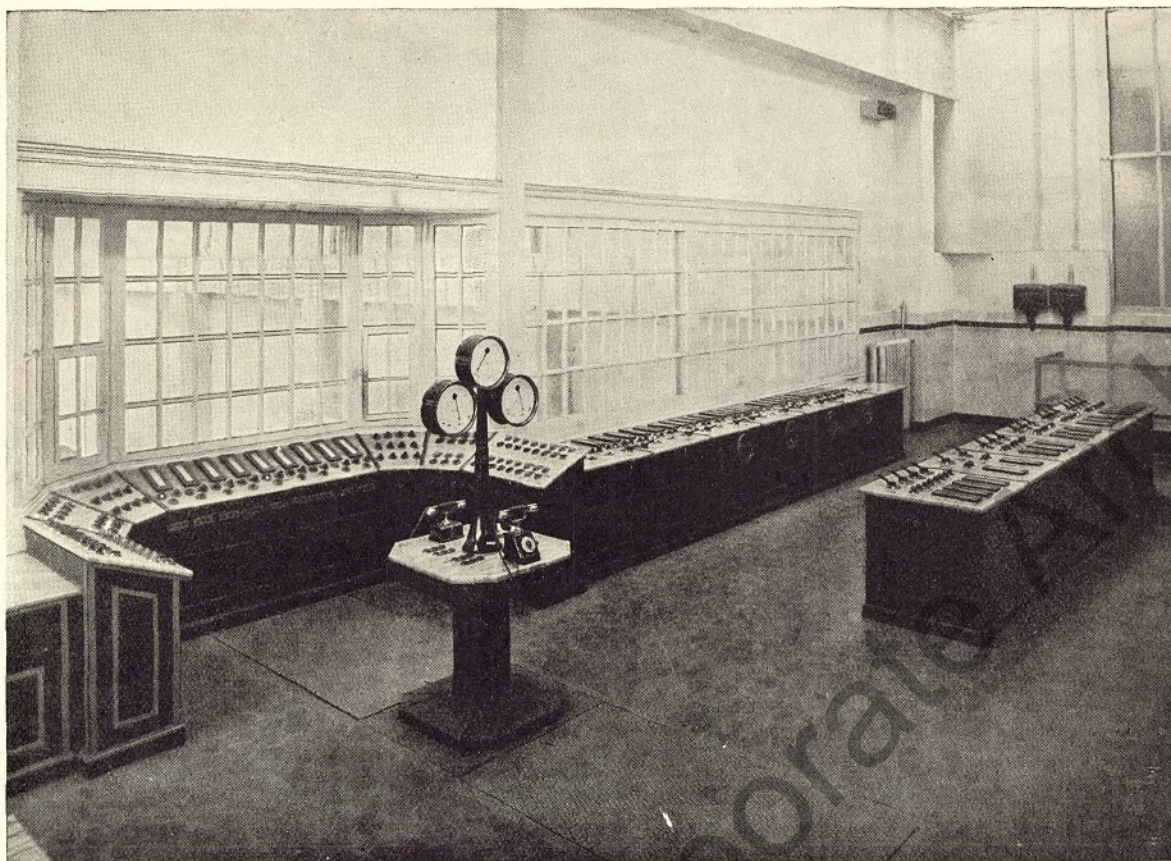


Abb. 7. Prüfstand im Schalthaus

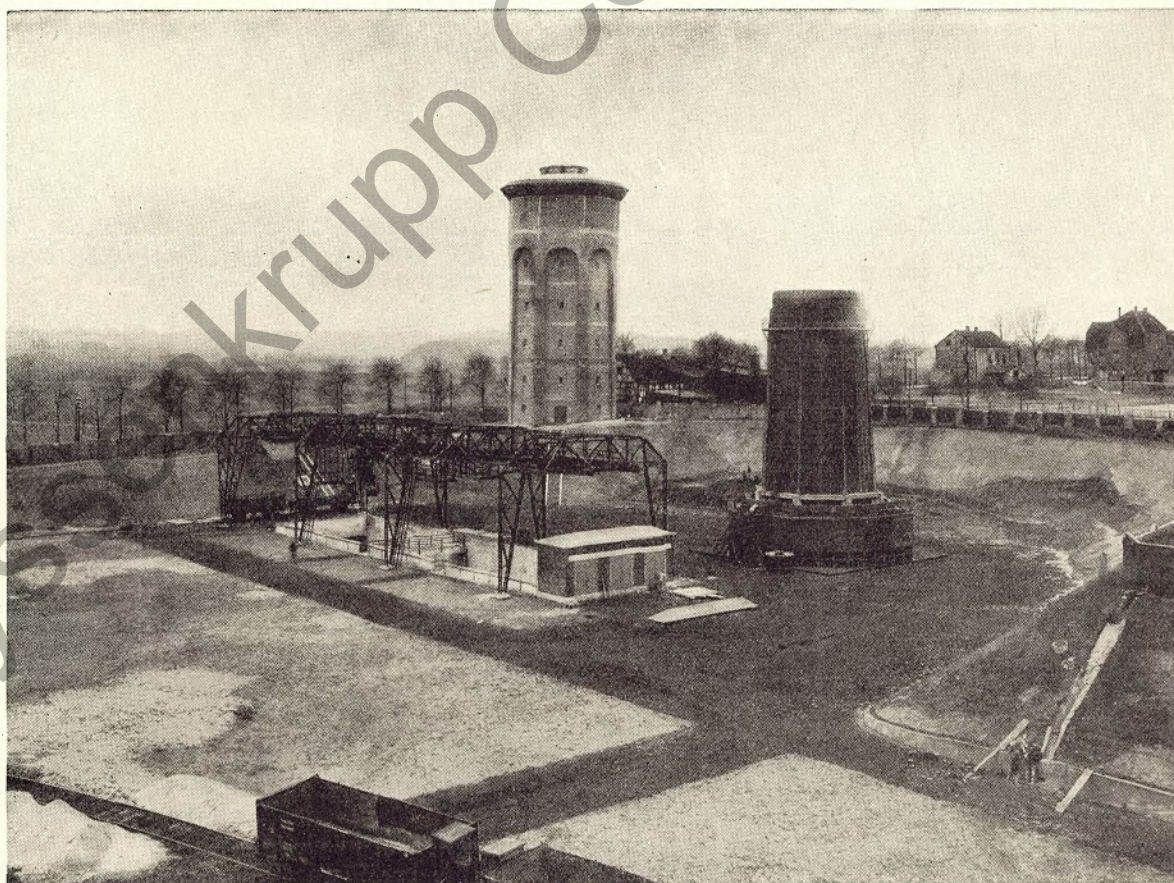


Abb. 9. Kläranlage

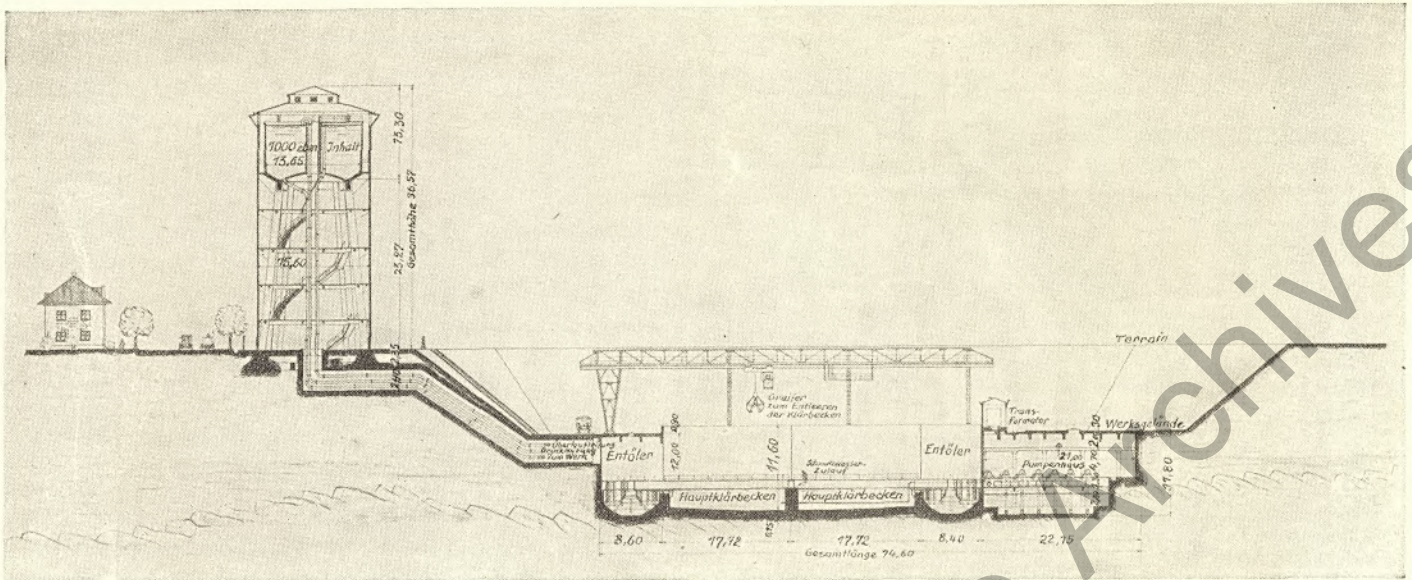


Abb. 8. Querschnitt durch die Kläranlage

inneren Fasern zu folgen vermögen. Es bildet sich infolgedessen in der Mitte des Blockes eine Höhlung, die allmählich an Tiefe zunimmt und zu einem kurzen Rohrstück von sehr dicker Wandung führt. Letzteres wird in derselben Höhe dem Pilgerwalzwerk zugeführt, das in einem

obenerwähnte dickwandige Rohrstück eingesetzt. Vermittels eines hydraulischen Schlittens wird der Pilgerdorn mit Rohrstück in die Walzen eingeschoben. Die Walzen fassen das Rohrstück und der konische Kaliberteil quetscht die dicke Wand auf etwa $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{6}$ herunter, das ist die Wand-

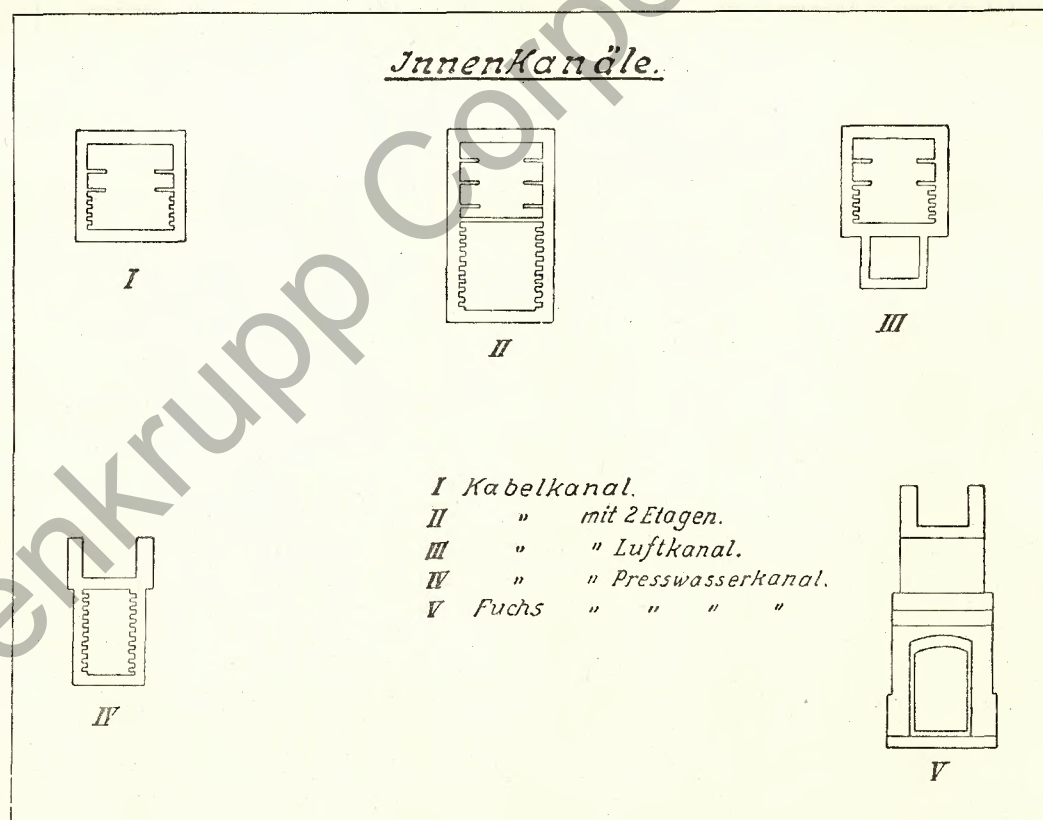


Abb. 11

sehr kräftigen Walzengerüst zwei übereinanderliegende Walzen trägt, die auf dem halben Umfange ein anfänglich konisch, dann zylindrisch verlaufendes Rundkaliber aufweisen. Der Durchmesser des Kalibers entspricht dem äußeren Durchmesser des zu walzenden Rohres, während der innere Durchmesser durch eine runde Stahlstange (Pilgerdorn genannt) bestimmt wird. Auf diese wird das

stärke des fertigen Rohres (Abb. 20). Das Kaliber der Walzen wickelt sich auf dem Arbeitsstück ab und wirft es um seine Länge zurück. Durch Preßluft wird letzteres aber, während eine Drallspindel eine gleichzeitige Drehung besorgt, von neuem in die Walzen gestoßen und so schrittweise (daher der Name Pilgerschrittwalzwerk) das dickwandige kurze Rohrstück in ein dünnwandiges, bis 15 m

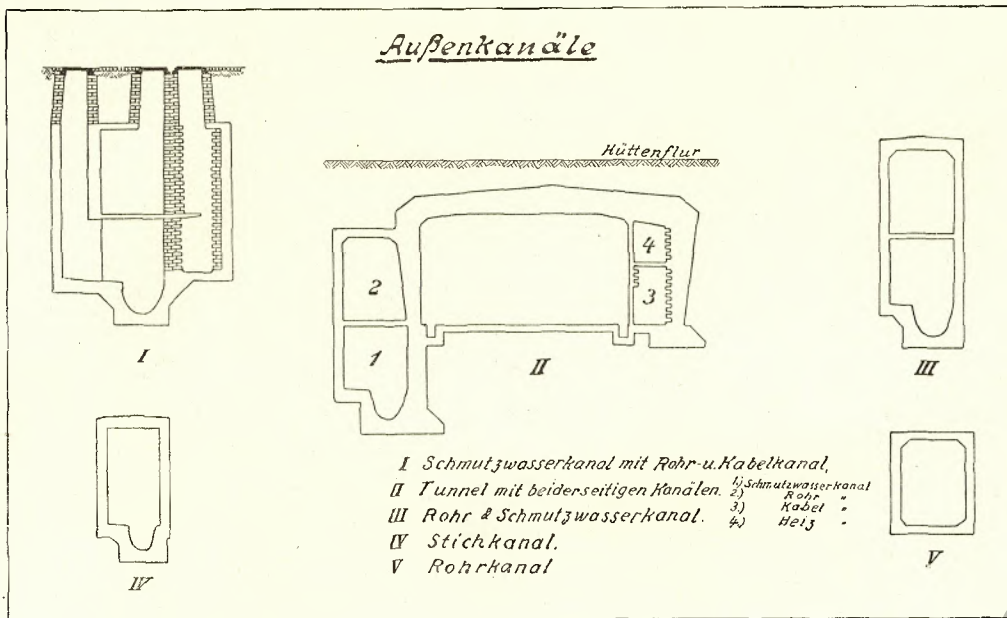


Abb. 12

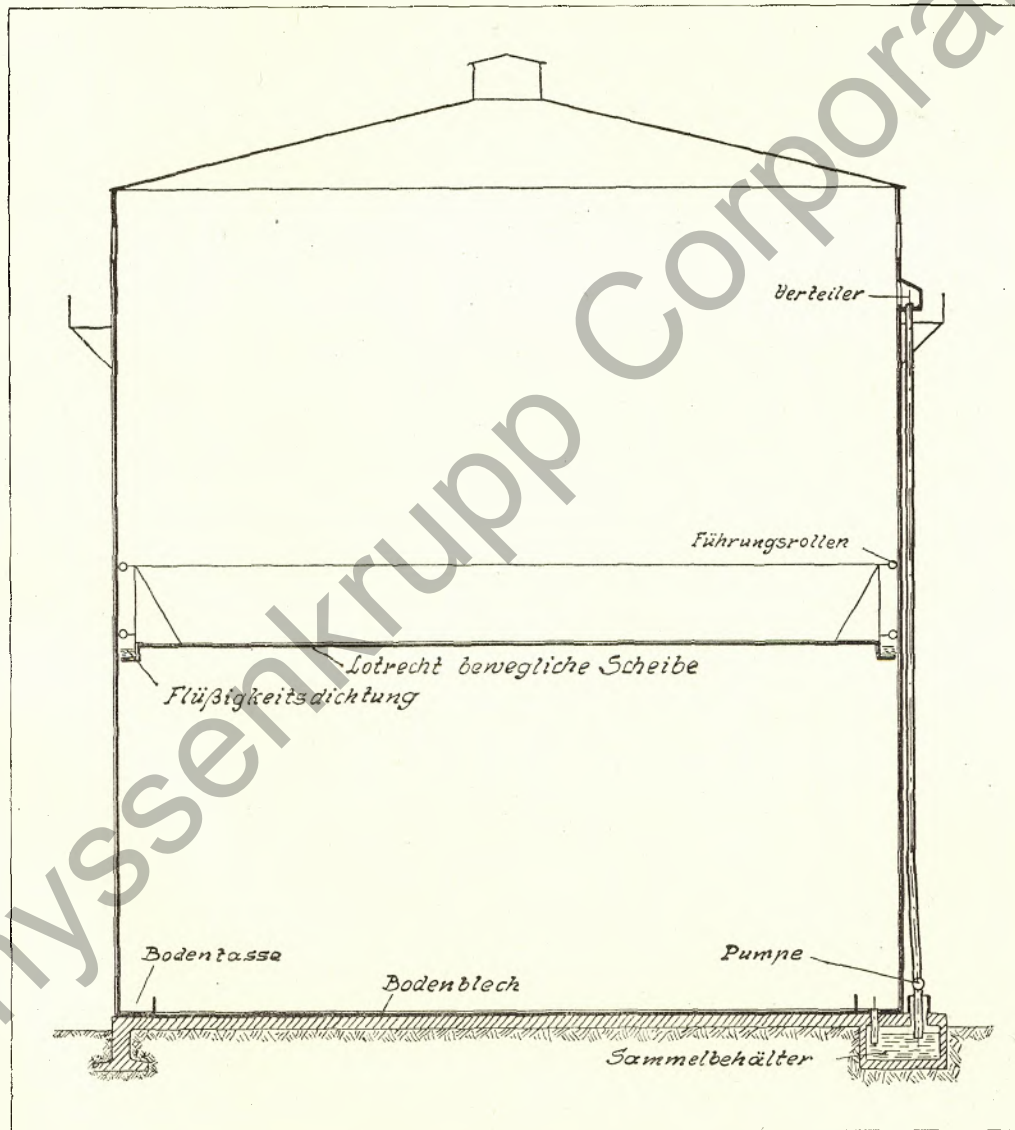


Abb. 13. Schematische Skizze der Gasometer

langes Rohr ausgestreckt. Nach dem Abscheiden (Abb. 21) der beiden Enden wird das Rohr gerichtet und mit innerem Wasserdruck auf seine Dichtigkeit und Haltbarkeit geprüft.

Zur Herstellung von Rohrleitungen werden die Rohre an den Enden mit Innen- bzw. Außengewinde versehen und zusammengeschaubt, oder es werden auf den Rohrenden Ringe aufgeschweißt, an die sich wieder größere Ringe, mit Löchern versehen, legen, die mittels Schrauben die Rohrenden fest aneinander pressen. Eine weitere Verbindung von Rohren geschieht durch Muffen. Diese werden mittels Pressen aus den zuletzt aus den Kaliberwalzen herauskommenden Rohrenden gebildet. Durch Eintauchen in ein Asphaltbad und nachherige Umwicklung mit in Asphalt getränktem Juteband werden die Rohre gegen Verrosten geschützt. Eine besondere Anlage dient zum Ausziehen der Rohre zu Masten. Diese gesamte Fabrikation erfolgt in drei Abjüstagehallen von 290 m Länge. (Abb. 22.)

Der gesamte Maschinenpark der Abjüstage beträgt 46 Maschinen.

Für verhältnismäßig billige und schnelle Belieferung des Walzwerks mit Pilgerdorne ist eine Dornstauchpresse mit zugehörigem Glättwalzwerk errichtet, die die verbrauchten Dorne wieder aufarbeitet.

Die Krananlage des Walzwerks und der Abjüstage besteht aus 18 Kränen.

Zur Erzeugung der für den hydraulischen Antrieb, des Vorschubapparates der Pilgerstraßen und der hydraulischen Antriebe der verschiedenen Abjütagemaschinen erforderlichen Kraft dienen drei Hochdruckkolbenpumpen (Abb. 23) von je 565 cbm pro Minute und einem Druck von 100 Atm. Die für das gesamte Werk notwendige Pressluft wird durch drei Einstufenkompressoren von 24 cbm je Minute und 7 Atm. Druck gewonnen.

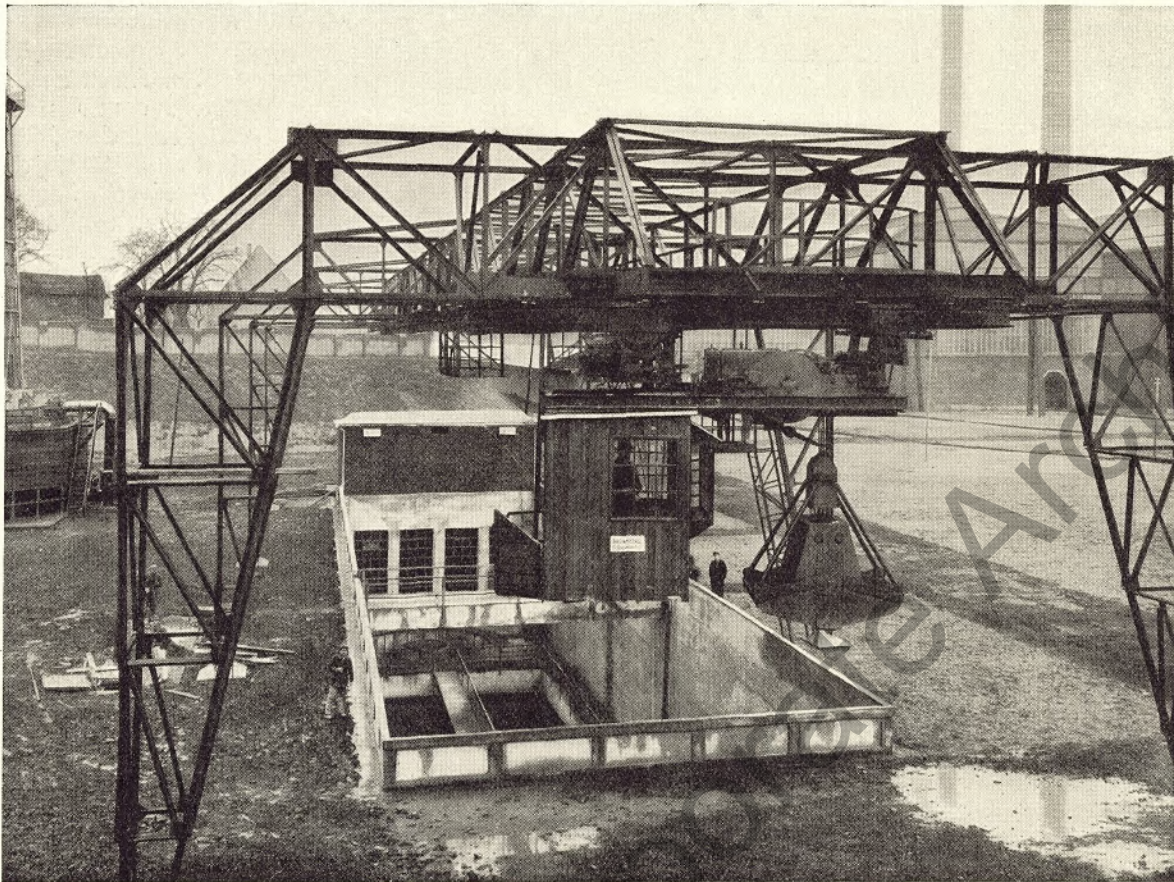


Abb. 10. Blick auf die Klärteiche



Abb. 14. Gasbehälter

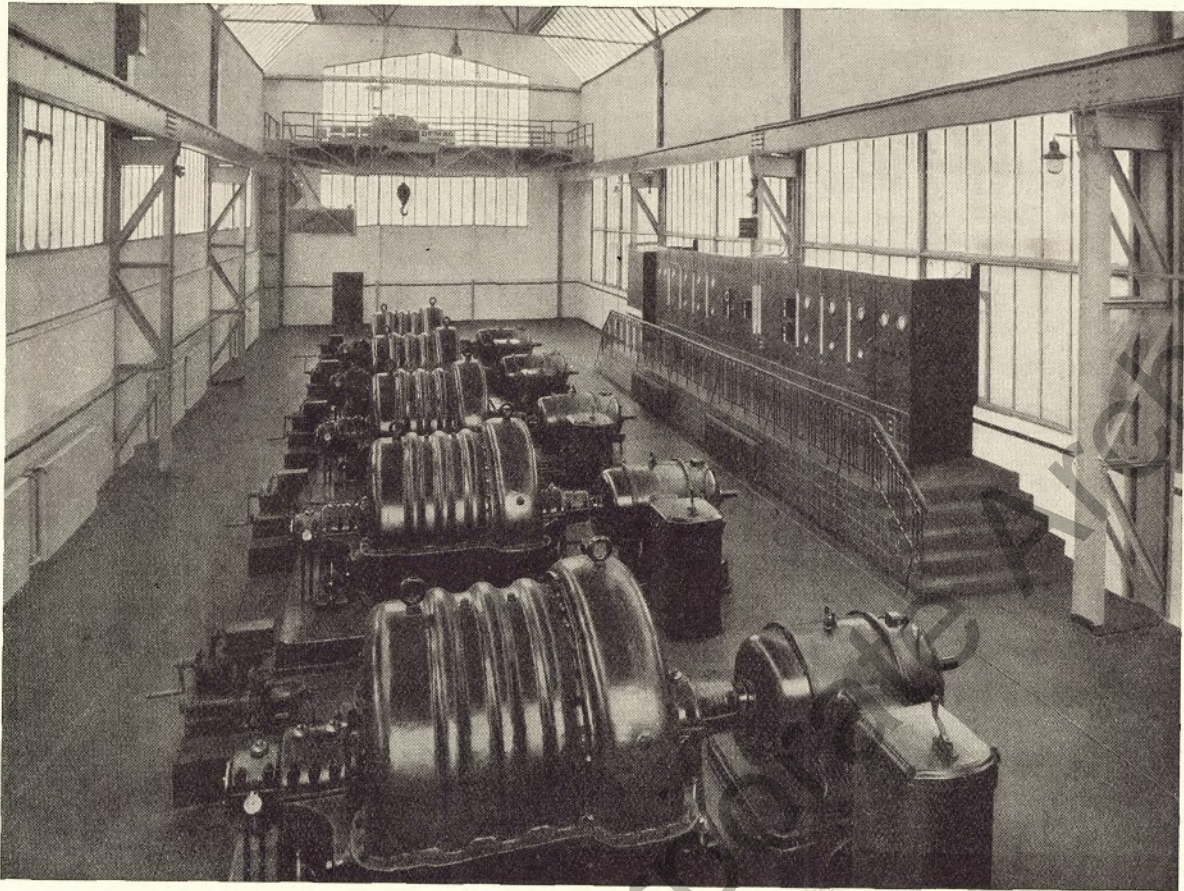


Abb. 15. Ferngashaus



Abb. 16. Gasleitungen

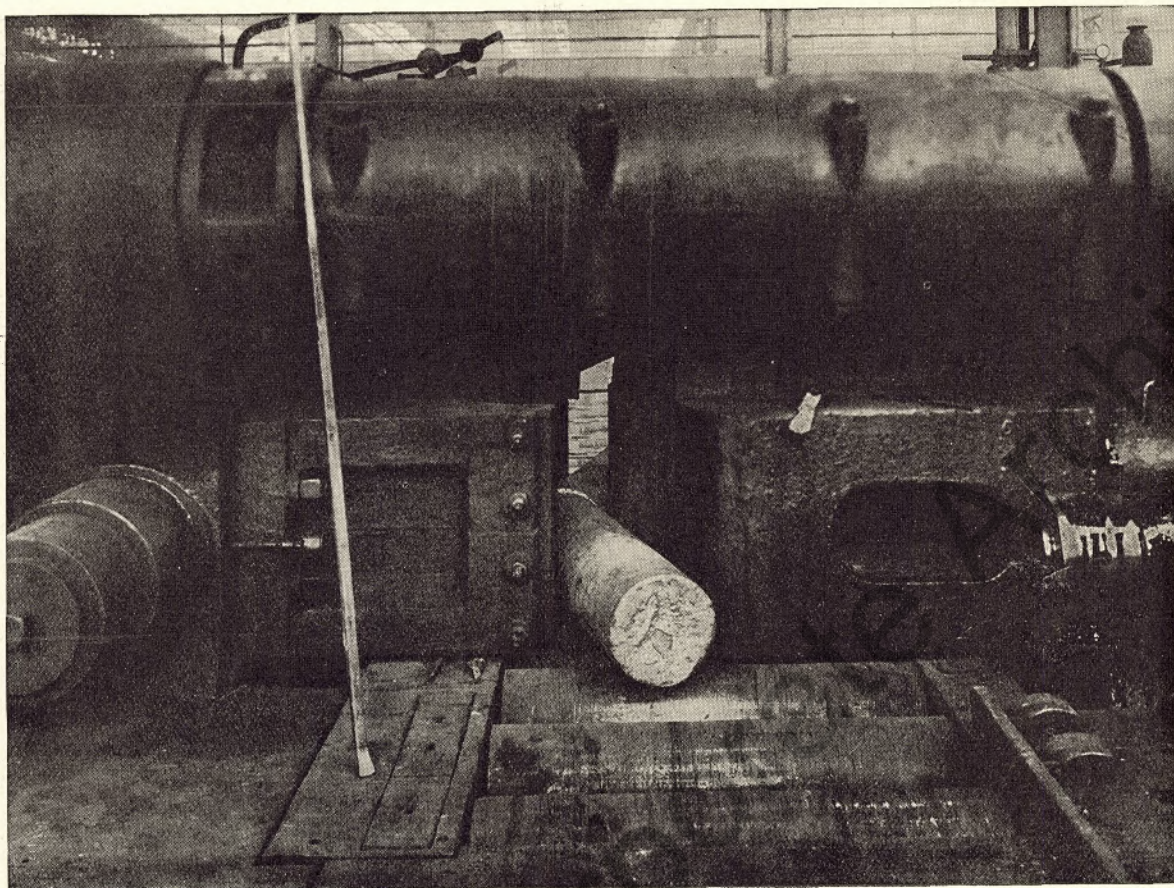


Abb. 18. Blockbrecher

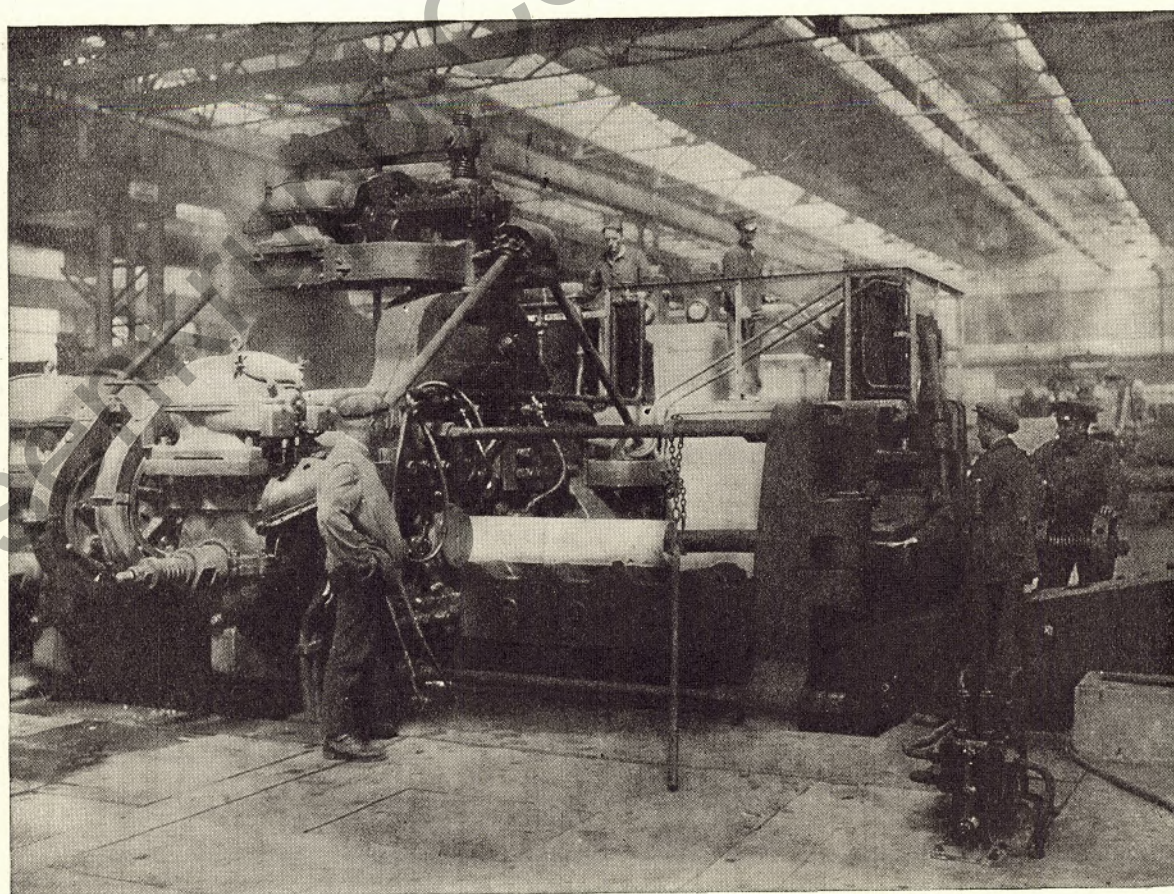


Abb. 19. Schrägwalzwerk

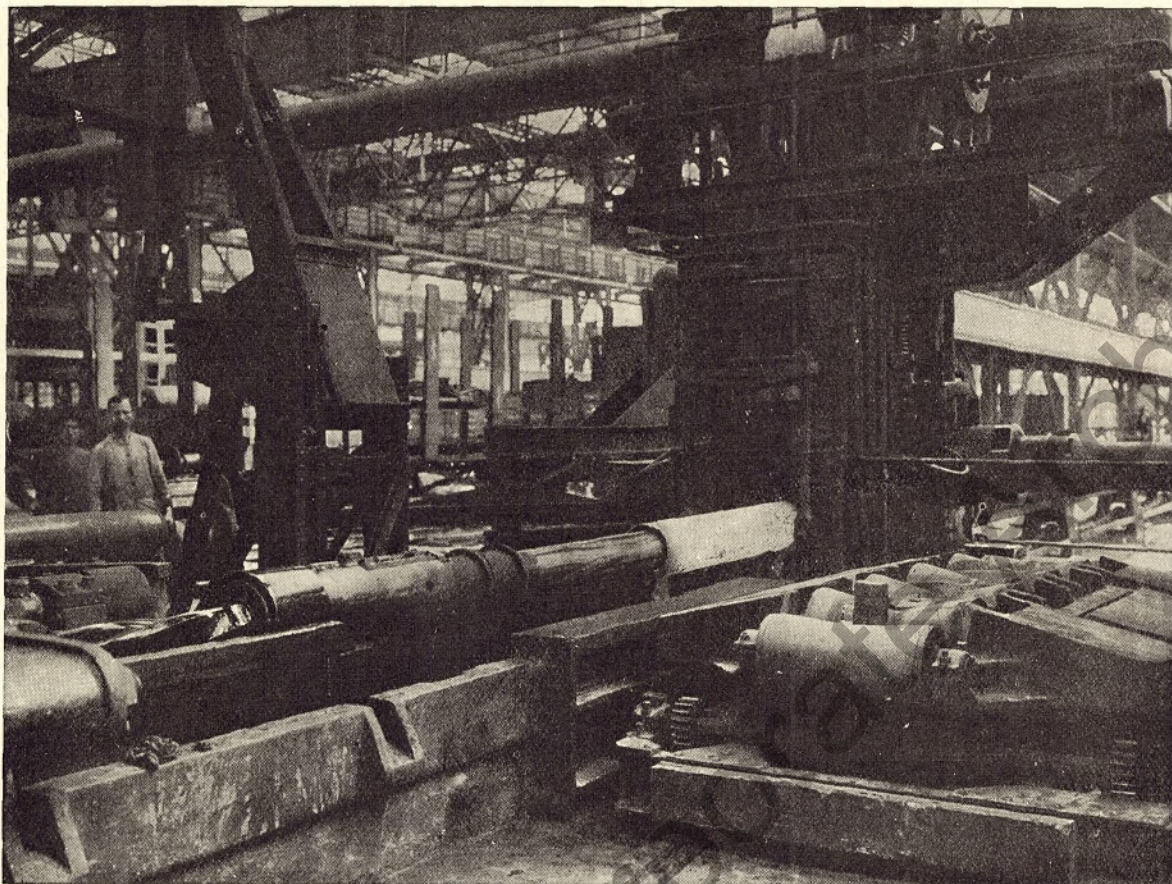


Abb. 20. Mälgerwalzwerk

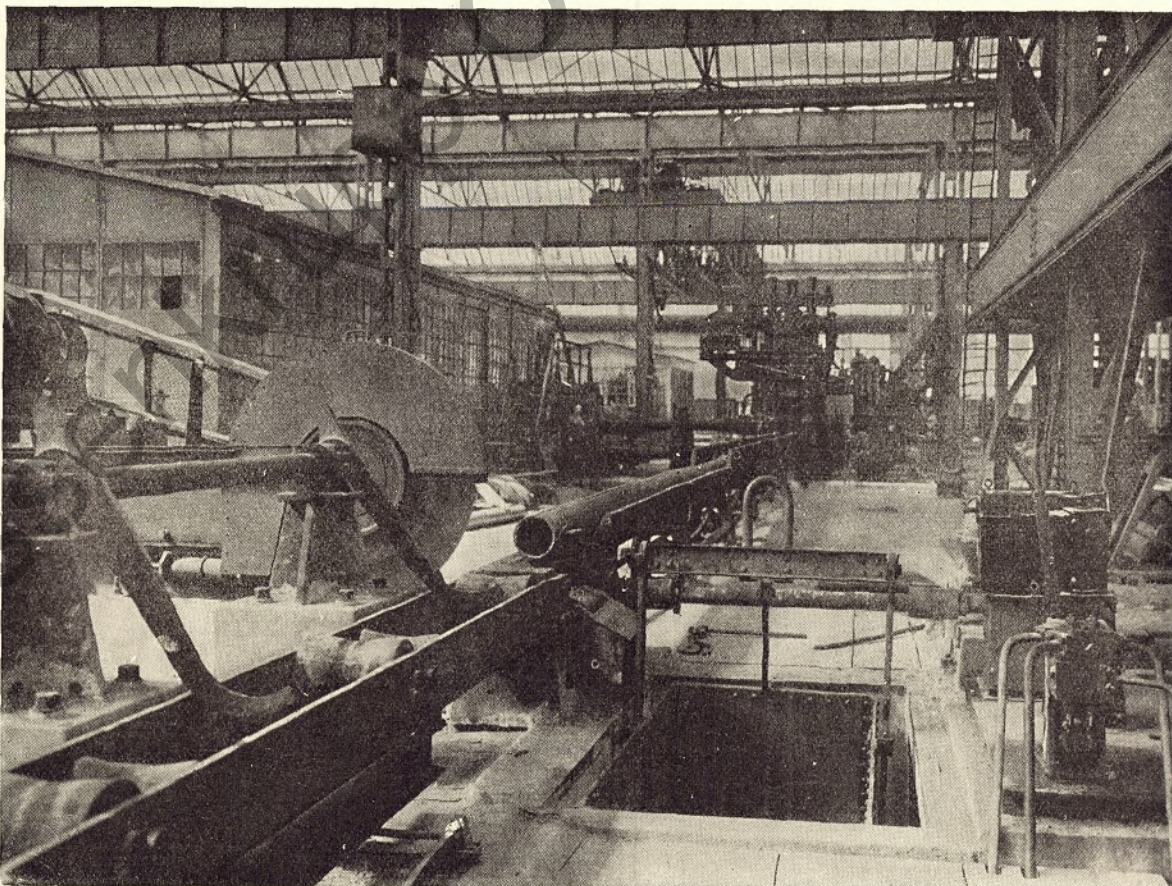


Abb. 21. Wärmefäße

Stahlwerk.

Die gesamte Konstruktion besteht aus vier Feldern von je 32 m Länge und zwei Nebenseitenfeldern in einer Gesamtlänge von 161 m. Abb. 24 gibt einen Querschnitt der Anlage wieder. Die Ofenhalle nimmt vier Öfen von je 80 bis 150 t auf. Bisher sind zwei Rippöfen (Abb. 25 u. 26) aufgestellt. Ein dritter ist im Bau. Das Wasser der gekühlten Ofentüren dient zur Warmwasserbeheizung der Betriebsbüros usw., bevor es der Rückgewinnungsanlage zugeführt wird. Das Stahlwerk selbst besteht aus einem vollkommen geschlossenen Schrottplatz (Abb. 27), Ofenhalle, zwei Gießhallen (Abb. 28) und einer Blockhalle (Abb. 29). Die höchste Erhebung bis Unterkante Dachbinder

Zur Bewältigung des Materialtransportes dient eine Krananlage von insgesamt 17 Kränen, und zwar:

3 Gießkräne	je 90 t
1 Roheisengießkran	50 t
1 Kalkkübelkran	20 t
3 Transportkräne	je 15 t
1 Transportkran	10 t
1 Auslegerdrehkran	10 t
3 Ronsoldrehkräne	je 10 t
2 Muldentransport- und Magnetkräne	je 15 t
2 Chargiermaschinen	je 5 t

Die Verbindung zwischen Bunkeranlage und Chargier-

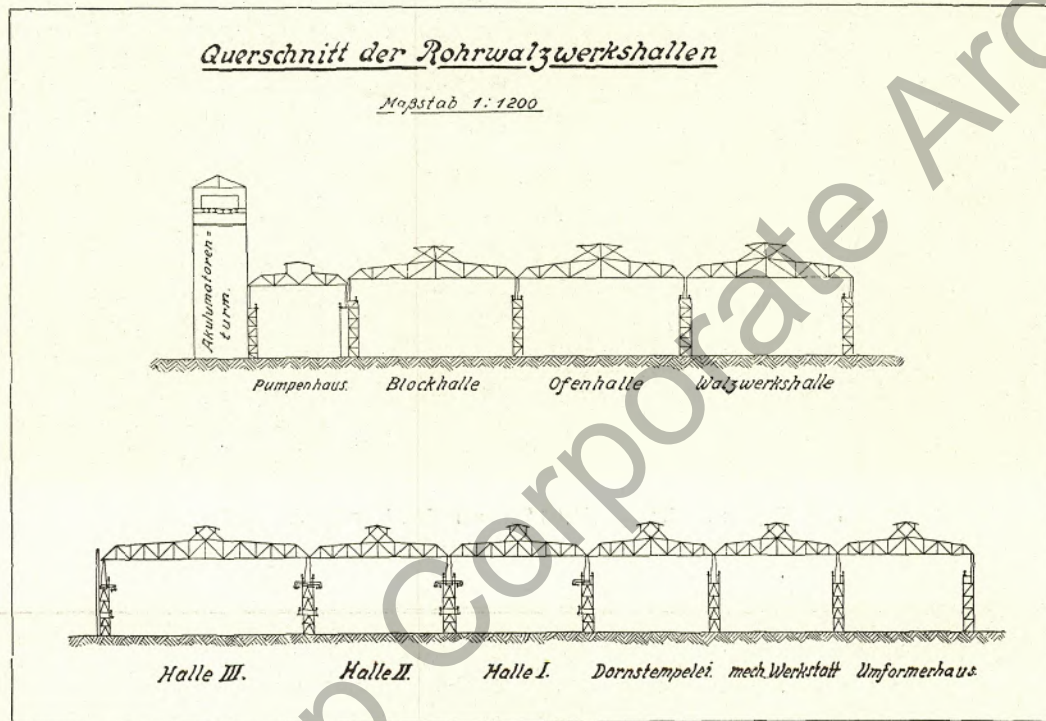


Abb. 17

beträgt 29 m. Neben dem eigentlichen Stahlwerk liegt eine Bunkerhalle für Erze, Kalk, Dolomit nebst zugehöriger Aufbereitungsanlage. An diese Hallen schließt sich mit gleicher Kranbahn ein unbedachter Schrottplatz an. Für Aufbewahrung der notwendigen Steine und Reserveteile ist ein großer und geräumiger Schuppen von 130 m Länge und 28 m Breite errichtet. Eine bis ins kleinste durchdachte und mit den modernsten Meßapparaten ausgestattete Wärmestelle, die sehr übersichtlich zusammengestellt ist, besorgt eine scharfe Kontrolle der Öfen und des Gases, des Kühlwasser-, Preßluft- und Stromverbrauches, Kontrollen, die genaue Feststellung der Erzeugungskosten ermöglichen.

bühne besorgen zwei Einschienenlaufwagen von je 15 t.

Die Bahnanlagen des neuen Werkes sind als geschlossenes Ringgleise durchgeführt. Um die Belegschaft vor den Gefahren beim Überschreiten der Gleise zu schützen, ist ein 150 Meter langer Tunnel (Abb. 30) gebaut, der von der gegenüberliegenden Seite der Straße unter diese ins Werk führt und in einem geräumigen Mannschaftsgebäude endet. Dieses enthält Marktentkontrolle, Waschkäule, Aufenthaltsräume, Feuerwehrtdepot, Unfallstation usw. Von den Ausgängen des Mannschaftsgebäudes aus verteilt sich die Belegschaft auf die einzelnen Betriebe.

Querschnitt Stahlwerk.

Maßstab 1:1200

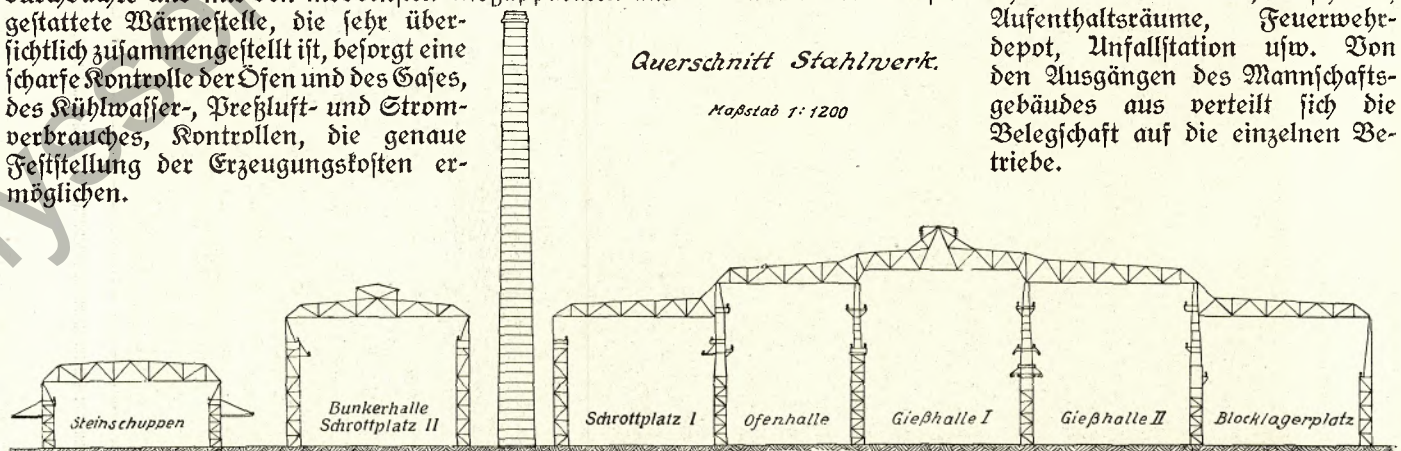


Abb. 24



Abb. 22. Röhrenadjustage

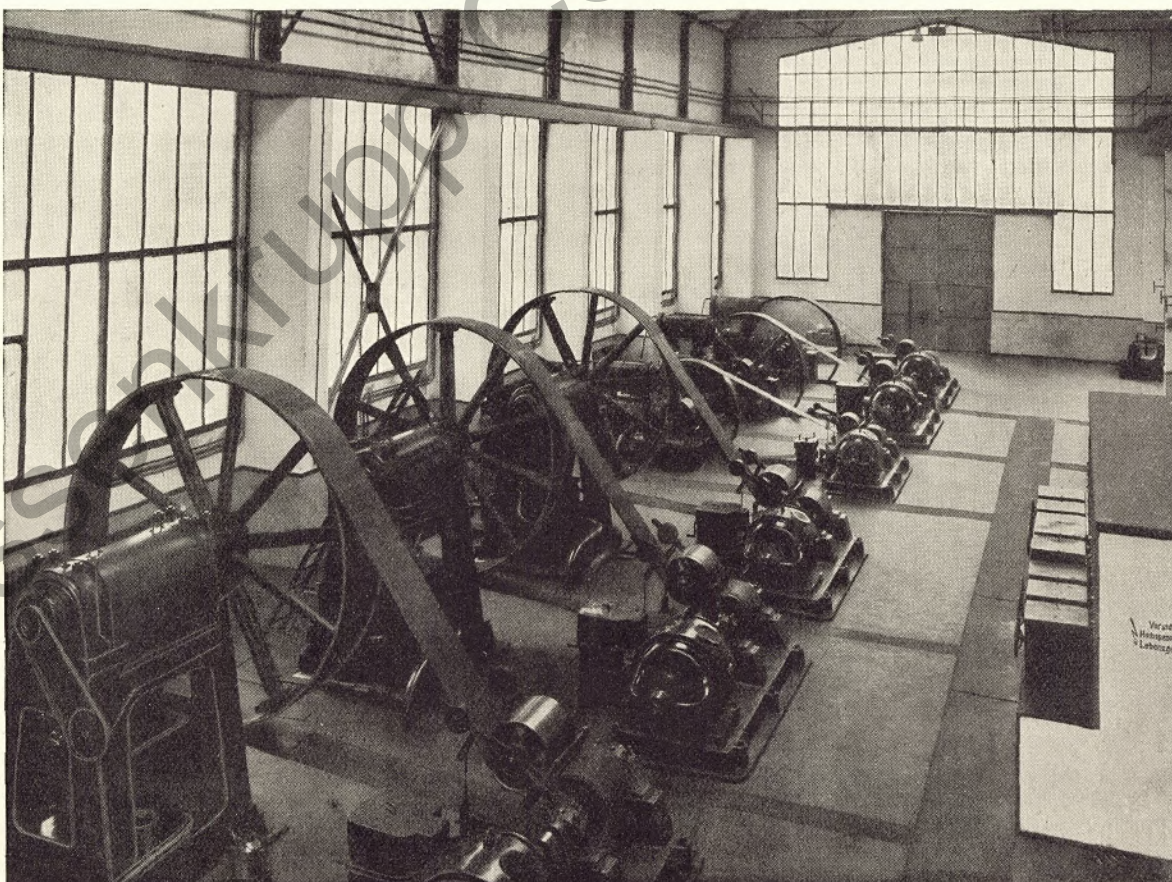


Abb. 23. Maschinenhaus für Preßwasser und Preßluft

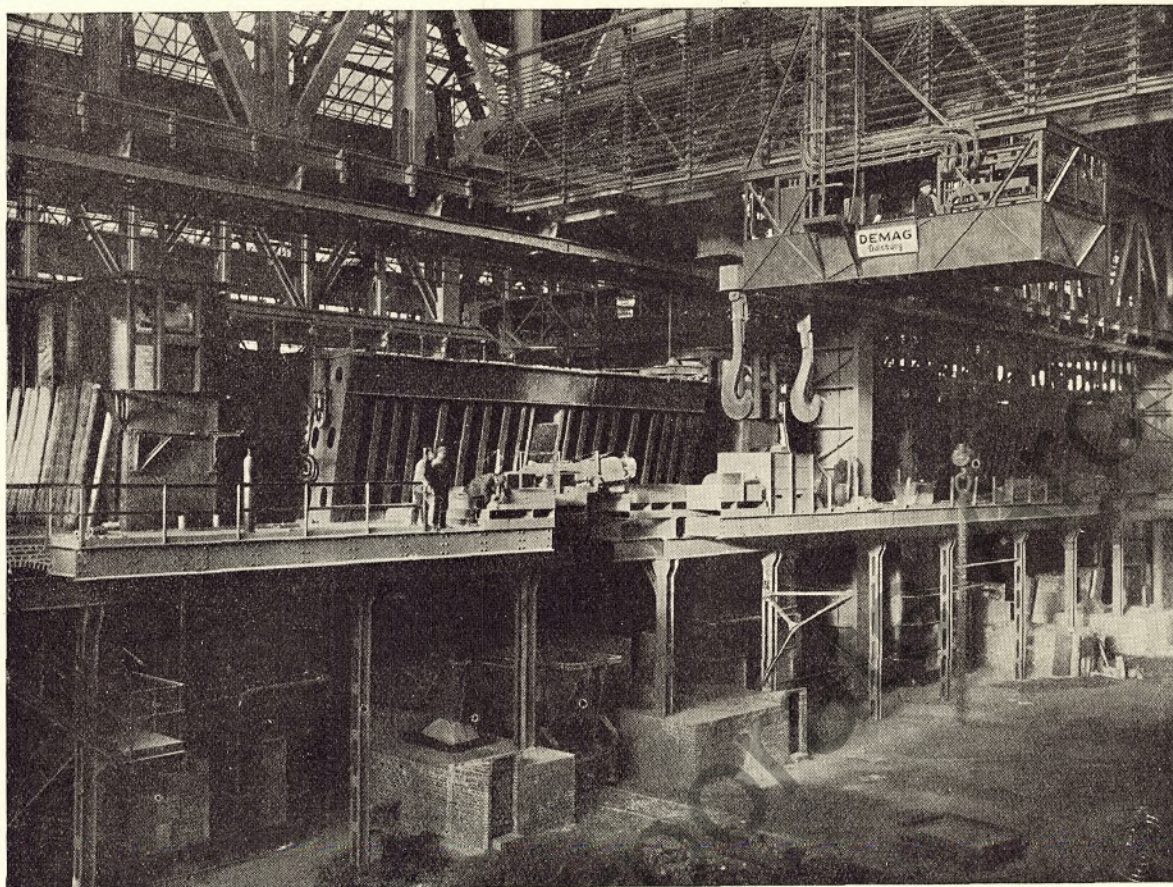


Abb. 25. Martinofen von der Gießhalle aus gesehen

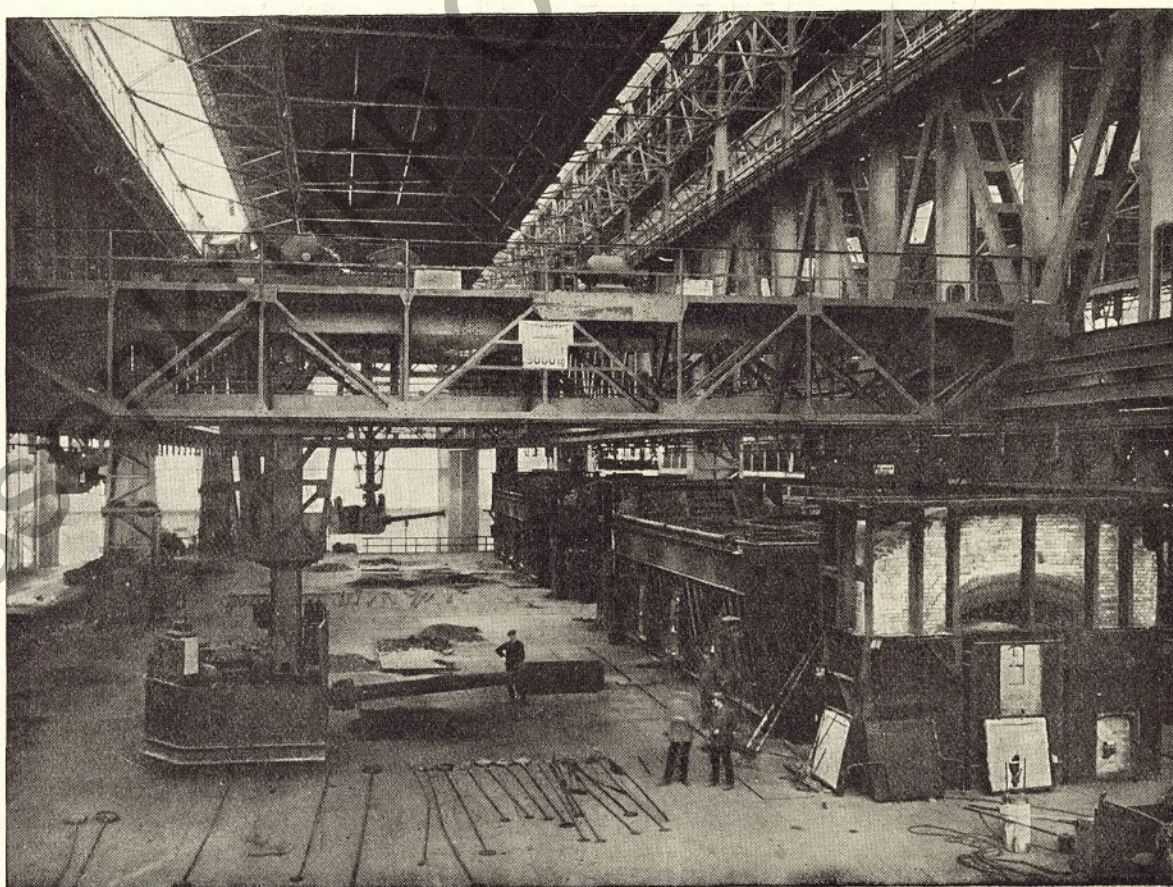


Abb. 26. Ofenbühne

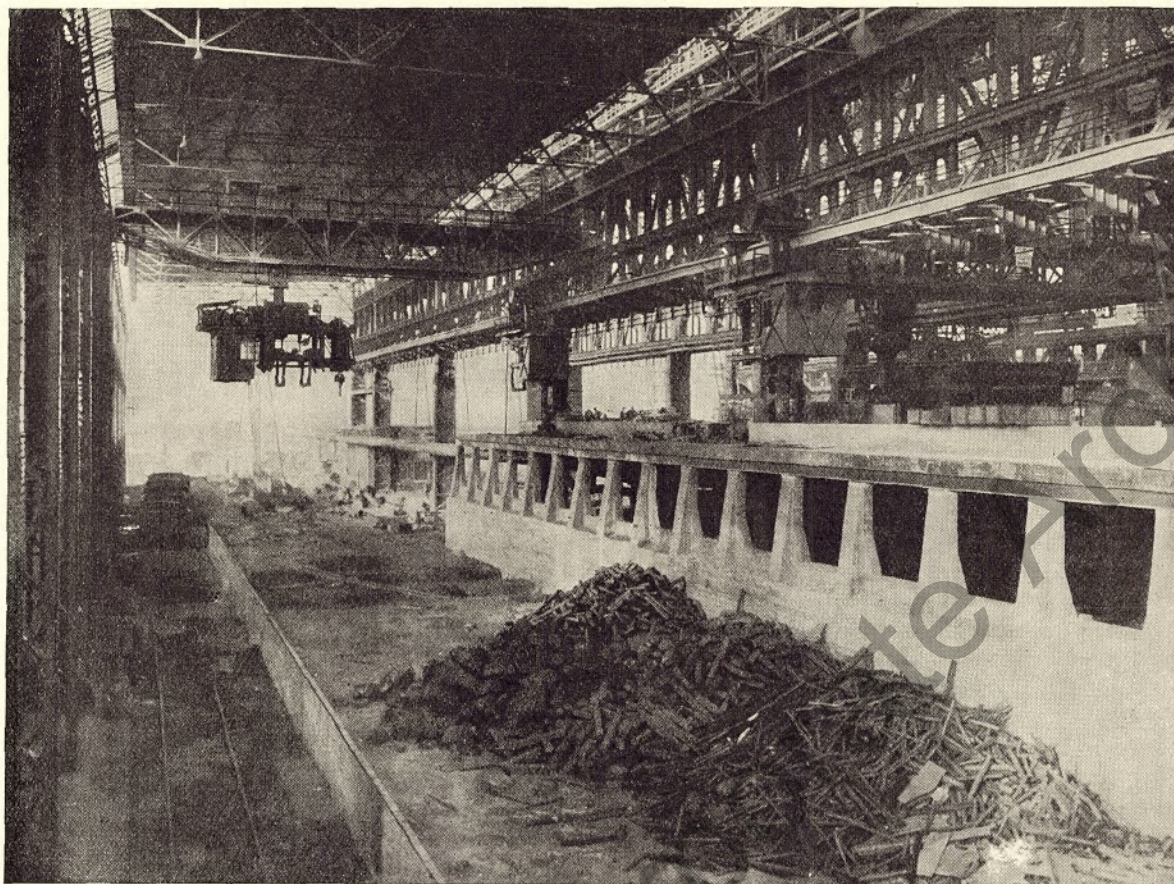


Abb. 27. Überdachter Schrottplatz



Abb. 28. Siebhalle I



Abb. 29. Bodhalle



Abb. 30. Unterführung zum Eingang des Werkes



JERUSALEM UM 1860

Nach einem Ölgemälde von A. Löffler, München

Unsere früheren Kolonien

Von Karl Mosig, Berlin

I.

Durch den Versailler Friedensvertrag sind uns unsere überseeischen Besitzungen bzw. die Schutzgebiete genommen worden. Um diese Wegnahme zu bemänteln, erfanden unsere Gegner die Legende von unserer kolonisatorischen Unfähigkeit. Diese Ansicht ist inzwischen durch das Verhalten der Eingeborenen unserer Kolonien und durch unbestreitbare andere Tatsachen so sehr widerlegt worden, daß sie zur Lächerlichkeit für jeden vernünftigen Menschen auch auf der Gegenseite geworden ist.

Sachlich und unparteiisch urteilende Sachverständige aus dem Lager der andern Mächte haben ausgesagt, wie mustergültig unsere Kolonien verwaltet und gefördert worden waren, im besonderen unter Berücksichtigung der verhältnismäßig kurzen Zeit seit deren Besitzergreifung durch uns, und man vernimmt, daß es nicht glückt, diesen früheren Zustand wieder zu erreichen. In Deutsch-Ostafrika hat man eine unter den Eingeborenen vorgenommene Volksabstimmung für oder gegen Deutschland schleunigst unterbrochen, als man schon in den Anfängen den Mißerfolg der neuen Herrschaft ersehen mußte.

Nun mag es in deutschen Ländern noch genug Leute geben, die sich leichtsinnig mit dem Verlust unserer Kolonien abgefunden haben aus dem leichtfertigen Gedanken heraus, daß diese Angelegenheit nicht sehr wichtige Lebensbelange des deutschen Volkes berühre. Kolonialbesitz sei eben für Deutschland nicht notwendig, ja er sei ein Luxus, den sich das Deutsche Reich als mächtiger reicher Staat wohl vor dem Kriege erlauben durfte*. Diese irrige Ansicht zu bekämpfen, sollen die nachfolgenden Zeilen dienen.

Es ist bekannt, daß Deutschland als Kolonialmacht sehr spät auf den Plan getreten war, sich auch an den Weltmarkt setzte, wo bereits eine ganze Anzahl anderer Nationen sich es hatten wohl sein lassen und — um im Bilde zu bleiben — sich reichlich gesättigt hatten. Es blieben für die Deutschen nur noch einige nicht beachtete Restgerichte, die aber immerhin schmackhaft und bekömmlich waren.

Wohl hatte schon ein deutscher Fürst, der Große Kurfürst, vor mehr als 2½ Jahrhunderten, durch seine näheren Beziehungen zu den Niederlanden darin bestärkt, mit weitem Blick die Nützlichkeit von Kolonialbesitz in Verbindung mit einer eigenen Handels- und Kriegsflotte erkannt und an der Westküste Afrikas festen Fuß gefaßt. Die Eifersucht der Holländer wurde durch diese koloniale Betätigung des Kurfürstentums Brandenburg derart hervorgerufen, daß ein holländischer General mit einer Flotte 1687 die Kolonien überfiel und die Waren beschlagnahmte. Der Große Kurfürst wurde leider durch seinen vorzeitigen Tod daran gehindert, sich mit den Waffen Genugtuung zu verschaffen. Ebenso wurden die Nachfolger des Großen Kurfürsten durch die schweren Kämpfe für den weiteren Ausbau des mächtig aufstrebenden Preußen von der weiteren Verfolgung der weit-sichtigen Pläne ihres Vorfahren abgelenkt. König Friedrich Wilhelm I. verkaufte dann schließlich die Kolonien an Holland.

* Wer sich über unsere Kolonien näher unterrichten will, dem sei das ausgezeichnete Buch „Das überseeische Deutschland“ von Hauptmann Gutler, auf dessen Schilderungen ich mich zu einem guten Teil stütze, empfohlen.

Welchen bedeutenden Einfluß die neu erwachsende Kolonialwirtschaft hatte, geht daraus hervor, daß sich derselbe Herrscher wie auch Friedrich der Große genötigt sahen, die Einfuhr von Kolonialprodukten, wie z. B. Tee, Kaffee, Kakao, außerordentlich mit Zoll zu belegen bzw. ganz zu verbieten, um das Abströmen der Geldmittel aus dem eigenen Lande zu verhüten. Die Bevölkerung mußte sich mit Ersatzmitteln behelfen, die im Lande selbst hergestellt wurden, ganz ähnlich wie wir es in erweiterter Weise während des Weltkrieges tun mußten.

Ich sagte vorhin, daß sich am Weltmarkt einige Völker reichlich gesättigt hatten. Hierbei denke ich besonders an Spanien und Portugal. Jenes Land reizten hauptsächlich die Edelmetalle. Ungeheure Schätze an Gold und Silber sind seinerzeit aus Amerika nach Spanien gebracht worden. Der leichte Gewinn veranlaßte zur Auswanderung, andererseits wurde die ländliche und gewerbliche Arbeit vernachlässigt. Man konnte doch alles für das Gold anderswo kaufen. So wurden durch das spanische Gold Handel und Gewerbe nur in den anderen Ländern gefördert, wohin das Gold wieder abströmte. Als die Goldquellen zu versiegen begannen, mußte der Rückschlag eintreten. In diesem Vorgange ist außer anderen tieferliegenden Ursachen der damalige rasche Niedergang der einstigen Kolonial- und Seemacht Spanien mit zu suchen.

Bei Portugal spielt die starke Blutmischung mit der eingeborenen Bevölkerung ihres einstigen riesigen Kolonialbesitzes eine wesentliche Rolle. Eben mit Eingeborenen wurden als geschicklich angesehen. Rückwanderung in das kleine Mutterland zog dieses mehr und mehr in starke Mitleidenschaft.

Kolonisation im eigentlichen Sinne haben sowohl Spanier wie Portugiesen anfänglich nicht ausgeübt. Sie nutzten diese Länder lediglich aus, und durch Mißgriffe in der Verwaltung wurden ihnen z. B. die Besetzung der Karolinen im Stillen Ozean auf die Dauer zu kostspielig. Darum verkauften sie 1899 diese Inseln für 16¼ Millionen Pesos an Deutschland. Als eigentliche Kolonialmacht ist Spanien aber nicht ohne nachdrückliche Hilfe Englands von der Weltbühne abgetreten. Portugal verlor den Hauptteil seines kolonialen Besitzes ebenfalls an England. Holland hat für seine Größe noch einen ansehnlichen Kolonialbesitz. Seine Vorherrschaft mußte es nach viele Jahrzehnte währendem Kampfe ebenfalls an England übergehen lassen. Schon 1652 bis 1654 unterlag es in dem Kriege mit England und mußte die Cromwellsche Navigationsakte anerkennen. Damals fuhren nach Angaben von Colbert von 20 000 europäischen Schiffen etwa 15 000 unter holländischer Flagge. Zielbewußt und rücksichtslos verfolgte England sein Ziel der Aneignung der Welt- und alleinigen Seeherrschaft. England richtete nun seine Herrschaft auf, auch ohne vor Härte gelegentlich zurückzuschrecken. Andererseits müssen wir aber bekennen, daß England die unterworfenen Völker meistens wieder zu versöhnen, ja vor seinen Wagen zu spannen verstand. Es kolonisiert hervorragend im Gegensatz zu anderen Ländern. Es hielt seine Rasse rein, und selbst solche Volksgenossen wurden boykottiert, die z. B. eine eheliche Verbindung mit hochstehenden Indiern aus vornehmerem Geschlecht eingingen.

Frankreich ist eine alte, wenn auch ursprünglich nicht bedeutende Kolonialmacht. Es hat seinen afrikanischen Besitz noch in neuerer Zeit mächtig auszudehnen gewußt und in Asien neue Kolonien dazu erworben. Seine Bestrebungen um die Seeherrschaft mußte es 1682 aufgeben, als es von den vereinigten Holländern und Engländern entscheidend zur See geschlagen wurde.

Für Rußland ist das riesige Sibirien als Kolonie zu betrachten; es wußte aber bisher nicht allzuviel damit anzufangen. In neuerer Zeit ist Italien als Kolonialmacht aufgetreten, deren Anfänge der Krieg um Tripolis mit der Türkei waren.

Belgien hat seinen Kongostaat, ein Riesengebiet, das allerdings mehr als gesellschaftliche Gründung nur wenigen Beteiligten ungezählte Millionen bisher eingebracht hat.

Wir sehen Japan als Kolonialmacht auftreten und sich in einen Teil unserer früheren Besitzungen im Stillen Ozean festsetzen. Wir sehen ferner, wie Amerika die Philippinen den Spaniern abnahm. Es verstand, uns schon vor dem Kriege zum Teil von den Samoa-Inseln zu verdrängen. Die größte Insel der Mariannen mit 514 qkm Flächenraum mußten wir ebenfalls Amerika überlassen, und man fragt sich zunächst erstaunt:

was will Amerika, dieses Riesenland mit einer etwa einhalbmal größeren Einwohnerzahl als das übervölkerte Deutschland, mit solchen kolonialen Ausdehnungen?

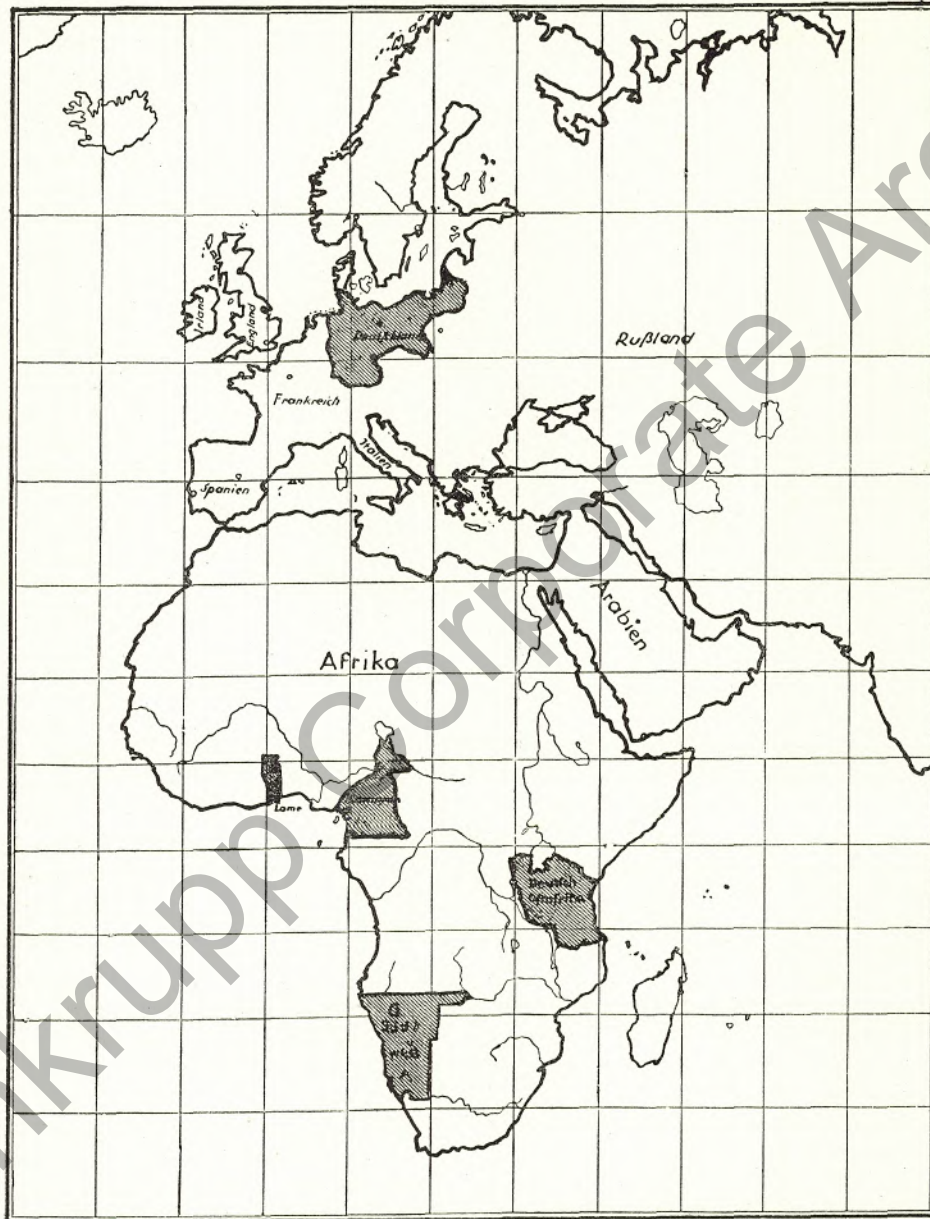
Bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein spielte nun Afrika zum weitaus größten Teil, abgesehen von Ägypten und Kapland, als eigentliches Kolonialland keine Rolle. Es lag dies daran, daß Afrika bis dahin ein unbekanntes, schwer zugängliches Land und sein Wert für eine spätere Zukunft nicht erkannt worden war. In der Hauptsache diente es jahrhundertlang fast ausschließlich zur Beschaffung des schwarzen Elfenbeins, d. h. der Sklaven, die zu Hunderttausenden nach Amerika

und anderswohin geschleppt wurden. Riesige Gebiete waren noch vollständig herrenlos, als Deutschland in den achtziger Jahren seine Erwerbungen in Afrika machte. Mit einemmal erwachten nun die Aufmerksamkeit und der Neid der bisherigen Kolonialmächte und es begann ein förmlicher Wettlauf der verschiedenen Nationen.

Noch aber hatte der koloniale Gedanke im deutschen Volke nicht Wurzel gefaßt, es verhielt sich gleichgültig, ja ablehnend den Bestrebungen der weitblickenden Männer gegenüber, die

gegenüber, die dem deutschen Volke für nahe und fernere Zukunft auszeichnende Daseinsmöglichkeiten schaffen wollten. So kam es, daß wir im Wettlauf zum Teil zurückblieben, ja, daß wir um des lieben Friedens willen einen Teil der Erwerbungen, die wir schon fest in Händen hatten, auf das Geschrei unserer Mitbewerber wieder fahrenließen. Das letzte Schauspiel dieser Art lieferten wir in der Marokko-Sache.

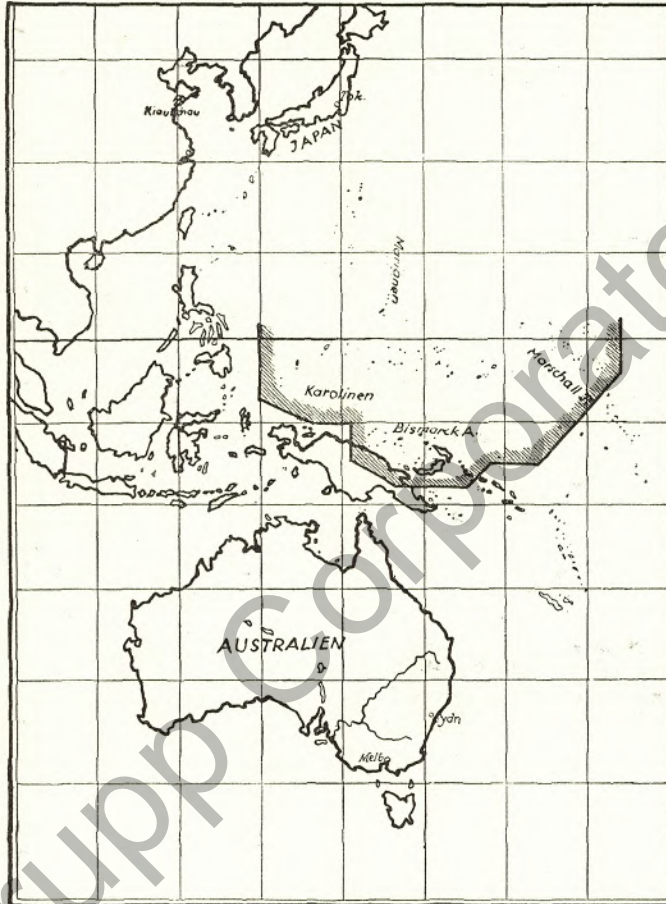
Die Kolonien teilt man nun in Siedlungs- und Handelskolonien ein. Jene sollen die Möglichkeit geben, überschüssige auswanderungslustige Bevölkerung in Gebieten, die mit dem Heimatlande in enger Verbindung bleiben, geschlossenen anzusiedeln, zur Erhaltung des Volkstums, der Sprache, zur Schaffung eines über-



seeischen Deutschlands. Als solche Kolonie kam in erster Linie unser südwestafrikanisches Schutzgebiet in Frage.

Wenn man bedenkt, daß viele Hunderttausende unserer Stammesbrüder auf fremder Erde unter anderen Völkern ihr Fortkommen und bessere Lebensbedingungen suchen müssen, die ihnen die Heimat nicht mehr gewährte und gewähren konnte, daß diese Hunderttausende zum großen Teil der deutschen Heimat, dem Deutschtum, entfremdet wurden und mit den Boden bereiten halfen, auf dem andere neue Völker gesund emporenwachsen konnten, muß einen ein wahrer Jammer erfassen. Wie arg sind wir nun erst daran nach dem verlorenen Kriege!

Nicht minder wichtig, ja vielleicht wichtiger sind die Handelskolonien, als die vorzugsweise die anderen Tropenkolonien anzusprechen sind. Sie bauen sich auf Eingeborenenkulturen auf, sie schaffen vor allen Dingen die Möglichkeit, auch einer Überbevölkerung daheim die nötigen Lebensbedingungen zu schaffen. Jedermann weiß, daß Deutschland nicht in der Lage ist, seine Bevölkerung aus den Erzeugnissen seiner eigenen Landwirtschaft zu ernähren, sondern daß es einen großen Teil der nötigen Nahrungsmittel einführen muß. Um sich nun die fehlenden Lebensmittel zu beschaffen, dient in erster Linie der Absatz von Industrieartikeln, die wir mit anderen Ländern mittelbar oder unmittelbar austauschen, die ihrerseits Überschuß an Lebensmitteln haben. Selbstverständlich müssen wir für die eigenen Bedürfnisse schon eine Industrie haben, die um so kräftiger und umfangreicher sein muß, als besonders mit wachsender Bevölkerung die zum Austausch nötigen freien Lebensmittel fehlen. Deutschland ist also gezwungen, bei seiner starken Bevölkerung ein Industriestaat zu sein, wobei allerdings gleichzeitig auf die nachhaltige Ausnutzung des Bodens unbedingt hoher Wert gelegt werden muß. Eine lebenskräftige gesunde Industrie kann aber nur bestehen, wenn sie möglichst unabhängig von anderen Ländern sich aufbaut, d. h. wenn die nötigen Rohprodukte im eigenen Lande bzw. in eigenen Kolonien gefunden werden und herzustellen sind. Es wird dadurch ein Abströmen der Geldmittel des deutschen Volksvermögens ins Ausland möglichst vermieden. Mit der Entwicklung der Kolonie tritt eine Steigerung des Umsatzes ein, denn die Kolonie liefert und bezieht. Selbst die unverzinslichen kolonialen Anlagewerte bilden im Grunde genommen keinen Verlust für das Volksvermögen, denn auch in solchem Falle verdient nur der deutsche Unternehmer, der deutsche Arbeiter, das Geld bleibt im Lande. Denken wir hierbei einmal an einen Bahnbau in den Kolonien. Durch die Lieferung von Schienen, Maschinen, überhaupt von Eisenbahnmaterial werden Hüttenwerke, Walzwerke, Maschinenfabriken mit ihren Tausenden von Angestellten und Arbeitern belebt. Die Reedereien, die diese Sachen in die Kolonien schaffen, werden in Arbeit und Verdienst gesetzt, und ihrerseits gibt die Reederei den heimischen Werften und den damit verbundenen Industriezweigen Arbeitsgelegenheit und Verdienst. Die an die Angestellten und eingeborenen Arbeiter beim Bahnbau gezahlten Löhne wandern zum weitaus größten Teil in die Faktoreien der Kaufleute, in denen der Weise wie der Schwarze die reichste Auswahl für seine Bedürfnisse findet. Der Neger spart nicht, hat auch nicht nötig zu sparen, er kauft alles.



Ich war einst auf einem Jagdausflug und hatte mich im Busch gelagert. Meine schwarze Gesellschaft war still geworden und hatte sich zum Schlafen hingestreckt. Neben mir unterhielt noch ein Diener geräuschlos das leise knisternde Lagerfeuer. Um mich die größte Stille. Unweit von meinem Lagerplatz wußte ich wohl ein Dorf, aber kein Lärm drang zu mir herüber. Ich träumte offenen Auges in die Tropennacht. Meine Gedanken waren daheim. Ich fuhr zusammen. Die Stille der Nacht zerriß ein krächzender Ton, dann hörte ich die gequälte Stimme irgendeines deutschen Opersängers. Ein Grammophon war in dem nahen verborgenen Dorfe von kundiger Negerhand in Betrieb gesetzt worden. Ich mußte mich ordentlich besinnen, daß ich noch in Afrika war.

Dieses Beispiel soll nur dartun, wie verhältnismäßig schnell die Eingeborenen europäische Kultur annehmen, wie sich die Bedürfnisse des Negers steigern können und seine Lebenshaltung wächst. Zur wirtschaftlichen Belebung ist nun unbedingt die Schaffung von ausreichenden Verkehrsmöglichkeiten notwendig. Hiermit geht die Anregung zum weiteren Anbau des Bodens, zum Absatz der von den Europäern verlangten Rohprodukte, die Belebung des Handels Hand in Hand. So vollzieht sich zwischen Heimatland und Kolonie ein stetig reger werdender Verkehr, eine wechselseitige Belebung in der Bodenkultur, in Handel und Industrie. Es entsteht ein viel verästelter Kreislauf von Geld und Waren. Obwohl wir erst im Anfang unserer kolonialen Entwicklung waren, betrug schon 1910 die Gesamteinfuhr in unseren Kolonien rund 130 Millionen

Mark, wovon etwa $\frac{1}{10}$ auf Afrika entfielen. Es sind dies alle möglichen Produkte, die fast gänzlich aus der Heimat stammen.

Weit wichtiger, ja ausschlaggebend für uns ist aber, wie ich schon ausführte, die Lieferung der von der heimischen Industrie und vom Volk geforderten Rohprodukte und Genußmittel.

Welche von diesen kommen nun bei unseren Kolonien in Frage? Es sollen nur die wichtigsten Erwähnung finden, wobei die angegebenen Werte sich auf die Zeit vor dem Weltkriege beziehen.

Baumwolle. Jährlich wurden in Deutschland für etwa 600 Millionen Mark Baumwolle eingeführt; an rund 10 Millionen Spindeln waren etwa 1,5 Millionen Arbeiter tätig. Rechnet man zur Webindustrie noch die Arbeiter in der Bekleidungs- und Webstuhlmaschinenindustrie, so dürfte die Zahl der mehr oder weniger unmittelbar hierdurch beschäftigten Arbeiter gewiß 2 Millionen überschritten haben. Der Wert der Erzeugnisse betrug über 1 Milliarde Mark. Baumwollieferant ist in

erster Linie für uns heute Amerika. Es braucht wohl kaum eines Hinweises, wie wichtig es gerade für uns ist, aus der Abhängigkeit von Amerika herauszukommen.

Außer der Baumwolle führte Deutschland jährlich für fast $\frac{1}{2}$ Milliarde Mark Schafwolle ein. Auch hierin hätte im Laufe der Zeit eine Änderung zu unseren Gunsten herbeigeführt werden können, da nach Paul Rohrbach in Südwestafrika die Wollschaf- und Angoraziegen-Zucht außerordentlich belebt werden kann, denn etwa 20 Millionen dieser Tiere finden dort ausgiebige Nahrung.

Kautschuk und Guttapercha. Deutschland brauchte davon rund für 80 Millionen Mark. Die Ausfuhr allein an Gummiswaren belief sich auf etwa 85 Millionen Mark. Gummi wird in der elektrischen Industrie gebraucht, z. B.

zur Anfertigung isolierter Kabel und Drähte, weiter in der Automobil- und Radfahrindustrie, in der Gummiswarenindustrie vom Luftschiffpropfen und Gummihampelmann bis zur Gummibadewanne und Gummimantel. Die deutschen Schutzgebiete konnten uns schon für etwa 20 Millionen Mark dieser wichtigen Rohprodukte liefern.

Ölfrüchte. Sie finden Verwendung in einer ausgedehnten Industrie zur Herstellung von Seifen, Kerzen, Parfümen, Kunstbutter, Speiseölen, Heilmitteln. Es sind die Früchte der Ölpalme, des Schibaumes, die Erdnuß, das Sesam. Die Rückstände der Kokosnüsse werden als Kokosnußkuchen zu einem sehr nahrhaften Viehfutter verarbeitet. Die Fasern geben Seile und Matten. Der Bedarf Deutschlands an Ölfrüchten betrug vor dem Kriege etwa 270 Millionen Mark pro Jahr, davon entfielen auf unsere Schutzgebiete schon etwa 18 Millionen. Die Erzeugung war in andauernder Steigerung begriffen.

Sisal. Die Fasern dieser Pflanze werden zu Seilen, Stricken, Säcken usw. verarbeitet. Der Anbau in unseren Kolonien hatte sich sehr belebt. Ostafrika lieferte uns bereits für 3 Millionen Mark. Der Manilahans bleibt freilich nicht zu entbehren, da Sisal-Seile im Wasser nicht schwimmen, wie es solche aus Manilahans tun. Immerhin war die Nachfrage größer als das Angebot.

Holz. Ungeheure Mengen werden in Deutschland gebraucht und verarbeitet als Grubenholz, Bauholz, in der Papier-, Zellulose- und Möbelfabrikation. Obwohl Deutschland infolge seiner ausgezeichneten, aller Welt vorbildlichen Forstwirtschaft jährlich allein etwa 40 Millionen cbm Holz = etwa 600 Millionen Mark lieferte, mußten vor dem Kriege noch für etwa 300 Millionen Mark eingeführt werden. Unsere früheren Tropenkolonien, im besonderen Ostafrika und vor allem Kamerun durch seine fabelhaften geschlossenen Urwaldgebiete, haben hierin noch vorläufig infolge der fehlenden Bahnverbindungen völlig unbenuzt

stehende Werte von ungezählten Millionen. Die Regierungsstationen ließen sich ferner den Anbau von wertvollen Hölzern angelegen sein und sorgten dafür, daß kein Raubbau in den erschlossenen Gebieten getrieben wurde. Überhaupt griff allmählich auch eine planmäßige Aufforstung einzelner Gebiete, die durch Buschbrand gelitten hatten, Platz. In Ostafrika, im Usambara-Gebirge war bereits die planmäßige Ausnützung von Waldungen durch eine Firma in die Wege geleitet worden, wozu im besonderen der Bau einer kostspieligen Drahtseilbahn nötig wurde. Edelhölzer sind hauptsächlich Eisenholz oder Teakholz, Ebenholz, Mahagoni, Odunholz und eichenartige Hölzer.

Elfenbein. Dieses kommt allerdings mehr als Luxusartikel in Frage. Mit der fortschreitenden Entwicklung der Kolonien muß dieses Erzeugnis von selbst zurückgehen.

Neben den industriellen Rohprodukten sind für das Volkwohl die kolonialen Nahrungs- und Genussmittel von großer Wichtigkeit.

In erster Linie ist hier der Kakao zu nennen. Die Gesamterzeugung der Erde war vor dem Kriege auf etwa 150 Millionen kg anzunehmen. Deutschland war darin infolge seiner ausgedehnten und hochstehenden Schokoladenerzeugung ein Hauptabnehmer mit etwa 65 Millionen Mark. Kamerun allein lieferte bereits aus den sehr jungen Pflanzungen für 3 Millionen Mark. Der Kameruner Kakao ist der vorzüglichste und stellt sich den besten Sorten aus dem tropischen



Angora-Ziegenböde

Amerika ebenbürtig zur Seite. Es sind im besonderen ausgedehnte Gebiete des gewaltigen vulkanischen Kamerungebirges, die für den Anbau in Frage kommen.

Dann Kaffee. Auch hierin war Deutschland mit etwa 3 kg pro Kopf der Bevölkerung neben den Vereinigten Staaten von Amerika mit 5 kg und Holland mit 8 kg pro Kopf ein Hauptabnehmer der Weltproduktion. Diese belief sich auf über 1 Milliarde kg jährlich, von denen bis auf einen sehr kleinen Prozentsatz alles Amerika lieferte. Die Einfuhr in Deutschland betrug für etwa 200 Millionen Mark pro Jahr. Es wäre darum sehr schön gewesen, wenn wir in unseren Kolonien wenigstens einen Teil unseres Verbrauches hätten ziehen können. Anfänge waren auch da bereits gemacht worden.

Kaffeeepflanzungen erfordern große Aufmerksamkeit, Pflege und längere Wartezeit. Der Kaffeebaum ist afrikanischen Ursprungs, obwohl sein Anbau da am wenigsten getrieben wird. Er kam über Arabien nach Indien. Anfang des 18. Jahrhunderts erst nahmen ihn die Holländer auf Java in Kultur. 1706 wurde das erste Bäumchen von dort nach Amsterdam gebracht, hier, also in Europa, gepflegt und weiter vermehrt. Von diesen Pflanzen nahmen

dann die Kaffeepflanzungen in Amerika ihren Ausgang. Im Laufe von kaum 1 1/2 Jahrhunderten versorgte Amerika bereits die ganze Welt mit Kaffee. Können wir hieraus nicht schließen, was uns Afrika in 100 Jahren sein kann?

Für Teeplantung dürften sich unsere Schutzgebiete vielleicht nicht eignen. Abgeschlossene Urteile sind aber noch nicht gewonnen worden. Für Deutschland spielt dieses Genußmittel keine wesentliche Rolle, denn die Deutschen trinken in der Hauptsache Kaffee (während z. B. der Russe hauptsächlich den Tee bevorzugt).

Als weiteres Genußmittel ist auch die Kolanuß zu bezeichnen. Mehr und mehr fängt auch der Europäer an, daran Geschmack zu finden, während die Kolanüsse seit langem im inneren Handel der Tropenkolonien eine überaus stark begehrte Ware sind. Kola wirkt außerordentlich erfrischend, belebend und anregend nach geistigen und körperlichen Anstrengungen. Ähnlich wie Kaffee oder Tee. Kamerun lieferte schon etwa 100 000 kg nach Deutschland.

Der Tabakanbau wurde in unseren Kolonien noch wenig betrieben. Die Pflanzer konnten in andern Artikeln bisher schneller sicheren Gewinn erhoffen.

Ein für die koloniale Ausfuhr wichtiges Produkt ist der Mais. Sein Anbau durch die Eingeborenen hatte sich seit den Bahnbauten außerordentlich belebt. Togo allein verschiffte für 2 Millionen Mark nach Deutschland.

Erdnüsse wurden mehr und mehr geschätzt und stark verlangt. Die Einfuhr war beträchtlich.

Für Reisanbau kommen unsere früheren Esadseengebiete in Kamerun in Frage.

Zukunftsfache war die Herstellung von Fruchtconserven aus Tropenfrüchten. Eine Ananas konnte man beispielsweise in Togo für 5 Pfennig kaufen, eine ganze Bananenstaude mit mehreren Hunderten von Früchten für 50 Pf. Dann gibt es vorzüglich schmeckende Mangopflaumen von Hühnereigröße; selbstverständlich wachsen auch Orangen, Zitronen. Alle diese Früchte werden noch nicht in Kulturen gezogen, sie wachsen wild. Tomaten sind unkrautartig verbreitet.

An Arzneimitteln läßt sich das teure Chinin von dem häufig vorkommenden Chinarindenbaum gewinnen. Für ausgedehnten Weinbau mit Kelterung und Rosinengewinnung soll Südwestafrika sich vorzüglich eignen. Die feurigen Kapweine, die unter gleichen Verhältnissen gewonnen werden, sind bekannt.

Eine wichtige Rolle für die heimische Lederindustrie bilden die Gerbstoffe. In den Mangrovendickichten von Kamerun und Ostafrika sind unerschöpfliche Werte für unsern Bedarf vorhanden.

Auch an Erbschätzen konnten wir von unseren Kolonien viel erwarten. Auf Inseln unseres früheren Südseegebietes sind zum Teil kolossale Lager von Phosphaten vorhanden, das als vorzügliches Düngemittel dient. Auf einer dieser Inseln sind 40 bis 50 Millionen Tonnen annähernd festgestellt worden. Schon vor dem Kriege war Deutschland

an die Ausbeutung geschritten (etwa 4 Millionen Mark pro Jahr), jetzt wird die wertvolle Insel meines Wissens von den Japanern ausgenützt.

Von hervorragender Wichtigkeit für die heimische Industrie ist das Kupfer, das wir leider in unserem Vaterland als Rohmaterial nicht vorfinden. Der Zufall wollte es, daß in dem bisher wenig beachteten Südwestafrika bei Tsumeb und anderswo reichste Kupfererzvorkommen entdeckt wurden. Durch einen Bahnbau der Firma Orenstein & Koppel wurde diese Gegend erschlossen und die Ausbeutung in die Wege geleitet. Schon 1908 wurden etwa 30 000 Tonnen Kupfererze verschifft, die etwa einem Fertigwert von 25 Millionen Mark entsprechen. Auch Bleierze werden in Südwestafrika gewonnen. Eisenerze sind bei Banjeli in Togo vorhanden. Abbauwürdiges Gold hat man in Ostafrika gefunden, etwa 1 Millionen Mark pro Jahr. Weiter fand man Schwefellager in Südwest. Glimmer wurde im Ugurugebirge in Ostafrika ausgebeutet und Marmorbrüche bei Rubus in Südwestafrika.

Auch Edelsteine wie Kopal, Rubin, Beryll, Topas wurden gefunden und ausgeführt, und dann erinnern wir uns an die Diamantfelder in Südwestafrika, die dem Deutschen Reiche viele Millionen einbrachten (Ausfuhr 1910 rund 27 Millionen Mark).

Von großer Wichtigkeit für die Zukunft sollte die Viehzucht für unsere Kolonien und damit für das Heimatland werden. Südwestafrika hat beispielsweise ein Weidegebiet für etwa 3 Millionen Rinder und 20 Millionen Wollschafe und Angoraziegen. Welche Ausichten bieten sich nicht da für kommende Generationen durch Anlage von Fleischkonservenfabriken! In Kamerun bestand eine Sennerei, die Milch, Käse und Butter lieferte.

Und nun noch ein Punkt: es ist der erzieherische Wert, den Kolonien für das Volk zur Abwendung von Krähwinkelerei zu großzügigem Denken haben. Warum sind uns wohl die Engländer in mancher Hinsicht und im besonderen in der Politik so überlegen? Das macht, daß Hunderttausende von ihnen in den großen Besitzungen, vor allem in Indien, in jungen Jahren zu verantwortlichen Stellungen kommen, viele von ihnen mit einer Machtbefugnis, über die kaum mancher Herrscher verfügt. Das schärft und weitet den Blick, schafft selbstbewußte, wagende, unverzagte, politisch geschulte Männer.

Wir haben gesehen, was Deutschland von seinen früheren Kolonien verlangen durfte und konnte, und daß bereits ein viel verheißender Anfang gemacht worden war. Es gibt wohl keinen besseren Beweis für den Wert unserer Kolonien als den, daß unsere früheren Feinde diese in Monate und Jahre dauernden kostspieligen Kämpfen während des Weltkrieges zu erobern trachteten, und als das Kriegsglück dann schließlich gegen uns entschied, die Feinde uns die Kolonien unter allen möglichen Vorwänden abnahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Es ist etwas Großes um unser Tagewerk — etwas ganz Großes! Die Arbeit ist der Eckstein, auf dem die Welt ruht, sie ist die Wurzel unserer Selbstachtung.

Henry Ford, Mein Leben und Werk, 1923.

Der Bergbau im Spiegel der Kunst

Von Dr.-Ing. h. c. F. M. Feldhaus

Von allen technischen Ständen war der des Bergmannes der vornehmste. Vorübergehend wurde er nur von den Bauleuten übertroffen, die sich in den sog. Bauhütten zusammengeschlossen hatten. Nach dem Verfall der Bauhütten gingen ihre geheimnisvollen Gebräuche in das Freimaureertum über.

An den Brennpunkten des Bergbaues schlossen sich Arbeiter und Beamte zu Vereinen zusammen, die mit der Zeit eigene Kleidung, eigene Waffen, eigene Symbole und eigene Ausdrucksformen in der Fachsprache, im beruflichen Gesang, in der Kunst und im Kunstgewerbe bekamen. Die bergmännische Kunst fand ihre stärksten, selbständigen Ausdrucksformen zunächst auf dem Gottesacker, in der Kirche, in der Bildhauerarbeit der Grabsteine und der Kirchensäulen, wie auch später in der Glasmalerei. Die ältesten Urkunden dieser Art sind wohl die aus dem 14. Jahrhundert stammenden Glasfenster im Münster zu Freiburg, die den Bergbau des Schwarzwaldes verherrlichen. Manch bergmännisches Bild wird noch an den Tag kommen, wenn einmal die Bilderhandschriften der byzantinischen, römischen und gotischen Zeit von Technikern durchgesehen worden sind. Unsere Kunsthistoriker haben recht wenig Verständnis für solche aus dem Alltagsleben hervorgegangenen Darstellungen. Sie haben z. B. vor wenigen Jahren eine prächtige Bilderhandschrift aus dem Besitz der Familie von Waldburg auf Schloß Wolfegg in Württemberg in getreuer Nachbildung zum dritten Mal herausgegeben; aber nicht ein einziges der zahlreichen technischen Bilder dieser um 1480 entstandenen süddeutschen Handschrift ist auch nur mit einem Wort erklärt worden. Nicht einmal der Sinn der einzelnen Blätter ist angegeben. Aus dieser Bilderhandschrift stammt unsere Abb. 1. Sie zeigt eine Gebirgslandschaft, in deren Mitte ein von Stollen durch-

setzter erzhaltiger Berg steht.

Unser zweites Bild gibt eine Seite aus dem ersten in Deutschland erschienenen Bergwerksbuch wieder, das ums Jahr 1550 von Georg Agricola verfaßt wurde. Agricola lernte als Arzt in Sachsen den Bergbau kennen und eignete

sich so gründliche Kenntnisse an, daß er ein umfassendes Buch über die Technik des gesamten Berg- und Hüttenwesens schreiben konnte. Das Buch erschien 1556, ein Jahr nach dem Tode des Verfassers. Im folgenden Jahr kam eine allerdings mäßige deutsche Übersetzung heraus. Das Werk ist mit 297 ausgezeichneten Holzschnitten verschiedener Künstler geschmückt. Unser Bild zeigt den Umschlagplatz der aus dem Stollen kommenden Hunde vor der Erzwäsche. Die Hunde laufen mit breiten Rollen auf hölzernen Schienen, auf sog. Trömen oder Trämen. Von diesem Wort leitet sich übrigens unser heutiges Wort „Tram-Bahn“ ab.

Nachdem im Jahr 1492, dem Jahr der Entdeckung Amerikas, der Erzbergbau dort begonnen worden war, wurde 1521 an dem Platz, wo 1501 die Stadt Annaberg entstand, eine große Kirche erbaut. Dazu stiftete die Annaberger Knappschaft einen Flügelaltar, dessen Innen- und Außenflächen mit Szenen aus der Bibel und dem Bergbau geschmückt sind. Wir sehen in der dritten Abbildung die Rückseite dieses Altars, einen ausgedehnten Bechenplatz, wo rege gearbeitet wird.

Der Volkskunst entstammen einige eigenartige Schöpfungen, nämlich die Bergwerksmodelle, die sog. Stufen und die Einbaufaschen. Peter Döpfer aus Schneeberg soll um 1580 die mechanischen Bergwerksmodelle erfunden haben. Meist wurden sie von invaliden Bergleuten auf dem Rücken von Ort zu Ort getragen und der staunenden Menge gezeigt. Das älteste mir bekanntgewordene Stück dieser Art befindet sich im Städtischen Museum zu Braunschweig. Es ist ein hoher Kasten, darin in vier Stockwerken der Betrieb eines Berg- und Erz-



Abb. 1. Ein Erzbergwerk im 15. Jahrhundert — Bergleute bei der Arbeit. — Bergknappenstreit

hüttenwerkes in beweglichen Figuren gezeigt wird. Es stammt etwa vom Jahr 1720. Die „Stufen“ sind besonders schöne Fundstücke aus Erz oder seltenem Gestein, die auf einem Untersatz befestigt und mit kleinen Figuren verziert wurden, um so winzige Werke darzustellen. Oft wurden solche Stufen für reiche Herren von Goldschmieden kostbar ausgestattet. Besonders schöne Stücke dieser Art besitzen die Museen zu Wien und Dresden. Einbauflaschen sind ursprünglich an der Wasserkante heimisch, wo man mit langen spitzen Gängen durch den engen Hals einer Flasche Schiffe im Innern der Flasche mühsam zusammensetzte. Vereinzelt finden sich aber auch Bergwerke in Flaschen eingebaut.

Mit besonderer Sorgfalt behandelt wurde die künstlerische Gestaltung der bergmännischen Prunkwaffe, der Bergmannsart oder Bergbarte: das früheste mir bisher bekanntgewordene datierte Stück stammt aus dem Besitz des Herzogs von Braunschweig. Es ist künstlerisch in Eisen gegäßt und 1585 datiert. Ich veröffentliche das Bild mit Erlaubnis des Herzogs von Braunschweig und Lüneburg zum ersten Male. Auf dem Schaft dieser Prunkwaffe sind vier verschiedene Maßstäbe, die man im Erzbergbau brauchte, angebracht. Ein Blick auf die Schneide der Waffe (Abb. 4) zeigt, daß fast konzentrisch zum Bogen der Schneide Seilkreise laufen. Außerdem erkennen wir unterhalb und oberhalb des rechten Wappenlöwen zwei kleine Löcher. Im oberen Loch hing ein Faden, dessen Enden kleine Metallkugeln oder etwas Ähnliches hatten. Hielt man den Stiel der Prunkwaffe an ein Flöz, dann zeigte das Schnurpendel auf der Skala die Neigung des Flözes.

Anders als solche fürstlichen Bergbarten waren die

Barten des einfachen Bergmannes. Die Metallarbeit ist schlicht und der Schaft trägt kleine Zeichnungen aus dem Leben und der Arbeit des Bergmannes. Zwei reich gravierte Schäfte von etwa 1680 aus Freiberg in Sachsen sehen wir in Abb. 5.

Im folgenden Bild (Abb. 6) zeige ich eine frühere Darstellung aus dem Kohlenbergbau, der, solange wir keine Dampfschiffe, Dampfmaschinen und keine Groß-

industrie hatten, jahrhundertlang nur von untergeordneter Bedeutung war. Wo man Kohlen schürfte, geschah es in offenen kleinen Gruben. Hier im Bilde sehen wir schon um 1800 in Frankreich den Schachtbau.

Die nächste Darstellung (Abb. 7) ist wohl eine Reiserinnerung aus der napoleonischen Zeit. Wir sehen links einen Schacht, über dem eine von zwei Bergleuten gedrehte Winde steht. Das aus diesem Schacht geförderte tote Gestein wird am Bergabhang zur Halde aufgeschüttet.

In den Abbildungen 8 und 9 sehen wir die beiden Seiten einer Bergbarte, die ich vor einigen Jahren in dem kleinen, aber reichhaltigen Museum zu Guben fand. Das Stück trägt beiderseitig des Schaftknäufes den preußischen Adler; es stammt also aus dem preußischen Bergbau. Ich vermute, daß es im Auftrag der Regierung von einem Künstler modelliert wurde. Auf der einen Seite sehen wir zwei Bergleute auf der horizontalen Tretscheibe am Förderhaspel arbeitend. Auf der entgegengesetzten Seite ist eine große Dampfmaschine bei der Förderarbeit dargestellt. Das einzige, was ich mir nicht erklären kann,

ist die innerhalb der Dampfmaschine kauende, schlafende Engelsfigur. Ich vermute, daß diese Prunkwaffe einem der großen Männer der Dampfmaschine zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts geschenkt wurde.



Abb. 2. Bergbau nach einem Holzschnitt aus Agricola, 1556

Wenn je eine Art von Ahnenstolz nicht bloß erlaubt, sondern geziemend ist, so ist es der auf die Tugenden, die Rechlichkeit und nützlichen Leistungen seiner Voreltern und Eltern.

R. Pichler.

Vom Osterfest

Von Clara Prieh

Wie das Weihnachtsfest, so hat auch das Osterfest seine eigenen Sitten und Gebräuche und will auf seine eigene Art gefeiert werden. Viele der alten Bräuche, die das Osterfest schmücken, sind wohl Erinnerungen an die altgermanische Heidenzeit, Reste

und die nützliche Tätigkeit des Eierlegens ist ihm auch längst zugeschrieben worden.

Reste von alten „Eierspielen“ haben sich vielfach erhalten; so werden die buntgefärbten Eier versteckt und gehören dem Finder, oder man



Abb. 3. Eine Gesamtdarstellung des Bergbaues am Schredenberg 1501

(Zu dem Aufsatz Seite 22 und 23)

eines Festes, das dem erwachenden Frühling zu Ehren gefeiert wurde. Der Name der Frühlingsgöttin Ostara soll in die christliche Zeit hinüber gerettet sein und unserm Fest den Namen gegeben haben. (Die altgermanische Lichtgöttin hieß auch Auströ. — Schriftlitz.)

In manchen Gegenden hat sich die Sitte erhalten, eine Strohpuppe, das Zeichen des scheidenden Winters, zu verbrennen, oder sonst in Osterfeuern der Freude an der Wiederverkehr von Licht und Wärme Ausdruck zu geben. Vielfach wird auch gerade um die Osterzeit die Gottheit um Fruchtbarkeit für Vieh und Acker angefleht.

Sinnbilder der Fruchtbarkeit sind auch Hase, Lamm und Ei gewesen, und bis heute bleiben sie die unerlässlichen Begleiter des Osterfeierns. Freilich sind an Stelle der Festbraten von Hasen und Lämmern vielfach die Abbilder dieser Tiere in Kuchenteig und Zuckerguß getreten. Ganz besonders beliebt ist ja der „Osterhase“ geworden in unzähligen Nachbildungen in Zucker und Schokolade,

klopft die hartgekochten Eier gegeneinander. Der, dessen Ei heil bleibt, gewinnt das zerschlagene.

Allerlei alter Volksglauben knüpft sich auch an das „Osterwasser“, das beim Aufgang der Ostersonne aus einem gen Morgen fließenden Quell geschöpft werden muß. Es soll gesund und glücklich machen, und wenn man die Augen damit wäscht, den zukünftigen Liebsten zeigen.

Das christliche Osterfest tritt als Fest der Auferstehung Jesu an die Stelle des jüdischen Passahfestes. Ursprünglich das höchste Fest der christlichen Kirche, ist es in den nordischen Ländern äußerlich hinter der Feier des Weihnachtsfestes zurückgetreten, in rein katholischen Ländern, z. B. Italien aber das höchste Freudenfest geblieben.

Der Ostersonnabend war in der alten Kirche Fasttag. Tiefe Stille und Trauer lagen über Kirche und Gemeinde, während der Zeit, die der Heiland im Grabe gelegen hatte. Keine Glöde läutete dann —

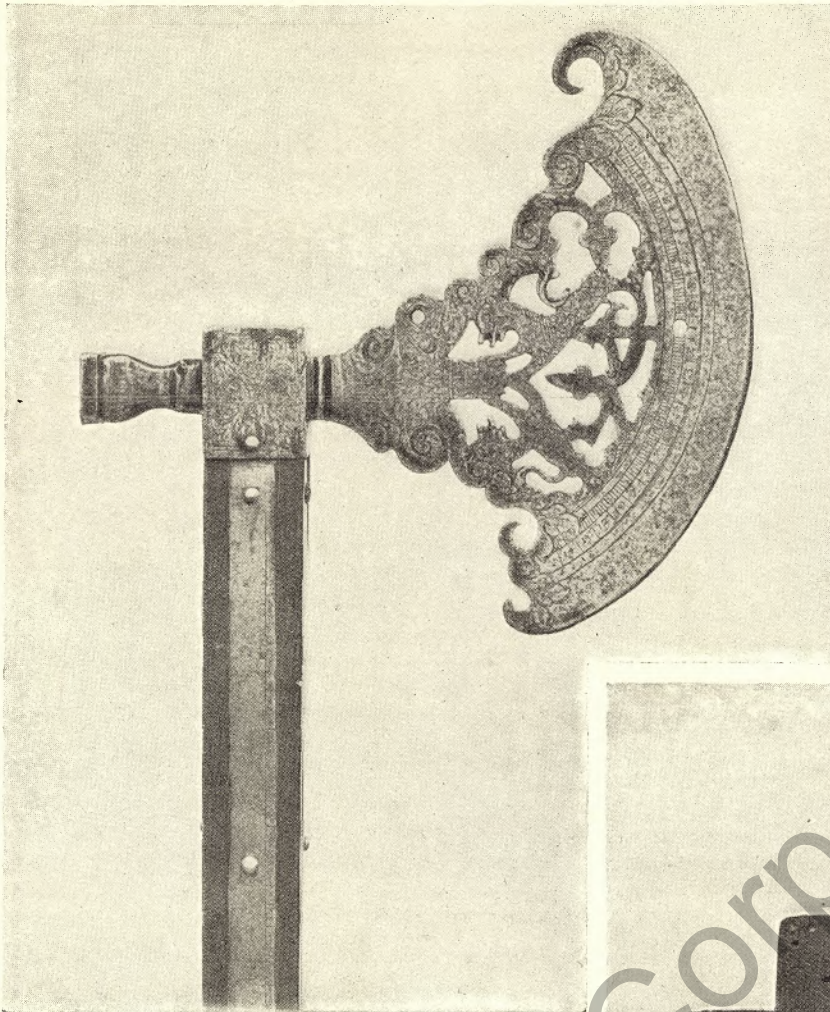


Abb. 4. Prunk-Barte mit Mehzerät, 1585
(Museum Hannover)

(Zu dem Aufsatz Seite 22 und 23)

daher in katholischen Gegenden die Redensart, daß alle Glocken am Charfreitag nach Rom reisen. Aber am Ostermorgen, zur Stunde der Auferstehung, sind sie wieder daheim und läuten die Freudenbotschaft ins Land:

„Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden.“

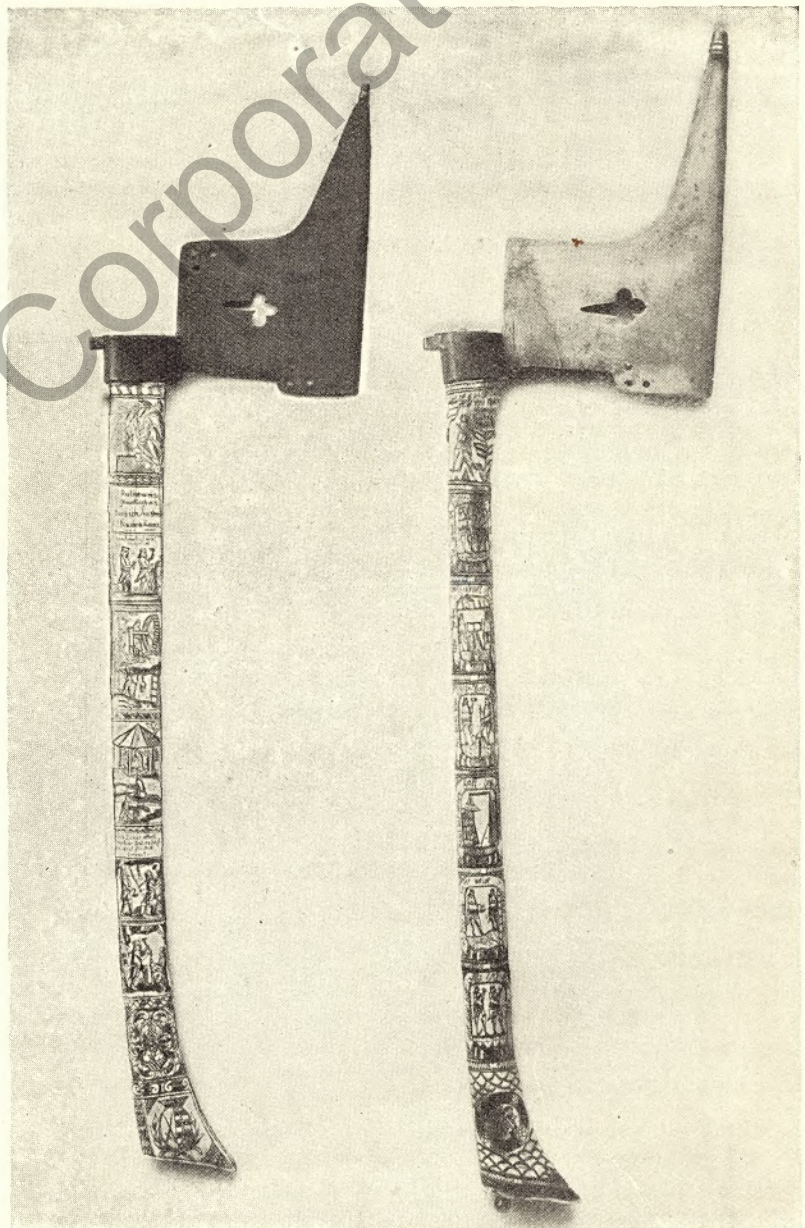
(So klingen sie auch in Fausts todsuchende Verzweiflung:

„Erinnerung hält mich nun mit kindlichem Gefühle
Vom letzten, ernstesten Schritt zurück,
O, tönet fort, ihr süßen Himmelslieder,
Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder.“)

Den Ostersonntag feierte dann die Kirche als rechten Freudentag. Früh schon begann die Darstellung der sogenannten „Osterspiele“, in denen die Auferstehung Christi der Gemeinde in dramatischer Form vorgeführt wurde. In einer Bamberger Urkunde aus dem zehnten Jahrhundert liegt uns in lateinischer Fassung die älteste überlieferte Form der Osterspiele vor. Die drei Marien wurden von drei Priestern in langen Frauengewändern dargestellt. Sie schritten feierlich zu einem Seitenaltar, wo ein in weiße Leinwand eingehülltes Kreuz das Grab Christi bezeichnete, und fragten: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?“ Ein anderer Priester stellte den Engel dar und verkündete ihnen des Heilands Auferstehung. Dann kehrten die drei Marien zum Hauptaltar zurück und verkündeten der Gemeinde die frohe Botschaft.

Abb. 5.

Bergmanns-Arte aus Freiberg i. S. um 1680
(Zu dem Aufsatz Seite 22 und 23)



In diesem Bericht haben wir zugleich die früheste nachweisbare Urkunde über die Entstehung des deutschen Dramas. Die Osterspiele sind seine älteste Form. Bis zum achtzehnten Jahrhundert haben sie sich in manchen Gegenden in dieser einfachen Weise erhalten, z. B. in Köln, und manche Literaturforscher nehmen an, daß Goethe Kenntnis davon gehabt hat, denn die Oster Szene im Faust gibt einiges fast wörtlich wieder.

Vielfach wurden die alt überlieferten Osterspiele auch erweitert und ausgeschmückt: die drei vom Grabe heimkehrenden Frauen verkünden die Osterbotschaft den Aposteln Petrus und Johannes, diese laufen um die Wette nach dem Grabe, um die Wahrheit zu erfahren. Auch die Erscheinung Christi vor Maria Magdalena und den Aposteln wurde aufgenommen.

Man blieb aber nicht bei diesen ersten Auftritten. Es wurde ein „Krämerspiel“ eingeschoben, eine Szene, in der die drei Marien beim Spezereikrämer Salben für Jesu Leichnam kaufen. Das spielte man deutsch und machte daraus bald eine derbkomische Einlage.

Bald zog auch das ursprünglich gottesdienstliche Spiel aus der Kirche hinaus auf den freien Platz vor der Kirche. Man fügte komische Auftritte und Figuren ein, so einen am Grabe eingeschlafenen Ritter, einen an der Auferstehung zweifelnden Juden und den Teufel in höchst eigener Person. (Fortsetz. S. 27)



Abb. 6. Ansicht der Steinkohlengruben von St. Chaumont, Lithographie um 1800
(Zu dem Aufsatz Seite 22 und 23)



Abb. 7. Handmalerei aus einem Skizzenbuch um 1810 — Sammlung Feldhaus
(Zu dem Aufsatz Seite 22 und 23)

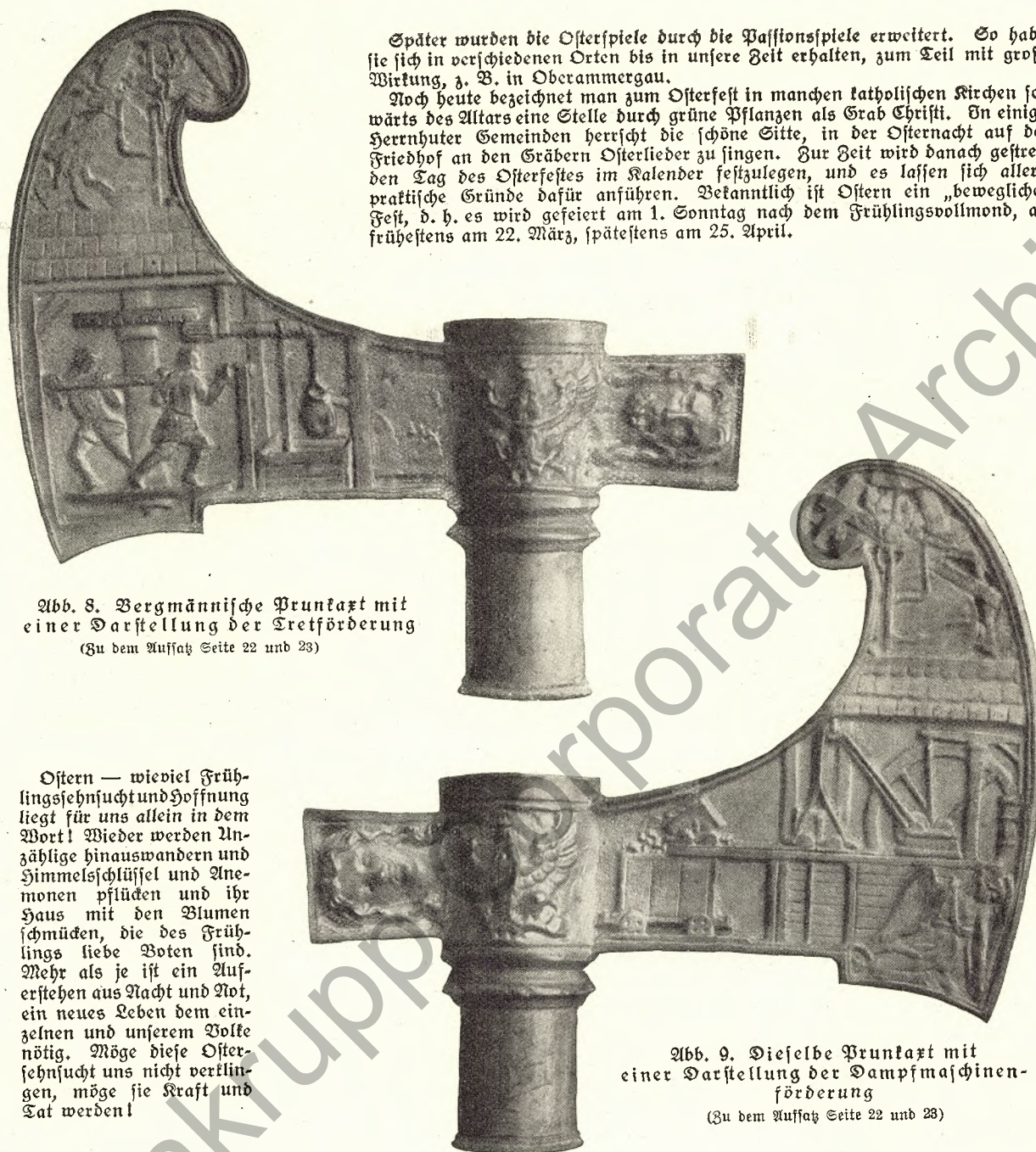


Abb. 8. Bergmännische Pruntaxt mit einer Darstellung der Tretförderung
(Zu dem Aufsatz Seite 22 und 23)

Ostern — wieviel Frühlingssehnsucht und Hoffnung liegt für uns allein in dem Wort! Wieder werden unzählige hinauswandern und Himmelschlüssel und Aneimonen pflücken und ihr Haus mit den Blumen schmücken, die des Frühlings liebe Boten sind. Mehr als je ist ein Auf-erstehen aus Nacht und Not, ein neues Leben dem einzelnen und unserem Volke nötig. Möge diese Ostersehnsucht uns nicht verflingen, möge sie Kraft und Tat werden!

Abb. 9. Dieselbe Pruntaxt mit einer Darstellung der Dampfmaschinenförderung
(Zu dem Aufsatz Seite 22 und 23)

Wenn der Erfinder Gedankenblitze nicht imstande sind, zu einem körperlichen Dasein zu gelangen, so sind sie ein wertloses Nichts, vergänglicher als die Bläschen in einem Glase Sekt. Bis hierher war es der Genuß; nun erst beginnt die eigentliche Arbeit des Erfinders: die Ausführung, die Materialisierung des Gedankens, der zweite Akt dessen, was ebensooft eine erschütternde Tragödie wie ein glänzendes, weltbewegendes Schauspiel geworden ist. — — — —

(Mag. Gyth: Lebendige Kräfte.)

Die Entzündung, ihr Zweck und ihre Bedeutung für den menschlichen Organismus

Von Dr. W. Effinger

Die Entzündung stellt den häufigsten und wichtigsten krankhaften Vorgang im Leben des Menschen dar. Daß dem so ist, beweist uns in übergroßer Fülle das tägliche Leben. Wenn wir z. B. in der Unterhaltung mit Bekannten erfahren, daß ein Familienmitglied erkrankt ist und uns nach der Krankheit unseres lieben Bekannten erkundigen, dann lautet die Antwort recht häufig: Er hat eine Lungenentzündung, oder eine Blinddarmentzündung; jedenfalls hören wir recht häufig von einer Entzündung. Wir brauchen jedoch nicht einmal in die Ferne zu schweifen, um die große Bedeutung der Entzündung in der menschlichen Pathologie zu erkennen. Wir wollen einmal in unseren eigenen Krankenblättern nachsehen und alle die bösen Krankheiten, die uns schon heimgesucht haben, näher in ihrem Wesen betrachten. Wir werden bei der Sichtung bald erkennen, daß die Rubrik Entzündung eine ganz hervorragende, um nicht zu sagen beherrschende Stellung einnimmt. Von der einfachsten Zellgewebsentzündung bis zur schwersten Bauchfellentzündung tritt uns die Entzündung in vielerlei Arten und Erscheinungsformen entgegen.

Diese kurzen ehleitenden Worte mögen genügen, um die hervorragende Stellung, die die Entzündung in der menschlichen Krankheitslehre einnimmt, zu kennzeichnen. Es erhebt sich nun unwillkürlich die Frage: was bedeutet eigentlich die Entzündung, was geht dabei vor sich und was ist der Zweck dieser sonderbaren, aber so häufig auftretenden Erscheinung? Diese Frage kann heute genau beantwortet werden, wenn auch noch keine einheitliche Formel zur Kennzeichnung besteht, da je nach der Auffassung der Forscher der Begriff bald enger oder weiter gefaßt wird. Doch was die Entzündung bedeutet und was dabei vorgeht, darüber besteht völlige Klarheit.

Da nun bei der Entzündung außerordentlich zahlreiche und verwobene Vorgänge zusammenwirken, wollen wir diese zuerst besprechen, um dann erst aus ihnen das Wesen der Entzündung abzuleiten und zusammenzufassen. Am besten verfahren wir dabei so, daß wir uns vorstellen, wir machen selbst am eigenen Leib eine Entzündung durch. Um nun einen möglichst einfachen und sehr häufig vorkommenden Fall, den sicherlich jeder von uns schon erlebt und auch in guter Erinnerung behalten hat, zu nehmen, wollen wir einen sogenannten bösen Finger haben. Unter dem bösen Finger versteht man eine heftige Zellgewebsentzündung an der Beugeseite gewöhnlich des letzten Fingergliedes, die sich vor allem durch große Schmerzhaftigkeit und mitunter auch durch Bösartigkeit (Blutvergiftung) kennzeichnet. Was beobachten wir nun? Die auffälligste Erscheinung ist für uns einmal der Schmerz, der hohe Grade annehmen kann und sich hauptsächlich in dem gefürchteten Klopfen äußert. Als weiteres Anzeichen beobachten wir eine Schwellung, die je nach der Bösartigkeit der Entzündung mehr oder weniger große Ausdehnung annimmt. Weiter fällt uns das erhöhte Wärmegefühl im betreffenden Fingerglied auf, daher der Name Entzündung. Als vierte Erscheinung sehen wir den befallenen Teil gerötet.

Diese vier Erscheinungen, die bei keiner echten Entzündung fehlen, sind so sinnfällig, daß sie schon lange in

der Medizin bekannt sind. Der römische Arzt Galenus hat es als erster unternommen, den Entzündungsvorgang, so wie wir ihn eben an unserem Beispiel kennengelernt haben, zu zerlegen. Von ihm stammen die sogenannten vier Galenschen Kardinalsymptome der Entzündung, nämlich: Rubor (Röte), Tumor (Schwellung), Calor (Hize) und Dolor (Schmerz), es sind also die Erscheinungen, die wir an unserem bösen Finger kennengelernt haben.

Eine genauere Beobachtung der anatomischen Vorgänge ergab nun zunächst, daß die eben angeführten Anzeigengruppe auf eigentümlichen, vom Blutgefäßapparat ausgehenden Erscheinungen beruht, die mit einer örtlichen Blutumlaufstörung beginnen und in der Auschwüzung von Blutflüssigkeit aus den kleinsten Gefäßen in das Gewebe hinein sich zeigen.

Das erste, was man bei den meisten Entzündungen wahrnimmt, ist eine tätige Blutüberfüllung des entzündeten Körperteils mit Erweiterung der Gefäße und Beschleunigung des Blutstroms, die dem entzündeten Teil eine scharlachrote Farbe (Rubor) verleiht und stärkeres Klopfen im Finger hervorruft. Von der einfachen gewöhnlichen Blutüberfüllung, wie sie nach Einwirkung irgendeines mechanischen Reizes, z. B. Klopfen der Haut, auftritt und rasch wieder verschwindet, unterscheidet sich die entzündliche Blutüberfüllung durch ihre Dauer. Diese ist nur dadurch zu erklären, daß auch die Einwirkung auf die Gefäßwand als eine anhaltende angenommen wird.

An diese entzündliche Blutfülle schließt sich nun unmittelbar die sogenannte entzündliche Exsudation (Ausfluß) an. Diese besteht darin, daß durch die Haargefäßwände hindurch eine vermehrte Menge von Flüssigkeit aus dem Blut austritt. Die ausgetretene Flüssigkeit unterscheidet sich aber von der gewöhnlichen Auschwüzungsflüssigkeit, dem sogenannten Transsudat, durch einen höheren Grad von Eiweiß und die Neigung, von selbst zu gerinnen. Auf diese Weise wird Blutfaserstoff (Fibrin) in der Flüssigkeit und dem von ihr durchtränkten Gewebe abgeschieden. Über die Ursache dieser Erscheinungen ist man noch nicht völlig im klaren; jedenfalls liegt dem Vorgang nicht eine einfache Durchsiebung von Blutflüssigkeit, sondern eine durch die entzündungserregende Schädlichkeit gefegte Schädigung der Gefäßwände zugrunde.

Ebenfalls sehr frühzeitig hat sich an die entzündliche Blutanschoppung eine Randstellung von weißen Blutkörperchen in den Blutgefäßen innerhalb der befallenen Haargefäßgebiete eingestellt, und im weiteren schließt sich daran ein Vorgang, der für alle Formen der Entzündung von der größten Bedeutung ist: die Auswanderung weißer Blutzellen aus den Gefäßen. Dieser Vorgang, der lange Zeit der Forschung unbekannt war, ist durch den Cohnheim'schen Entzündungsversuch eindeutig festgestellt worden. Cohnheim beobachtete das leicht angespannte Darmgefäß des Forschers unter dem Mikroskop und konnte nun die Vorgänge innerhalb der Gefäße, im besonderen die Auswanderung der weißen Blutkörperchen, beobachten. Der Vorgang stellt sich nun folgendermaßen dar:

Während die roten Blutkörperchen in der mittleren Blutsicht rasch weiterströmen, verlangsamten sich die jetzt

— infolge ihrer größeren Leichtigkeit — am Rande gelegenen weißen Blutkörperchen sehr und bleiben endlich ganz liegen. Unter Abplattung der wandständigen weißen Blutzellen vollzieht sich nun ihr Durchtritt durch die Gefäßwand in der Weise, daß an ihnen Fortsätze sichtbar werden und an der Außenseite des Gefäßes zum Vorschein kommen; dann schiebt sich mehr und mehr von der ganzen Zelle hindurch; oft sieht man sie dabei deutlich insektenantillenartig eingeschnürt, während innen und außen von der Gefäßwand ein Teil des Zelleibes liegt. Schließlich tritt der Leib der Zelle ganz durch und weist außerhalb des Gefäßes Bewegungen auf. (Siehe zu diesem Vorgang die Abbildung.)

Diese Auswanderung der weißen Blutzellen stellt einen aktiven Vorgang derselben dar. Bekanntlich haben diese weißen Blutkörperchen keine feste Gestalt, können sie vielmehr beliebig verändern und auf diese Weise sich fortbewegen. Diese sogenannte amoiboide Beweglichkeit fehlt z. B. den roten Blutzellen, die nur passiv fortbewegt werden und ihre Gestalt nicht verändern können. In dieser Auswanderung von weißen Zellen, die übrigens nur an den kleinen blutabführenden Gefäßen und Haargefäßen, den sogenannten Kapillaren stattfindet, trägt wesentlich der Umstand bei, daß die weißen Blutzellen von Stoffwechselbildungen der entzündungserregenden Bakterien — deren Giften —, vielleicht auch von beim

Zugrundegehen von Zellen entstehenden Stoffen angelockt werden. An den Haargefäßen treten neben den weißen Zellen auch rote Blutkörperchen durch, indessen sicher nur passiv, da ihnen, wie oben erwähnt, jede Beweglichkeit abgeht. Man fragt sich nun unwillkürlich: Wie können alle diese Stoffe aus dem Gefäßrohr austreten, wo befinden sich die Lücken, wo diese Zellen hindurchgehen? Was nun diese Durchtrittsstellen anbelangt, so handelt es sich hier um kleinste Öffnungen, die durch Auseinanderweichen der Kittsubstanz zwischen den Berührungsstellen der Gefäßwandzellen infolge der entzündungserregenden Schädlichkeit entstanden sind.

Diese aus dem Blut ausgetretene, mehr oder weniger eiuweißreiche, von weißen und je nachdem auch von roten Blutkörperchen und Faserstoffabscheidungen durchsetzte Flüssigkeit bildet das sogenannte entzündliche Exsudat. Durchtränkt es bloß das Gewebe, so bewirkt es dessen Anschwellung, die entzündliche Schwellung; wird es an Oberflächen von Schleimhäuten abgesondert, so heißt es entzündliches Sekret (Auscheidung). Wie die entzündliche Schwellung, so lassen sich auch die übrigen Anzeichen der akuten Entzündung leicht aus den besprochenen Vor-

gängen erklären: Durch die Blutanschoppung kommt es an den entzündeten Bezirken zur Rötung (Rubor) und Wärmeerhöhung (Calor), durch die Reizung der Empfindungsnervenendigungen zum Entzündungsschmerz (Dolor). Bewirkt werden alle diese Erscheinungen und die ihnen zugrunde liegenden oben geschilderten Vorgänge durch eine die Gefäße treffende schädliche Substanz, die die Entzündung hervorruft.

Doch mit der Gefäßschädigung und der dadurch hervorgerufenen Auschwüzung von Blutflüssigkeit und Auswanderung von Blutzellen ins Gewebe hinein hat es nicht sein Bewenden. Die Schädlichkeiten, die den ganzen

Entzündungsvorgang hervorrufen, lassen auch das übrige Organgewebe nicht unbeteiligt und rufen namentlich im Kerngewebe der entzündeten Körperteile Störungen sowohl in der Ernährung als auch in der Tätigkeit hervor: beide Lebensäußerungen der lebenden Zelle erleiden eine mehr oder weniger tiefgehende Beeinträchtigung. In schweren Fällen, in denen die Schädlichkeit (Bakterien), die den Körper trifft, sich durch besonders heftige Bösartigkeit hervortut, können ganze Gewebsteile dem Untergang geweiht sein: die Zellen sterben ab. Ganz allgemein soll hier bemerkt werden, daß bei Einwirkung von Schädlichkeiten auf Gewebe die zartesten und deshalb auch die empfindlichsten in der Regel zuerst und am meisten leiden.

In funktioneller Beziehung haben nun die entzündlichen Vorgänge in der Regel eine Herabsetzung der Leistungsfähigkeit zur Folge; in manchen Fällen aber hat die Bewegungstörung den Charakter eines übermäßigen Erregungszustandes; ein Beispiel hierfür ist die massenhafte Schleimbildung, die man bei Schleimhautkatarren beobachtet und die so stark sein kann, daß die schleimbildenden Zellen sich völlig erschöpfen und zugrunde gehen, indem schließlich der ganze Zellkörper in Schleimbildung aufgeht; also auch in diesen Fällen besteht die Neigung zum Umschlagen des Reizzustandes in Erlahmung. Die dritte große Erscheinung der Entzündung besteht in der sogenannten „entzündlichen Gewebsneubildung“. Die in obigen Zeilen besprochenen regressiven d. h. schädigenden und zerstörenden Erscheinungen an den Organzellen haben naturgemäß eine wiederherstellende Neubildung zur Folge, die bestrebt ist, einen einfachen Wiederersatz zu bewirken. Wir sehen dies zunächst an den sogenannten Epithelien. Die Epithelien sind die Bedeckungszellen, die die Körperoberfläche, ferner alle inneren Hohlräume und Drüsengänge auskleiden. Nun finden wir im Verlauf der Entzündung starke Neu-



Aus „Das Leben des Menschen“. Franck'sche Verlagsbuchhdlg., Stuttgart.

Querschnitt durch ein Blutgefäß

Man sieht in der vorbeiströmenden Blutflüssigkeit zahlreiche rote Blutkörperchen (kleine eingedellte Scheiben), daneben vereinzelte weiße Blutzellen (erkennlich an dem unregelmäßigen dicken Zelleib). Oben an der Innenwand des Blutgefäßes hat sich eine solche weiße Blutzelle festgeklammert und schiebt sich durch die Gefäßwandlücken hindurch, um ins anliegende Körpergewebe zu gelangen (Auswanderung der weißen Blutzellen). Der Zelleib wird dabei insektenantillenartig eingeschnürt.

bildungserscheinungen im Bereich dieser Epithelien. An Stelle der abgestorbenen Zellen entstehen neue, oftmals viel zahlreicher als zuvor, so daß wir z. B. Drüsenwucherungen in Schleimhäuten, Wucherungen von Gallengängen in der Leber usw. beobachten können. In allen diesen Fällen handelt es sich um einen einfachen Wiedersatz: an Stelle der abgestorbenen Zellen tritt eine neue oder gleich mehrere.

Die eigentliche entzündliche Gewebsneubildung trägt jedoch einen verwickelten Charakter. Außer den Epithelien sind in ganz besonderem Maße die Bindegewebszellen an der Neubildung beteiligt.

Die hauptsächlichste Stätte der entzündlichen Neubildung ist nun überhaupt der Gefäß-Bindegewebsapparat. Das Bindegewebe stellt das einfachste, das am wenigsten gegliederte Gewebe des Menschenleibes dar. Wie der Name sagt, dient es hauptsächlich zur Bindung und Stützung der übrigen, höher entwickelten Gewebe; vielfach besteht seine Aufgabe darin, die Lücken zwischen den Geweben und Organen auszufüllen. Es ist nun leicht erklärlich, daß gerade dieses einfache Gewebe am stärksten der Neubildung fähig ist, während die höher entwickelten Gewebszellen sich in ungleich schwererem Maße neuzubilden vermögen. Manche hochentwickelten Gewebe können überhaupt nicht mehr ersetzt werden.

Wir finden das Bindegewebe demnach in den Zwischenräumen drüsiger Organe, z. B. Leber, Niere, ferner im Markgewebe der Knochen und in der Knochenhaut, in den Muskeln als Bindegewebe zwischen den Muskeln, ferner in der Nerven Scheide. Im Hauptnervensystem, Gehirn und Rückenmark, nimmt das Bindegewebe, hier Neuraglia genannt, als Stützsubstanz eine gleiche Stellung ein wie das Bindegewebe in anderen Organen. Das Bindegewebe ist demnach im ganzen Körper anzutreffen, so daß die entzündliche Neubildung auch überall im Körper vor sich gehen kann.

Die entzündliche Bindegewebsneubildung ist nun dadurch ausgezeichnet, daß es durch lebhaftes Zellwuchern zuerst zur Bildung eines reinzelligen, reichlich mit Blutgefäßen versehenen, im übrigen aber aller Zwischensubstanz entbehrenden, indifferenten Reimgewebes, eines sogenannten Granulationsgewebes kommt. Das junge Gewebe zeigt sich zunächst reichlich von sogenannten Wanderzellen durchsetzt, die hauptsächlich aus den Blutgefäßen im Verlauf der Entzündung ins Gewebe hinein ausgewandert waren. Das frisch entstandene Granulationsgewebe entwickelt sich nun später wieder zu einer Bindestanz, besonders zu Bindegewebe. Beim Übergang des indifferenten Granulationsgewebes in Faserewebe werden auch die Wanderzellen zum Teil wieder zu festhaften, dem Gewebe eingeordneten Stoffen.

Wo nun größere Substanzverluste oder Lücken im Gewebe entstanden waren, hat die anschließende Gewebsneubildung zwar auch wiedergutmachenden Charakter, führt aber meist nicht zum Ersatz der Lücke durch vollwertiges Gewebe, sondern eben nur durch diese Granulationen und das aus diesem gebildete Bindegewebe. Man bezeichnet dieses Bindegewebe als Narbe.

Es handelt sich nun darum, die im vorhergehenden geschilderten Vorgänge kurz zusammenzufassen und so das für die Bezeichnung und das Wesen der „Entzündung“ Wesentliche herauszuschälen.

Der Entzündung liegt eine Schädlichkeit zugrunde. Diese trifft in erster Linie die Gefäße. Die Folge der Gefäßschädigung ist Blutüberfüllung, Erweiterung des Strombettes und Verlangsamung des Blutstromes.

Deren Folge ist die Randstellung der spezifisch leichteren weißen Blutzellen. Infolge ihrer aktiven Beweglichkeit kommt es zu ihrer Auswanderung. Je nachdem werden rote Blutkörperchen mit ausgeschwemmt. Die Folge der Verlangsamung des Blutstromes und der Gefäßschädigung ist ferner Austritt von Flüssigkeit ins Gewebe. Diese Auschwüzung ist also die Folge der Gefäßschädigung und besteht demnach aus eiweißhaltiger Flüssigkeit, weißen und je nachdem roten Blutkörperchen.

Jene erste Schädigung nun, die die Gefäße getroffen, hat gleichzeitig auch die Gewebe selbst mehr oder weniger mit angegriffen. Die betreffenden Gewebszellen werden sowohl in ihrer Tätigkeit wie in ihrer Ernährung geschädigt, vielfach kommt es zum Absterben ganzer Gewebsteile. Außer an den Gefäßen und den Geweben spielen sich nun auch Veränderungen ab, die nicht zu den schon erwähnten hemmenden, unmittelbar auf die Schädigung zu beziehenden gehören, sondern umgekehrt aufbauender Natur sind. Wir haben diese letztgenannten Erscheinungen der Entzündung unter der „entzündlichen Neubildung“ kennengelernt.

Fassen wir somit das Gesamtbild der Entzündung zusammen, so handelt es sich um eine durch eine Schädlichkeit gesetzte Schädigung der Gefäße und Gewebe und eine dadurch bedingte Steigerung der Lebensvorgänge. Gerade diese bedingen das Gesamtbild der Entzündung und stellen somit einen Reaktionszustand als Versuch der Abwehr des Körpers gegen den Erreger der Entzündung dar.

Außer den beschriebenen örtlichen Erscheinungen beobachten wir bei der Entzündung, wenn es sich um eine solche irgendwie höheren Grades handelt, auch allgemeine, den ganzen Körper betreffende Folgen. Es sind dies Stoffe des Entzündungserregers selbst, also z. B. Toxine von Bakterien, oder es sind nachteilige Stoffwechselgebilde des erkrankten Gewebes, die den Gesamtkörper in Mitleidenschaft ziehen. Es äußert sich dies einmal in einer Schädigung weiter entfernter Organe, ferner in allgemeiner Lymphdrüsenanschwellung, Vermehrung der weißen Blutkörperchen im Blut und vor allem in Fieber. Jede höhere Entzündung ist mit Fieber verbunden. Eine wichtige Tätigkeit der Entzündung besteht ferner in der Bildung der gegen die giftigen Stoffe gerichteten Gegengifte, der sogenannten Antitoxine.

Fassen wir, wie oben dargelegt, den Entzündungsvorgang als eine Gegenwirkung der Gewebe zur Abwehr schädigender Einflüsse auf, so müssen wir, besonders wenn wir die zuletzt erwähnten allgemeinen Erscheinungen, wie Antitoxinbildung, hinzunehmen, die Entzündung als einen in seiner Gesamtheit für den Körper vorteilhaften Vorgang betrachten. Die Entzündung stellt gleichsam die Waffe dar, mit der der Leib sich der zahlreichen Feinde, die sein Dasein bedrohen, erwehrt.

Was die Ursache der Entzündung betrifft, so sind es in erster Linie die ansteckenden, also belebte fremde Körper, besonders das große Heer der Bakterien, diese winzigen Lebewesen, die als Schädlichkeit den Körper treffen und ihn dadurch zur Verteidigung aufrufen, die er dann durch den Entzündungsvorgang in Gang setzt.

In zweiter Linie spielen mechanische, chemische und Hitzeschädigungen eine Rolle.

Da nun die Schädlichkeiten den Körper an den verschiedensten Stellen treffen können, so beobachten wir die Entzündung auch an fast allen Körperstellen, das heißt überall da, wo die Gewebe Gefäße führen.

Was den Verlauf der Entzündung betrifft, verläuft der Entzündungsvorgang nicht überall in gleicher Weise,

sondern er ist je nach der Art des Gewebes, worin sich die Entzündung abspielt, verschieden.

Ferner richtet sich der Verlauf der Entzündung ganz wesentlich nach Menge und Beschaffenheit der die Entzündung auslösenden Schädlichkeit.

Das Bild des Entzündungsvorgangs wird so durch die verschiedenen beteiligten Kräfte ein überaus mannigfaltiges. In einem Fall treten die örtlichen Anzeichen sehr in den Vordergrund, während die allgemeinen zurückstehen, im zweiten Fall ist das Umgekehrte der Fall.

Was nun die einzelnen Entzündungsformen betrifft, so beobachten wir an den Schleimhäuten die sogenannte katarthale Entzündung, kurz Katarrh genannt, der uns allen bekannt ist. Eine weitere Form besteht in der Bildung von weiß-gelben Belägen auf der Schleimhaut. Das Artbeispiel für diese Gattung der Entzündung stellt die Diphtherie (Bräune) des Halses dar. Die schmierigen Beläge stellen geronnenen Blutfaserstoff dar, der aus den Gefäßen an die Oberfläche ausgeschwitt wurde.

Die wichtigste und folgenreichste Entzündungsform stellt die eitrige Entzündung dar; bei ihr ist die ausgeschwittete Blutflüssigkeit besonders reich von weißen Blutkörperchen durchsetzt. Der entzündliche Ausfluß besteht aus Eiter, daher der Name. Wir finden diese Form der Entzündung fast an allen Körperteilen, von der einfachsten und harmlosesten bis zur schwersten, zum Tode führenden Form. Der Ausgang des Kampfes, den die Entzündung gegen die fremden Eindringlinge aufnimmt, hängt von verschiedenen Umständen ab. Von größter Bedeutung ist einmal die Art der Bakterien, ob es sich um harmlose oder bösartige Gesellen handelt. Wichtig ist ferner die Widerstandsfähigkeit des befallenen Körpers, ob er geschwächt ist oder in voller Gesundheit und Frische den Kampf aufnimmt. Wenn wir jedoch bedenken, in welcher ungezählten Fällen der Körper siegreich die Angriffe abschlägt, so können wir nicht umhin, die Entzündung als die wirksamste Waffe anzusehen, die dem Menschenleib zur Behauptung seines Daseins zur Verfügung steht.



Aus „Das Leben des Menschen“. Franck'sche Verlagsbuchhdlg., Stuttgart

Wundheilung

Das Bild stellt eine Fleischwunde dar, die ein äußerst zerklüftetes Gepräge trägt. Links oben hat ein verletztes Blutgefäß sein Blut auf den Grund der Wunde ergossen. Das Blut ist zu dicken Tropfen geronnen. Von rechts oben ergießt sich ein Strom von Bakterien nach unten (Infektion der Wunde), die die weißen Blutzellen in Massen anlocken, um die Bakterien unschädlich zu machen: Auf dem Grunde der Wunde sieht man massenhaft weiße Zellen, die ihre Gegengifte auf die Eindringlinge spritzen (Eiterbildung). Von rechts her hat bereits der Heilungsvorgang eingesetzt. Sternartige Zellen verschlingen sich durch ein dichtes Maschenwerk von Ausläufern miteinander und füllen schließlich die ganze Wundfläche aus (entzündliche Gewebeneubildung).

Zum Schluß der Abhandlung sei ein kurzes Wort der entzündlichen Gewebeneubildung gewidmet. Wir haben die entzündliche Gewebeneubildung als dritte große Erscheinung des Entzündungsvorgangs kennengelernt; sie ist insofern von grundlegender Bedeutung, als sie die Wiedergutmachung, den Wiederaufbau des zugrunde gegangenen Gewebes übernimmt.

Von größter Bedeutung wird nun diese entzündliche Neubildung bei der Wundheilung. Hat irgendeine mechanische Gewalt eine Wunde an eine Körperstelle gesetzt, so hat der Körper die Aufgabe, die Wunde zu heilen, je nachdem verlorenes Gewebe zu erneuern. Auch hier wirkt ein entzündlicher Reiz und läßt den Körper an der Verletzungsstelle stärkstes Leben und Wachstum entfalten, um die Wunde zu schließen. Recht stürmisch gestaltet sich der Wiederaufbau, wenn aus irgendeinem Anlaß Bakterien in die Wunde gelangt sind (Ansteckung der Wunde). Die schädlichen Eindringlinge veranlassen die Abwehrkräfte des Körpers, auf den Plan zu treten und die Bakterien möglichst rasch unschädlich zu machen. In erster Linie wenden sich die weißen Blutkörperchen, die in vermehrter Zahl mit Blutflüssigkeit aus den Gefäßen ins Gewebe und in die Buchten der Wunde wandern, gegen die fremden Eindringlinge. In der Wunde sammelt sich jetzt Eiter an, wodurch die Stärke des Entzündungsvorganges angezeigt wird. Doch die ersten stürmischen Abwehrerscheinungen verebben mehr und mehr, es setzt die Reinigung und der Wiederaufbau (Heilung der Wunde) ein. Auch hier stellt das neu entstandene Gewebe ein indifferentes Granulationsgewebe dar, das später dann zu Bindegewebe wird (Narbe).

Dieser äußerst bemerkenswerte und für den Körper so wichtige Vorgang ist im zweiten Bild äußerst anschaulich und wirkungsvoll ausgedrückt.

Es ist nun menschliche Aufgabe, diesen natürlichen Vorgang nach Kräften zu unterstützen, vor allem alle hemmenden Einflüsse und Schädlichkeiten von der Wunde fernzuhalten.

Geistige und seelische Mutterschaft

Von Marianne Fleischhack

Der Begriff Mutterschaft ist von Ewigkeit her mitgewandert mit dem Fühlen und Denken der Geschöpfe, und er wird fortwirken in die Unendlichkeit, wenn nicht Erstehen und Leben aufhören sollen; er schlingt sich wie ein verbindendes Band um die Völker, ja, Mensch und Tier finden in diesem Begriff den Schlüssel gegenseitigen Verständnisses. Mutterschaft heißt seit Anbeginn alles Lebens die Aufgabe des weiblichen Prinzips — eine Aufgabe von weittragendster Bedeutung. Und doch ist in unserer Zeit das rechte Bewußtsein von den Pflichten der wahren Mutterschaft den Frauen vielfach verlorengegangen, sie verbinden mit diesem Begriff nur die letzte, die konkrete Stufe: einem Kinde das Leben geben. Wohl ist dies das höchste Ziel der mütterlichen Frau, aber durchaus nicht der einzige Ausdruck der Mutterschaft. Empfundene und betätigte Mütterlichkeit ist Mutterschaft in einem umfassenden und edlen Sinne. Solche Mutterschaft ist nicht das Vorrecht einzelner begnadeter Frauen, ist vielmehr Allgemeingut des weiblichen Wesens in der ganzen Welt. Wenn die Frau so denken lernt, wenn sie sich ihrer wahren mütterlichen Aufgaben und Pflichten bewußt wird, wenn sie einssehen und verstehen lernt, daß sie von Natur zur Mutter bestimmt ist, und zwar nicht nur zur leiblichen Mutter eigener Kinder, sondern zur geistigen und seelischen Mutter ihrer Mitmenschen, dann wird ihr Einfluß auf das Volksleben ein fördernder und verbindender, ein segensbringender sein. Geistige und seelische Mutterschaft zu pflegen und zu betätigen muß der Frau Vorbedingung werden zu bewußter leiblicher Mutterschaft.

Das mütterliche Empfinden schlummert in jedem Weibe, schon beim Kinde prägt es sich aus. Selten wird ein Mädchen keine Freude haben am Pflegen und Betreuen der Puppentinder, selten wird ein Knabe stundenlang unermüdet eine Puppe voll Zärtlichkeit an- und auskleiden. Die heutige, stark nach der Verstandeseite hin eingestellte Erziehung der Mädchen, die schon in der Schule beginnt und häufig durch Berufsausbildungen gefördert wird, unterdrückt das mütterliche Empfinden. Konkurrenzneid zwischen Männern und Frauen, der heute notwendige Kampf um eine gesicherte Stellung auf der einen Seite und unedle Herrschsucht im gesellschaftlichen Leben auf der andern Seite rauben der Frau das Wahrzeichen ihrer echten Würde: die Mütterlichkeit. Nicht dienen — und Mutterschaft heißt, wenn auch nicht Bedienen, so doch dienen, dienen mit der Hingabe des Besten unseres Wesens — will die Frau, sondern herrschen und beherrschen nach außen hin, mit sichtbaren Machtmitteln.

Gewiß, die Frau soll Herrscherin sein, aber nicht gewalttätig herrschsüchtig, nicht nach außen hin spürbar, sondern kraft ihrer mütterlichen Anlagen und Fähigkeiten. Eine wahre Mutter lenkt und leitet das Denken und Handeln der Kinder, ohne daß es ihnen bewußt wird, ohne die Herrschsucht, die eigene Meinungen und Empfindungen unbedingt ausprägen will, sondern mit feinem Einfühlungsvermögen, das gutes Wollen und edles Streben zu unterstützen und zu fördern weiß und die Reime unedler Triebe austreibt aus den Kinderherzen. Und dieses Einfühlungsvermögen, diese ausgleichende Liebe ist gerade der Frau gegeben, und wo sie diese edle Macht geistiger Mutterschaft ausübt, wird es ihr immer gelingen, den reinen Hauch

würdigen Frauentums um sich zu verbreiten, in den sich weder Mißachtung noch Unvornehmheit noch Unfrieden wagen. Eine wahre Mutter pflegt den Einklang in der Familie mit Rücksicht auf die geistige und seelische Entwicklung der Kinder. Das mütterliche Empfinden im Weibe drängt nach Harmonie, und wo immer Frauen in ihrem Kreis bewußt das gegenseitige Verständnis zu fördern suchen, da schlagen die Wellen solchen Einflangs verbindend auch nach außen hin. Gerade in dieser Beziehung erwächst der Frau im Beruf und im Gesellschaftsleben eine königliche Aufgabe von unendlicher Tragweite. Geistige und seelische Mutterschaft fordert von der Frau Geduld mit den Fehlern und Schwächen anderer; sie fordert ein tiefes Verständnis für gutes Wollen, ein Verständnis, das nicht hasten bleibt an falschen Auswirkungen des guten Strebens; geistige und seelische Mutterschaft fordert unbedingte Treue in allen Handlungen, Wahrhaftigkeit im Denken und Reden, sie weiß Rat und Hilfe in körperlichen und seelischen Nöten; sie fordert von der Frau eine solche Geschlossenheit des Wesens, daß sie nur abgeklärte Ruhe und Frohsinn um sich verbreitet, und nicht ihre Schmerzen und Sorgen und ihren Mißmut sich an anderen Menschen auswirken läßt. Will sich nicht auch jede Mutter vor ihrem Kinde nur von einer liebenswerten Seite zeigen? Eine Mutter, die sich stets ihrer vollen Verantwortung bewußt ist, kann von ihren Kindern bedingungslose Achtung erwarten; der Frau, die geistige und seelische Mutterschaft pflegt, wird unbedingt die gleiche Ehrerbietung von ihrer Umgebung zuteil werden.

Von solchen Gesichtspunkten aus muß die Frauenwelt der Mutterschaftsgedanke erfüllen, ganz erfüllen! Ganz gleich, ob verheiratet oder unverheiratet, sei es im Beruf oder in der Gesellschaft, sei es in der Stille, sei es im öffentlichen Leben: die Frau muß sich bewußt sein, daß ihre größte Begabung und ihre erste Aufgabe der menschlichen Gemeinschaft gegenüber Mütterlichkeit heißt. Nur mit dieser Seite ihres Wesens kann sie einen dauernden, veredelnden Einfluß ausüben auf ihre Umgebung. Sie mag es auf andere Art und Weise versuchen: sie mag in der Wissenschaft höchste geistige Leistung vollbringen, sie mag Vollendetes schaffen auf dem Gebiete der Kunst, sie mag wetteifern mit dem Manne am Operationstisch und im chemischen Laboratorium, ihr Können wird wohl Achtung erzwingen, aber mit seelischem Feingefühl wird sie es meist schmerzlich empfinden, daß sie doch nur als Konkurrentin, als Nachläufer betrachtet wird, auch heutzutage noch. Wenn es nun aber die Frau versteht, die Strömungen und Kräfte der mütterlichen Seite ihres Wesens hinauswirken zu lassen in das öffentliche Leben, im Beruf und in der Gesellschaft, dann wird man sie um ihres ureigensten Wesens willen achten und ehren. Und gerade dann wird niemand ihr verwehren wollen, sich die Stellung im Leben zu erringen, die ihren Fähigkeiten und Begabungen entspricht.

In der Mütterlichkeit, in der unbegrenzten Mutterschaft erwächst der Frau eine kulturelle Aufgabe von hoher Bedeutung, eine Aufgabe, die niemand ihr streitig machen kann, hier ist sie allein das unersetzliche Glied in der Kette der Höherentwicklung der Menschheit. Hier ist die Frau Vorläufer, Vorkämpfer.



HEIMKEHR DES ZWÖLFJÄHRIGEN JESUS MIT SEINEN ELTERN VOM TEMPEL

Pastellgemälde von Friedrich Schütz, Düsseldorf-Oberkassel

Der Ruf aus dem Äther

Roman von Paul Rosenhayn

„Sauternes!“ sagte Lars Develund. „Bringen Sie Sauternes!“ Der Speisesaal war nicht sonderlich groß. Er war völlig in pompejanischem Rot gehalten, das wie dunkle, ruhige Flammen an den schlanken Säulen emporstieg. Das Orchester war nicht sichtbar; es mochte in einer der kleinen blumenbedeckten Logen der Galerie versteckt sein. Der Saal war erfüllt von jener sanften und zärtlichen Atmosphäre, die sich aus Duft, Musik und Flirt zusammensetzt, und das Gewoge der Sprachen, das in zerrissenen Intervallen durch den Raum klang, war völlig international.

„Man hört kaum ein dänisches Wort!“ lachte Griggs.

„Wskater nicht.“

Die andern nickten, und Wskater sagte:

„Das ist ein Glück. Es bedeutet für uns Kopenhagener, daß der Winter vorbei ist.“

Die hohen Glastüren pendelten auf, ein Schwarm neuer Gäste flutete herein. Feuchtschimmernde Pelze trugen den herben Duft des jungen Vorfrühlings da draußen wie eine fremde und feindselige Welle in den Saal.

„Da kommt der Sauternes“, sagte Kjelland.

Das Adagio der Geigen setzte ein; das Stimmengewirr im Saal verstummte, seltsam genug, auf einen Schlag.

„Welche fremdartige Harmonie“, flüsterte Wskater; „ich habe nie etwas Ähnliches gehört.“

Develund blickte hinüber: „Es ist die neue Oper von Pizzetti, Debora et Jael.“

„Sie kennen doch alles!“

„Ich war zufällig in der Premiere: im Scala-Theater in Mailand; Toscanini dirigierte, das war, offen gestanden, der Grund, warum ich hineinging. Die Musik wird Ihnen Freude machen: Pizzetti hat eine völlig abwegige Art, die Singstimme in Gegensatz zum Orchester zu führen; auf der Bühne ein kontinuierliches Rezitativ, im Orchester unabhängig davon eine farbenreiche Tonfülle, die ständig mit der Singstimme kämpft.“

Kjelland hatte die Gläser gefüllt, und leise sagte er: „Es ist schade, daß wir die jüngeren Italiener so spät nach Kopenhagen bekommen. Ich habe weder Alfano noch Francesco Malipiero bisher auf der Bühne gehört. Dabei besitze ich fast alle ihre Opernpartituren und habe sogar...“ Er verstummte plötzlich und wandte verwirrt den Kopf zur Seite.

Wskater blickte ihn an: „Was haben Sie, Kjelland? Sie sind blaß geworden.“

„Nichts.“ Kjelland zuckte die Achseln, aber der befangene Ausdruck seiner Miene schien sich eher zu verstärken, während er mit einem Eifer, der in keinem rechten Verhältnis zur Sache stand, das Glas ergriff und an den Mund führte.

„Ich liebe Alfano“, sagte Griggs. „Ich kenne keinen Komponisten, der so charakteristisch orchestriert wie er. Er ist übrigens ausgesprochener Mystiker. Kennen Sie seine Oper ‚Don Juans Schatten‘? Wir hatten sie in New York im Metropolitan. Er bringt darin eine seltsame Neuerung: Chöre ohne Worte. Damit ruft er eine Stimmung hervor, wie ich sie noch kaum in einer Oper erlebt habe; diese Massenbewegung mit Gesang ohne Text gibt der Szenerie eine ganz bestimmte und völlig einheitliche Farbe, die augenblicklich wechselt, sobald sich das Tonbild ändert.“

„Expressionismus ins Musikalische übertragen!“ nickte Develund. „Sagten Sie etwas, Herr Kjelland?“

Der Gestrakte fuhr zusammen und löste seine Augen gewaltsam von der Loge dort drüben.

„Welch eine schöne Frau!“ flüsterte Griggs. „Sicher eine Ausländerin.“

Wskater schüttelte den Kopf. „Nein, sie ist Dänin.“

„Sie kennen sie?“

Es schien, als ob Wskater einen zögernden Blick auf Kjelland werfe und als ob dieser die Achseln zuckte.

„Ja, ich kenne sie oberflächlich. Es ist die Baronin Astrid Laurgaard, und der Herr an ihrer Seite ist der Kammerherr Kai Gandrup.“

„Hören Sie nur dieses wundervolle Stakkato“, sagte Kjelland.

„Es ist in der Tat sehr schön“, pflichtete ihm Griggs bei. „Und mit einem verschmitzten Augenzwinkern setzte er hinzu: „Immerhin finde ich eine schöne Frau wie die dort drüben reizvoller als alle Pizzettis der Welt.“

„Ich bewundere Sie“, sagte Develund. „Ich hörte von Ihren vielen Patienten, die Sie in einer Weise betreuen, die sicher den ganzen Menschen in Anspruch nimmt. Und dazu ein so erschütterndes Gebiet, das Sie sich gewählt haben... Der ständige Anblick der Krebskranken mühte, deucht mich, das Gefühl für das Schöne in der Welt zerstören — ja, allen Glauben an das Helle und Freundliche

ersticken. Ich wenigstens kann mir nicht denken, daß ich meines Lebens jemals wieder froh würde, nachdem ich vielleicht fünf Minuten vorher den Anblick der lebendig Verwesenden gehabt hätte — die auf mich hoffen und denen ich dennoch keine Rettung bringen kann.“

Griggs stellte das Glas nieder. „Wohin sollte das führen, mein lieber Herr Develund, wenn wir Menschen, wenn wir Ärzte uns auf Anbieten unterkriegen lassen würden? Wer sagt Ihnen übrigens, daß wir nicht helfen können?“

„Krebs...!“

„Ich kann Ihnen von soundso vielen Fällen des Karzinoms berichten, deren Heilung geglückt ist. Und selbst, wenn es nicht der Fall wäre: was gesten unmöglich war, kann morgen erreicht sein. Wir führen einen ständigen Kampf, wie der Soldat im Felde. Und wir holen die Kraft zu diesem Kampf aus der Überzeugung, daß wir endlich die Sieger sein werden. Aber der Sieg ist, wie überall, kein Dreh, den man plötzlich findet, er ist Kleinarbeit, die Ausdauer und Nervenkraft verlangt.“

Das Orchester hatte geendet; leiser, gewissermaßen respektvoller Beifall setzte ein.

„Haben Sie unter Ihren Patienten“, begann Develund, „nicht einen Herrn Lumbye?“

„In der Tat.“

„Sie müssen zugeben, daß er unheilbar ist. Kein Gott kann ihn retten. Gleichwohl hat man seinen Wunsch, ihn in das Sanatorium des Doktors Griggs zu schicken, erfüllt. Denn Lumbye ist sehr reich. Aber Hand aufs Herz, Doktor: ihn werden Sie nicht heilen!“

„Wir sprechen unausgesetzt von mir“, lächelte Griggs, „und von meinen Angelegenheiten — die nicht einmal ausschließlich meine Angelegenheiten sind. Ich denke, es gibt weit Interessanteres als diese traurigen Dinge. Ich will Ihnen sogar gestehen, daß ich mich in meinen Mußestunden mit Liebhabereien befaße, die nichts mit Medizin und mit Karzinomen zu tun haben. Gott sei Dank: nichts!“

„Radio!“ sagte Wskater.

„In der Tat. Ich sehe schon das spöttische Gesicht des Herrn Develund — denn hier sind wir an dem Punkt angelangt, wo uns Herr Develund tausend Dinge zu erzählen haben wird, von denen wir uns keinen Begriff machen.“

„Ich bitte!“ wehrte Develund ab.

„Keine falsche Bescheidenheit! Ich habe Ihr Werk über die Möglichkeiten der Radiowelle gelesen; ich will Ihnen sogar das Geständnis machen, daß ich es bei mir trage; draußen im Mantel.“

Eine glückliche Röte überglänzte Develunds Gesicht. „Das freut mich aufrichtig.“ Und als jemand dazwischen lachte, fuhr er, ein wenig verwirrt, fort: „Nicht aus Eitelkeit, weiß Gott nicht. Aber es ist ein glückliches Gefühl, wenn man sich in Gedankenkontakt weiß.“

„Wie herrlich!“ seufzte Kjelland. „Dies wird ein technischer Abend.“

Griggs lachte: „Haben Sie keine Angst, Herr Kjelland. Es ist das Besondere des Themas ‚Radio‘, daß es in gerader Linie über das Technische hinausführt.“

„Manu?“

„Das klingt vielleicht paradox, aber jede Erkenntnis ist, glaube ich, paradox. Sie brauchen sich nicht verzweifeln nach der Musik umzusehen, meine Herren, das Thema ist schon erledigt. Nur so viel darf ich Ihnen sagen: das Technische, der Apparat, die Maschine sind, wenn nicht alles täuscht, nur die Eierschalen, die dem jungen Rücken, genannt ‚Radio‘, noch anhaften, das Körperliche, aus dem es hervorgegangen ist und das es langsam im Begriff ist abzustreifen. In zwanzig Jahren werden wir per Radiowelle sprechen — ohne Telefon und ohne Kondensator und ohne Batterie, versteht sich, von Gehirn zu Gehirn.“

Develund blickte auf. „Das klingt nach Jules Verne.“

Der unsichtbare Kapellmeister gab das Anfangszeichen; eine feine, silbrige Musik erfüllte kosend den Raum.

„Scriabine!“ sagte Develund.

„Ja!“ bestätigte Kjelland. „Es ist die dritte Etüde von Scriabine.“

„Ich sehe“, staunte Griggs, „wir sind ein Kongreß von Musikfachverständigen.“

Wskater lachte: „Kjelland hat keine Ahnung von Musik; die dritte Etüde von Scriabine ist das einzige, was er kennt.“ Und indem er sich einen Ruck gab, um dem strafenden Blick Kjellands auszuweichen, setzte er hinzu: „Diese Etüde ist nämlich das Lieblingsstück der Baronin Laurgaard, die dort oben sitzt — und ich bin sicher, daß sie es ist, die es bestellt hat.“

„Baronin Laurgaard“, wiederholte Griggs, indem er den Blick auf Kjelland heftete. „Sie kennen sie also?“

Kjelland sah böse an Wskater vorbei. „Flüchtig“, sagte er schließlich in gleichgültigem Ton.

„Wenn ich eigennützig wäre, würde ich Sie bitten, mich ihr vorzustellen. Sie ist in der Tat eine der schönsten Frauen, die ich bis heute gesehen habe.“

„Nichts wäre leichter als das, Herr Doktor,“ jagte Kjelland, der unverwandt zur Loge hinaussah. „Aber Sie werden wenig Freude daran haben. Die Baronin Laurgaard ist eine völlig empfindungslose Frau.“

Develund schürzte die Lippen, als ob er ein Lachen nur mit Mühe unterdrücke. „Ich glaube, es ist ein wenig kühn, von den intimsten Angelegenheiten einer Frau so ... wie soll ich sagen ... so diagnostisch zu reden. Ich habe gefunden, daß die temperamentvollste Frau auf den ersten Blick fast immer das Gegenteil schien. Denn es liegt auf der Hand: je kultivierter sie ist, desto mehr wird sie gelernt haben, ihre Gedanken und ihre Wünsche zu verbergen. Und nicht nur das: das wahre Temperament, ich möchte sagen: das echte Temperament einer solchen Frau will aufgesucht sein — es ist nicht da, es vibriert unter dem Aufklingen einer verwandten Saite. Um aber all diese geheimnisvollen Dinge, die wie halbe Söhne zwischen Seelischem und Körperlichem schwingen — um alles dies erspüren zu können, bedarf es, glaube ich ...“

Eine kleine Pause entstand. Es war ungewiß, ob Develund das Wort suchte oder ob er aus irgendeinem bestimmten Grunde verstummte. Da sagte plötzlich Alfater mitten in die Gedankengänge der anderen hinein:

„Herr Kjelland war mit Astrid Laurgaard verlobt.“

Alle wandten sich zu Kjelland herum. Er war blaß geworden, und während er unbeweglich in sein leeres Glas blickte, runzelten sich seine Brauen.

„Das ist freilich etwas anderes,“ sagte Develund mit einer Stimme, in deren leisem Ton, vielleicht gegen seine Absicht, eine gewisse Schonung lag.

„Es ist nicht richtig, was Alfater Ihnen da erzählt. Ich war mit Astrid Laurgaard nicht verlobt. Aber ich kann nicht leugnen — daß ich den Wunsch hatte. Wir sind Jugendgepielen, Astrid und ich, und niemand auf der Welt steht ihr näher als ich — sie selbst hat es mir gesagt. Sie müssen deshalb zugeben, Herr Develund, daß ich ein gewisses Recht habe, hier, wie Sie sich ausdrücken: diagnostisch zu reden, Astrid hat mir erklärt, sie habe niemand auf der Welt lieber als mich. Dennoch sitzt sie mit einem Manne dort oben, mit dem sie verlobt ist ...“

„Eine Vernunftangelegenheit?“ fragte Griggs.

„Das ist ausgeschlossen. Dazu kenne ich die Baronin wirklich zu genau. Im übrigen ist sie reich; eine Veranlassung zu einer Konvenienzheirat liegt weiß Gott nicht vor.“

Griggs sah hinaus. Die beiden dort oben sahen sich in die Augen und lächelten — jenes zärtliche Lächeln, das seit Anbeginn der Welt die Begleitmusik junger Liebe ist.

Auch Kjelland sah nach oben. Nun traf sich sein Blick mit dem des Arztes.

„Vielleicht bedarf es dieses Umweges über den Kammerherrn Sandrup ...“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Vielleicht kehrt sie jetzt zu Ihnen zurück?“

Kjelland lachte nervös. „Ich sehe, Sie kennen die Frauen nicht. Und besonders: diese Frau nicht.“

„Ich kenne sie in der Tat nicht — aber ich glaube kaum, daß das viel zu bedeuten hat. Ja, ich glaube: je mehr wir uns über die Frauen den Kopf zerbrechen, um so mehr rücken sie von uns ab. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Frauen nicht ergründet, sondern genommen sein wollen.“

„Ich weiß nicht, wo Sie Ihre Erfahrungen gesammelt haben, mein lieber Herr Doktor Griggs — aber ich kann Ihnen sagen, daß Ihre Weisheit auf Astrid Laurgaard bestimmt nicht zutrifft.“

„Mag sein. Man soll nichts verschwören.“ Wieder blickte Griggs zur Loge hinauf — es mochte ein Zufall sein, daß im selben Augenblick Astrid Laurgaard den Kopf zu ihm herumwandte und ihn mit einem kurzen, betroffenen Blick ansah.

„Wie spät haben Sie's?“ fragte Griggs.

Ein wenig erstaunt zog Kjelland die Uhr. „Dreiviertel Zwölf.“

„Was bekommen ich, wenn die Baronin Laurgaard — sagen wir: um eins ... nun, wohin soll sie kommen?“

„Ins Schreibzimmer des Hotels“, schlug Develund scherzend vor.

„Dort ist um eins kein Mensch.“

„... also gut: ins Schreibzimmer des Hotels kommt?“

„Sprechen Sie im Ernst?“ fragte Kjelland und machte runde Augen.

„Aber ja.“

„Kennen Sie die Baronin?“

„Sie wissen selbst, daß ich sie nicht kenne.“

„Sie wollen also mit ihr sprechen?“

„Sie werden bis um eins mit mir zusammenbleiben und sich auf diese Weise überzeugen, daß ich nicht mit ihr sprechen werde.“

„Und Sie halten das, was Sie eben gesagt haben ...“

Mit einer leichten Ungeduld im Ton unterbrach ihn Griggs: „Sie

können auch irgendeinen beliebigen anderen Ort und eine andere Zeit bestimmen.“

Kjelland sah ihn an: „Gut. Sagen wir um halb eins.“

„Er kann es vor Ungeduld nicht länger aushalten!“ lachte Alfater.

„Um halb eins: in der Lounge.“

„Gut. Sie werden also um halb eins die Baronin Laurgaard in der Lounge dieses Hotels erwarten.“

„Und wenn sie nicht kommt?“ warf Alfater dazwischen.

„Werden Sie dann Ihren ausgezeichneten Pommeroy ...“

„Nichts von Pommeroy“, schnitt ihm Kjelland das Wort ab. „Ich

muß Sie bitten, Astrid Laurgaard nicht zum Gegenstand einer Wette zu machen.“ Er wandte sich an Griggs: „Wenn das ... wenn Ihre Prophezeiung mißlingt, was ich, offen gestanden, erwarte, so betrachte ich die Angelegenheit als erledigt, und ich glaube, ich brauche keinen der Anwesenden besonders zu bitten, darüber zu schweigen.“

Griggs nickte. „Dennoch möchte ich Ihnen, wenn ich so sagen darf, einen Preis vorschlagen. Nichts Konkretes, nichts, weder Pommeroy noch Chablis. Wenn meine Prophezeiung eintreffen sollte — mit anderen Worten, wenn die Baronin um halb eins in die Lounge kommen sollte —, so erbitte ich von Ihnen eine Gegenleistung. Nämlich: es könnte sein, daß ich Ihnen in nächster Zeit — vielleicht noch in dieser Nacht — Dinge sagen werde, die auf den ersten Blick unglaubwürdig erscheinen. Wenn also meine Vorherjage eintreffen sollte, so bitte ich um Ihren Glauben auf Vorfuß.“

„Ich meine,“ sagte Develund, „gegen diesen Kreditantrag ist nichts einzuwenden.“

„Denken Sie etwa an Hypnose?“ fragte Kjelland. „Dann will ich Ihnen gleich sagen: ein Versuch am untauglichen Objekt. Ich war mit Astrid zweimal auf hypnotischen Séancen, einmal mit Magnussen, einmal bei Schrend-Nohing. Beide haben festgestellt, daß die Baronin Laurgaard kein Medium ist.“

„Das trifft sich ausgezeichnet. Ich kann auch nicht hypnotisieren.“

Alfater machte plötzlich ein belustigtes Gesicht und wies nach oben. Der Portier hatte die Garderobe gebracht, und eben rannte ein flinker Boy am Tisch der vier vorbei und rief dem Kollegen an der Drehtür zu: „Ein Auto für die Herrschaften in Loge drei!“

Die vier sahen sich an. Develund erhob sich und ging schlenkernd zum Ausgang. Gespannt folgten ihm die Blicke der andern.

„Sie sind abgefahren“, sagte er, als er nach einer Weile zurückkam. „Frederiksbergallee 85.“

„Das ist die Adresse der Baronin.“

„Nun, Herr Doktor Griggs ...?“

Der Gefragte unterhielt sich eben mit dem Kellner über eine komplizierte Küchenangelegenheit.

„Das gibt einen glänzenden Akt!“ sagte Alfater.

Griggs zog das Fazit aus der Konferenz mit dem Kellner: „Also geschwind eine ‚Passetoutgrain‘.“

Unschlüssig blickte Kjelland von Griggs zu den andern, von den andern zu Griggs. „Wollen wir nicht gehen ...?“

„Das wäre recht schade.“ Griggs deutete mit dem Kopf in der Richtung, in der der Kellner mit dem verheißungsvollen Auftrag verschwunden war. „Passetoutgrain, und dazu 1905er, ist keine alltägliche Angelegenheit. Und im übrigen, wenn ich empfindlich sein wollte, so würde ich jetzt sagen: wir haben, wenn ich nicht irre, ein kleines Abkommen getroffen. Aber ich sage es nicht.“

Alfater sagte in die Smokingtaste nach dem Zigarettenetui. „Wenn ich unhöflich sein wollte, würde ich“ — er sandte einen bezeichnenden Blick nach der Drehtür, durch die das Paar verschwunden war — würde ich sagen ... aber ich bin nicht unhöflich. Dazu ist mir Ihre Gesellschaft viel zu lieb, auch ohne Passetoutgrain, abgesehen davon, daß ich von dieser Marke heute zum ersten Male höre. Womit nicht gesagt sein soll, daß mir Ihre Gesellschaft mit diesem fabelhaften Wein nicht doppelt angenehm wäre! Überhaupt, ich glaube, Herr Doktor Griggs, in Weinfragen sind Sie kompetenter als in bezug auf die Frauen.“

„Ich besitze keine Spur von Ehrgeiz auf diesem Gebiet, Herr Alfater. Ich habe, das werden Sie mir glauben, in Amerika und in Europa eine Unzahl Frauen kennengelernt, so verschiedenartig, wie die Weine von Kalifornien und die Wässer von Vichy — aber ich gebe zu, daß das kein unbedingtes Recht gibt, mich als Experten zu fühlen.“

Kjelland, dessen Mienen den Ausdruck einer verschlossenen Gleichgültigkeit angenommen hatten, machte eine ablehnende Handbewegung, als ihm Alfater das geöffnete Etui anbot: „Die Frau ist ein Rätsel, das kein Sachverständiger der Welt lösen wird.“

„Sie müssen mir schon erlauben“ — Develund bediente sich statt seiner — „Sie müssen mir schon erlauben, Ihnen zu widersprechen. Es ist eine der übererbten Weisheiten, die sich vom Vater auf den Sohn und vom Sohn auf den Enkel fortgepflanzt haben, dieses Axiom von der Sphinx im Weibe. In Wirklichkeit steckt dahinter nichts als die Dummheit der Männer.“

„Nanu?“ sagte Alfater.

„Wenn eine Frau, eine halbwegs verständige Frau einen Mann liebt, so ist das erste, was sie tut, daß sie den Charakter und die Eigenschaften des geliebten Mannes zu verstehen sucht. Sie trachtet sich

in ihn hineinzudenken, sie möchte seine Liebhabereien und seine Abneigungen kennenlernen, sie befreundet sich mit seiner Eitelkeit, sie beschäftigt sich mit seinen Launen. Um einen banalen Ausdruck zu gebrauchen: sie stellt sich auf ihn ein. So lernt sie, halb mühevoll, halb spielend, wie sie ihn zu behandeln hat, wie sie ihn 'nehmen' muß — und bald, wenn sie ein bißchen Schlaueit besitzt, spielt sie auf ihm wie auf einer Violine. Haben Sie jemals gehört, daß ein Mann dergartiges täte?"

"Ich würde für eine Frau, die ich liebe, in den Tod gehen," sagte Kjelland.

"Das sagen Sie, lieber Herr Kjelland, in dem schönen Gefühl — ich will damit Ihren Mut nicht anzweifeln —, daß es von diesem Weintisch bis zum In-den-Tod-Gehen eine unendlich lange Strecke ist, mit der man im Ernst nicht zu rechnen braucht. In Wahrheit kommt es im Leben kaum auf diese großen Laten an, schon darum nicht, weil die Gelegenheit zu großen Taten eine viel zu seltene ist. Das haben die Frauen viel besser begriffen als wir. Und darum möchte ich mit einer blamablen Erfahrung nicht hinter dem Berge halten: daß wir Männer nämlich viel zu selbstherrlich, sagen wir schon: zu arrogant sind, um den Versuch zu machen, uns auf die Frau einzustellen wie die Frau auf uns. Kein Mann macht Anstalten, die Eigenart seiner Frau zu verstehen; weder ihre Launen, noch ihre Tugenden, noch ihre Schwächen interessieren ihn. Er nimmt sie einfach als etwas hin, was nun einmal da ist und was man deshalb ertragen muß — oder genießen kann, je nachdem. Er faßt alle diese Faktoren zusammen in die bequeme Formel von dem großen Rätsel Weib — und jeder Versuch, das Rätsel zu lösen, die Frau zu verstehen, erstickt von vornherein in der Überzeugung von ihrer Unergründlichkeit. Das ist unendlich bequem, gestehen Sie's nur ein, meine Herren, und obendrein gibt es dem Idol eine weitere reizvolle Distanz, die die Frau um so anziehender macht, je verliebter wir in sie sind."

"Das klingt nett, wie alles Paradoxe", sagte Griggs beifällig. "Aber das ist alles. Ich zum Beispiel bin der Meinung, daß ein Mann sein Idol durchaus nicht in Distanz zu sich selbst bringen will, wenn er verliebt ist — daß er im Gegenteil den Wunsch hat, es von seinem Postament herunterzuziehen."

Der Kellner erschien mit dem Burgunder. "Ich werde selbst einschicken."

"Es mag solche Männer geben", pflichtete Develund bei, während er mit liebevoller Andacht die Gläser füllte. "Aber ich glaube, daß sie in der Minderzahl sind — und bestimmt gehören die wirklichen Künstler im Reich der Liebe nicht zu ihnen. Der echte Mann ist, wo es sich um die Frau handelt, immer ein halbes Kind. Untkompliziert ... primitiv; wunderföchtig."

Kjelland stellte das geleerte Glas klirrend auf den Tisch und sagte trocken: "Es ist halb eins!"

Griggs zog die Uhr. "Es ist sechs Minuten vor halb eins, Sie können also bequem bis um halb eins in der Lounge sein."

Die andern wurden aufmerksam. "Sprechen Sie eigentlich im Ernst, Griggs?" erkundigte sich Develund, halb erstaunt, halb belustigt. "Wollen wir wirklich ...?"

Griggs leerte mit toderntem Gesicht sein Glas und setzte es kopfschüttelnd nieder. "Sind wir eigentlich Kinder? Wir haben in aller Ruhe und in voller Mächtigkeit ein Abkommen getroffen. Was uns alles in der Welt soll uns eigentlich hindern, dies Abkommen durchzuführen?"

"Nun, Griggs" — auch Develunds Stimme wurde um einen Schatten sachlicher —, "da Sie mich danach fragen, so will ich Ihnen darauf antworten. Wir alle betrachten darum das Abkommen als gegenstandslos, weil sich inzwischen die Voraussetzungen für das Gelingen unseres Unternehmens von Grund aus geändert haben."

"Sie sprechen von der Baronin?"

"Ich bin so frei. Da sie nach Hause gefahren ist ... also, kurz und gut, ich bin der Meinung, daß uns allen die frische Nachtlust zuträglich sein wird."

"Daß die Baronin nach Hause gefahren ist, kann doch im Ernst kein Hindernis sein", sagte Griggs freundlich. "Denn was sollte sie hindern, hierher ins Hotel zurückzukehren? Vielleicht ihr Verlobter? Ich nehme an, daß er sich vor der Tür ihres Hauses von ihr verabschiedet haben dürfte."

"Natürlich!" beeilte sich Kjelland beizupflichten.

Ulfater warf einen Blick auf die Zahlentolonen, die der Kellner auf Griggs Geheiß freiben addierte. "Sie sehen, Herr Doktor Griggs, wir haben den Wunsch, Ihnen ein Fiasko zu ersparen. Seien Sie nicht eigensinnig, lassen Sie's gut sein." Und indem er mit einer kreisenden Handbewegung auf die Flaschenbatterie wies, erhob er sich. "Gute Nacht!"

Die vier gingen, von Direktor und Oberkellner eskortiert, dem Ausgang zu. Der Boy trieb die Drehtür wie einen Kreisel an.

Eine häußchengeschmückte Garderobiere erschien aus einem Winkel der Halle. Da sagte Griggs:

"Wo ist die Lounge?"

Die drei drehten sich wortlos zu ihm herum. Die Garderobiere

wies irgendwohin, den Korridor hinunter, dorthin, wo ein paar spärliche Glühlampen in dunkle, fremde Gänge wiesen.

Kjelland ging mit entschlossenen Schritten die wenigen Stufen hinauf.

Aus dem Innern des Hauses kam, gedämpft und wie aus weiter Ferne, Muß und Lachen. Schwer und drückend lag die Luft über dem niedrigen Gang. Hier und da zweigten Türen ab, Glastüren, die zu unbekannten Räumen führten; Lichter blinkten verschlafen durch das leere Dunkel. Jeder Schritt schien die Trennung zu unterstreichen, die sich hier vollzog: zwischen den lichterfüllten Räumen dort hinten und dem schlafenden Hause, zu dem diese Treppen führten.

Ein Dienstbessener kam verschlafen hinter einer Statue hervor; ein Schalter klickte, gelbliches Licht flog über die vier.

"Zur Lounge? Bitte, hier."

Der Raum war lichtlos. Der Boy, gähnenden Protest im Gesicht, drehte den Kontakt.

"Sie ist nicht da", sagte Kjelland.

"Es ist zwei Minuten vor der Zeit; Sie verlangen ein bißchen viel."

Griggs sah sich um. "Wollen wir ins Bibliothekzimmer gehen? Es liegt vis-à-vis."

Kjelland setzte sich unbehaglich in einen Korbsessel, so daß er den übrigen den Rücken drehte. Die drei schlossen die Tür hinter ihm, und eben trat Develund ins Bibliothekzimmer, als Ulfater mit heiserer Stimme flüsterte:

"Sie kommt!"

Die drei blickten den Korridor hinunter: die Dame, die dort schnellen Schritts die Stufen emporstieg, war die Baronin Laurgaard.

Alle blickten auf Griggs, der von der allgemeinen Erregung nichts zu spüren schien. Er drängte Ulfater ins Bibliothekzimmer hinein; die andern folgten.

Die Baronin, ein wenig bleicher als vorhin, verlangsamte den Schritt. Sie blickte durch die Scheibe der erleuchteten Lounge; einen Augenblick blieb sie zögernd stehen. Aber schon war Kjelland ihrer ansichtig geworden. Er erhob sich. Während er fassungslos auf die Tür zuging, trat sie ein.

"Mein Gott!" — Develund faßte sich an die Stirn —, "bin ich denn ... bin ich denn ...? Das ist ein Wunder, das ist Hexerei! Die Baronin hat vor unseren Augen das Haus verlassen — und sie ist zurückgekehrt, wie Sie es uns prophezeit haben ... ich muß wohl sagen: wie Sie es ihr befohlen haben." Er faßte den Arzt bei den Armen: "Was bedeutet das, Griggs? Sind Sie ein Zauberer? Sie müssen es uns sagen, Sie müssen es uns erklären!"

Griggs bläute durch das Glas der Tür hinüber in die Lounge. Dort drüben standen Kjelland und Alfrid sich gegenüber; er hatte ihre Hand in die seine genommen; er streichelte sie zärtlich und sprach, sichtlich stotternd und verwirrt, auf sie ein. Sie hörte ihm zu, mit einem nachdenklichen und suchenden Lächeln, und während er sprach, wanderten ihre Augen hinüber zu der Glastür, auf der der Blick des Arztes ruhte.

"Ich will es Ihnen erklären," sagte Griggs. "Aber nicht hier. Kommen Sie mit mir, in meine Wohnung. Dort wollen wir darüber sprechen."

"Nun?" fragte Develund.

Doktor Griggs zog den Stöpsel aus dem Kontakt, der seltsam kontrastierte mit dem italienischen Renaissancestil des Raumes. Das Summen des siedenden Wassers verstummte; dunkelbrauner Tranf flog in die gläserne Maschine. Griggs füllte die Tassen und präsentierte fremdartiges Gebäd.

Kjelland stand die ganze Zeit unbeweglich gegen die Tür gelehnt. Der Duft des starken Mokkas, der das Zimmer erfüllte, lockte ihn an den Tisch. Er nahm die Tasse, trank sie in einem Zuge leer, und indem er sie klirrend auf den Unterfaß stellte, wandte er sich plötzlich zu Griggs herum: "Alfrid kennt Sie in der Tat nicht, Herr Doktor Griggs."

Der Arzt sah ihn verwundert an.

"Am es offen zu sagen," fuhr jener, ein bißchen verwirrt, fort, "ich hatte etwas Derartiges angenommen. Sie müssen das begreifen: man sucht den nächstliegenden Weg. Den geläufigsten. Ich hatte mir eine Art Erklärung gebildet: ich nahm an, es bestünde in Wahrheit irgendeine Beziehung zwischen Ihnen und der Baronin — eine zufällige natürlich, eine völlig unverfängliche —, und es sei Ihnen so durch einen Zufall, durch eine belanglose Kombination bekannt geworden, daß meine ... daß die Baronin Alfrid aus irgendeinem Grunde um halb eins in die Lounge kommen würde. — Geben Sie mir eine Zigarette!"

Er griff nervös in die Dose, die Griggs aus der hochbeinigen Truhe nahm. "Nichts von alledem trifft zu. Ich habe Alfrid über jede Einzelheit gefragt — warum sie hier sei, wie sie es ermöglicht habe, allein zurückzukehren — nach alledem habe ich mich erkundigt. Und, ich sagte es schon, auch danach, ob sie Sie kenne."

Er rieb das Bündholz an, unter den Händen erlosch es ihm. Griggs reichte ihm seine brennende Zigarette.

"Sie hat nie Ihren Namen gehört — sie kann nicht erklären, warum sie ins Hotel zurückgekommen ist. Der Kammerherr hat sich vor ihrer Wohnung von ihr verabschiedet, sie ist die Treppe hinaufgegangen und

hat ein paar Minuten gewartet. Dann hat sie der Jose erklärt, sie habe ihr Handtäschchen, das einen wichtigen Brief enthalte, im Restaurant Français vergessen. Die Jose sei natürlich erstaunt gewesen und habe sich erboten, für ihre Herrin den Brief zu holen; sie habe abgelehnt und sei auf die Straße zurückgegangen. In der Vesterbrogade habe sie ein Auto angerufen.

„Aber warum?“ fragte Develund kopfschüttelnd. „Was für eine Absicht hatte sie denn eigentlich?“

„Ja — das ist das merkwürdigste: darüber konnte sie sich selbst keine Rechenschaft geben. Ich habe sie natürlich darüber eindringlich befragt, und erst im Verlaufe meiner Fragen ist ihr die ganze Widersinnigkeit ihres Tuns so recht zum Bewußtsein gekommen. Seltsamerweise sagte sie mir: bis zu dem Moment, da sie in der Vesterbrogade ins Auto gestiegen ist, habe sie sich allen Ernstes eingeredet, sie müsse die Tasche mit dem Brief aus dem Restaurant Français holen. Dann, als das Auto wandte, sei ihr plötzlich eingefallen, daß das alles Täuschung wäre, völliger Unsinn; weder sei sie im Restaurant Français gewesen noch habe sie irgendwo eine Tasche und einen Brief vergessen. Schon habe sie die Hand nach dem Stopball ausgestreckt — mit unwillkürlicher Gewalt habe etwas in ihrem Unterbewußtsein ihren Arm gelähmt. Es habe sie ins Hotel d'Angleterre gezogen — sie sagte: so, genau so müsse es sein, wenn ein Nachtwandler dem Mond entgegengehe. Ich dachte natürlich an Hypnose — aber sie lächelte darüber.“

„Und dann fragten Sie sie nach Doktor Griggs?“ erkundigte sich Alfater gespannt.

„Ja. Ich stieß auf völliges Nichtverstehen. Allerdings erinnerte sie sich, Griggs gesehen zu haben, nachdem ich ihn ihr beschrieb. Aber das war alles; sie konnte nicht einmal sagen, ob er blond oder dunkel sei.“ Kjelland drehte den silbernen Ausguß der Maschine, um seine Tasse aufs neue zu füllen. „Das Weitere ist an Ihnen, Herr Doktor. Sie müssen uns erklären: Welche Macht ist Ihnen verliehen? Wie brachten Sie es fertig, die Baronin Laurgaard zu einer bestimmten Stunde an einen bestimmten Ort zu dirigieren?“

Griggs lehnte sich zurück und warf einen Blick auf das Halbrund des Plafonds, dessen Facetten sich in unendlicher Vielheit bis in die dämmernden Winkel fortsetzten.

„Sie werden sich des Gesprächs erinnern, das wir vor zwei Stunden hatten. Ich sagte Ihnen, daß ich Ihnen etwas zeigen würde, was sich mit den uns bekannten Gesetzen der Physik nicht erklären lasse — daß Sie einen kurzen Blick werfen sollten in ein Land, das Ihnen fremd ist. Ich glaube, ich habe mein Versprechen erfüllt.“

„Natürlich“, sagte Develund.

„Nun muß ich Sie daran erinnern, daß wir einen kleinen Vertrag geschlossen haben. Für den Fall nämlich, so lautete unser Abkommen, daß es mir gelingen werde, Ihnen ein Rätsel zu zeigen — Sie hatten sogar die Liebenswürdigkeit, von einem Wunder zu sprechen, Herr Develund —, für diesen Fall also wollten Sie mir Ihren Kredit einräumen für weitere Dinge, die ich Ihnen vielleicht schildern kann, die ich indessen nicht, wie den Vorfall von heute abend, ohne weiteres unter Beweis zu stellen vermag. Dieser Moment ist jetzt gekommen.“

„So sehr ich begierig bin, von weiteren Wundern zu hören“, sagte Alfater, „so bin ich doch noch neugieriger, zuvor die Erklärung für das Erlebnis von vorhin zu hören.“

„Das eine ergibt sich aus dem andern“, antwortete Griggs mit einer beruhigenden Handbewegung. „Um es Ihnen ganz offen zu sagen: ich gehe ein bißchen zögernd an das Thema heran, denn es bedeutet nicht mehr und nicht weniger als einen Einbruch in eine fremde Domäne, und zwar in die des Herrn Develund. Wir sprachen über Ihr Buch, Herr Develund, und die Rede kam auf die Gehirnwelle. Sie haben das Thema beiseitegeschoben, was ich recht bedauerte; denn meine Studien, meine Versuche haben mich zu Entdeckungen geführt, an denen der kühnste Realist nicht vorübergehen kann. Ich glaube, Sie sind rein technisch eingestellt — das mag es mit sich gebracht haben, daß Ihre Arbeiten die Maschine als den Kernpunkt des Fortschritts einkalkulieren — während ich als Arzt, ich möchte fast sagen: ohne es zu wollen, mehr psychologisch orientiert bin. Sie kalkulieren in Ihre Schlussfolgerungen die alleinseligmachende Maschine ein als Kern, als Verkörperung menschlicher Geistesarbeit; ich betrachte sie als ein Übergangserscheinung: als das Körperliche, das zerfallen muß, sobald der Geist es überwunden hat.“

„Ich sehe dafür keinen Anhalt.“

„Ich glaube, wir können diesen Gang der Dinge auf allen anderen Gebieten verfolgen: daß das Außerliche abblättert und zugrunde geht, und daß der Sinn der Dinge triumphiert. Jedenfalls habe ich mich mit Versuchen beschäftigt, die darauf hinausliefen, radiotechnisch den Apparat zu überwinden. Die Versuche sind, glaube ich, geglückt.“

„Alle Wetter!“ sagte Alfater.

„Ich beschäftige mich seit zwanzig Jahren mit dem Rätsel der Aetherschwingungen. Inzwischen hat man gelernt, drahtlos zu telegraphieren und zu telephonieren. Meine Versuche sind nun, ich sagte es schon, in einer besonderen Richtung gegangen, und ich habe Ergebnisse, zum Teil Anfänge von Ergebnissen, die das eine beweisen,

was Sie mir wahrscheinlich auch ohnehin glauben würden: daß die Radiowelle in ihren Möglichkeiten kaum zum tausendstel Teil erkannt ist. So viel kann ich aber heute schon sagen: die Entdeckung der Aetherwelle ist wohl die größte Tat, die bis heute auf der Erde vollbracht wurde.“

„Oho!“

„Sie ist deshalb die größte, weil sie mit allem, was wir mit irdischen Maßstäben messen oder vergleichen können, völlig bricht. Alle Dinge, die bis heute entdeckt oder erfunden sind, sind eigentlich nichts als eine Beschleunigung des längst Dagewesenen. Wo man früher mit der Postkutsche zwei Stunden brauchte, fährt man jetzt mit der Eisenbahn zehn Minuten. Wo man früher mit optischen oder akustischen Anstrengungen sich auf eine Meile Distanz verständigen konnte, tut man dies heute um das tausendfache. Aber alle diese Erweiterungen sind rechnerisch meßbar; sie sind begrenzt und endlich. Sie sind ferner in jedem Fall nichts als eine Verbindung von einem Punkt zu andern; praktisch genommen: von einem Menschen zum andern.“

„Darf ich Sie einen Moment unterbrechen?“ räusperte sich Kjelland.

„Bitte.“

„Nehmen Sie mir die Frage nicht übel: Was hat das mit der Baronin Laurgaard zu tun?“

Griggs lachte. „Sie werden gleich sehen. Sie müssen überhaupt entschuldigen, wenn ich hier langweilig und doktrinär spreche; aber Sie wissen, der erste Teil eines Experimentalvortrags besteht immer aus theoretischen Darlegungen, über die das Publikum sich ärgert. Wir werden gleich bei der Baronin Laurgaard angelangt sein. Aber Sie müssen mir erlauben, vorher noch ein wenig theoretisch zu bleiben. Die Radiowelle ist allgegenwärtig. Sie kümmert sich weder um Herkunft noch um Ziel; sie fällt im gleichen Augenblick in die hunderttausend Antennen der Welt. Und hier ist der Punkt, der die Wendung bedeutet. Charakteristisch für die Kultur der Alten war, daß der Fortschritt, die Wissenschaft, das Geheimnis der Clique war — gewöhnlich das Reservat der Priesterkaste. Die Radiowelle ist darum modern im besten Sinne, weil sie ihrem ureigensten Wesen nach Allgemeingut ist; sie offenbart sich zur gleichen Zeit dem Dalai-Lama in Tibet und dem Bauern in Kanada. Ich möchte mich zu der Behauptung versteigen: die Radiowelle bedeutet in Wahrheit das Ende des Mittelalters, wenn ich so sagen darf: die Eroberung der Welt durch den demokratischen G. danken.“

Alfater strich sich liebevoll die Stelle, an der Leute, die nicht glatt rasieren sind, einen Schnurrbart tragen. Nur Kjelland sah von der Seite, daß er auf diese Weise ein Gähnen verbar.

„Ich sagte es schon: je tiefer wir in den Wesenskern einer Materie eindringen, desto einfacher, ich möchte sagen, desto nackter zeigt sie sich. Mit jeder Prämisse, die mir gelang — Sie brauchen keine Angst zu haben, Herr Alfater, ich werde Ihnen nichts Technisches mehr erzählen —, mit jeder Neuentdeckung habe ich die Schladen des Physikalischen eine nach der andern beseitigen können. Also, um gleich zur Endstation zu kommen: es gibt eine letzte und feinste Möglichkeit, Radiowellen zu senden und zu empfangen — ohne Sendegerät, ohne Empfangsapparate. Ich sagte es schon: eine Welle von Gehirn zu Gehirn.“

Develund hatte sich in seinem Sessel aufgerichtet und die Augen mit der Hand beschattet. „Wenn aber weder so noch so ein Apparat in Frage kommt — wie erzeugt man diese Wellen und wie empfängt man sie?“

„Sie kennen die Fähigkeit mancher Menschen, durch Kontraktion ihrer Muskeln elektrische Ströme zu erzeugen. Ich habe mich immer für die Dinge interessiert, die abseits von der zünftigen Wissenschaft laufen — oder sagen wir schon, die dem Erfahrungsarchiv der Wissenschaft voraus sind. Ich kenne hundert Fälle, in denen sich Sterbende im Augenblick ihres Todes an fernen Orten gezeigt haben. Sie sind so einwandfrei bezeugt, daß kein Unvoreingenommener im Ernst zweifeln kann. Man hat versucht, diese Erscheinung okkultistisch zu deuten — ich glaube, daß es dieses Umwegs gar nicht bedarf. Vielleicht gibt es die Möglichkeit einer Energiekonzentration, aufgeweicht durch das Bewußtsein: dies ist dein letzter Augenblick, die der Durchschnittsmensch im allgemeinen nicht besitzt. Sie kennen die Fähigkeit mancher Menschen, einen Blick zu fühlen, der sie von rückwärts trifft. Nun, ich nehme mir die Freiheit, diese Kraftübertragung — denn es kann nicht anderes sein — radiotechnisch auszulegen. Man könnte die Empfanglichkeit für diese Radiowellen ungefähr vergleichen mit der Begabung eines spiritistischen Mediums; und ebenso die Fähigkeit, diese Wellen zu erzeugen. Daraus geht schon hervor, daß diese Fähigkeit eine ziemlich seltene ist, eine an einzelne Individuen gebundene.“

„Wenn ich recht verstehe“, sagte Develund, „so hätten Sie an sich die Entdeckung gemacht, daß Sie imstande sind, diese Gehirnwellen zu erzeugen und auszusenden. Und ferner hätten Sie die Baronin Laurgaard als ein befähigtes Medium erkannt, die Wellen aufzunehmen.“

„Ja.“

„Sie müssen entschuldigen, wenn ich hier noch nicht ganz mitgehe. Ihre eigene Begabung zu sondieren, dazu hatten Sie Zeit, soviel Sie

wollten. Wie aber sind Sie zu der Entdeckung gekommen, daß die Baronin . . .

„Das will ich Ihnen sagen. Sie können sich denken: wenn man sich so intensiv mit einem Thema beschäftigt, so hat man unausgesetzt den Wunsch, es in die Praxis umzusetzen. Als ich heute die Baronin zum erstenmal sah, fiel mir ein Ausdruck in ihren Augen auf, der mich an meine Gehirnentheorie denken ließ — warum, kann ich Ihnen nicht erklären. Fast ohne es zu wollen, machte ich das Experiment: ich konzentrierte meine Gedanken auf die junge Dame dort oben und sandte ihr den Wunsch hinüber, sie möge aufstehen und den Platz wechseln.“

„Und sie tat es?“ fragte Kjelland.

„Sie tat es. Im selben Augenblick, als ich den Wunsch hinüber-telegraphiert hatte, stand sie auf und bat ihren Begleiter, den Platz mit ihr zu tauschen. Da erkannte ich, daß die Baronin radiomedial begabt ist . . . so proponierte ich Ihnen die Wette — oder wie Sie es sonst nennen wollen.“

Kjelland stand auf. Er ging mit unruhigen Schritten drei-, viermal durchs Zimmer.

„Wenn ich Ihnen eine Antwort auf all das geben soll, was Sie uns da erzählt haben, so muß ich sagen: Sie haben mich überzeugt — und muß Ihnen zugleich erklären, daß ich skeptischer geworden bin als je. Was heißt das: Wellentelegraphie ohne Apparate? Wo ist die Grenze? Ist das überhaupt noch Technik oder ist das Nervenkrankheit? Wie soll der Sterbliche es anfangen, die Maschine zu überwinden, den Apparat zum alten Eisen zu werfen — an was soll er sich halten? Woher soll er wissen, daß er, gerade er die — wie sagen Sie so schön — die radiomediale Begabung besitzt? Und wenn alles das, was Sie uns sagen, richtig ist — ist das im Ernst ein Fortschritt, was Sie uns da malen? Ich bin während Ihrer Erklärungen von dem einen Gedanken nicht losgekommen: daß Sie einer technischen Entwicklung zusehnen, die drauf und dran ist, das Schicksal der Welt einem begabten Verbrecher in die Hände zu geben . . .“

„Selbst wenn es so wäre,“ antwortete Griggs, „so können wir beide kaum etwas daran ändern. Sie sprechen gerade so, als ob Sie mich verantwortlich machen wollten für eine Sache, die ich doch schließlich nicht erfunden, sondern nur entdeckt habe. Die vorhanden ist, ob wir sie nun begrüßen oder verwünschen.“

„Verzeihung!“ Kjelland warf einen schnellen Blick auf die Uhr.

„Es ist halb drei — und was wir heute erlebt haben, ist gerade genug. Es ist zu begreifen, daß man mit den Nerven fertig ist. Hundert Fragen gehen mir im Kopf herum, und sie sollen Ihnen nicht erspart bleiben.“

„Ich bitte darum“, sagte Griggs gemütllich.

„Aber das, was ich eben gesehen habe — also kurz und gut, alles das muß ich erst einmal überschlafen. Kommen Sie mit, meine Herren?“

Im Scharren der Füße fragte Griggs halblaut, Ovelund ein wenig auf die Seite ziehend:

„Sind Sie noch frisch?“

„Gewiß.“

„Ich möchte Ihnen etwas sagen. Ihnen allein.“

„Man wird es als unhöflich . . .“

Griggs blickte in die Runde. „Wollen Sie einen Blick in das Letzte tun? Wollen Sie mit mir einen Spaziergang in das Unerhörte machen?“

„Ja“, sagte Ovelund. „Wie wär's mit morgen?“

„Was ich jetzt sage, wird Sie in Erstaunen setzen: es muß heute nacht sein.“

„Nanu?“

„Wir würden sonst eine ganze Woche verlieren.“

„Ich müßte mich an irgendeiner Ecke von den Herren verabschieden.“

Griggs nickte. „Achten Sie darauf, daß Sie spätestens fünf Minuten vor drei zurück sind. Falls Ihnen dies nicht gelingt, brauchen Sie nicht mehr zu kommen.“

„Diese Nacht wird immer rätselhafter!“

„Wir sind einmal im Zuge!“ lachte Griggs.

„Ich werde ein Auto nehmen und um das Häuserkarree herumfahren.“

„Das wird fünf Minuten in Anspruch nehmen, nicht länger.“

„Vorausgesetzt, daß ich ein Auto erwische.“

„Es lohnt sich, Herr Ovelund. Um drei Uhr in dieser Nacht wird es geschehen.“

„Was denn eigentlich? Sie machen mich weiß Gott neugierig!“

„Das kann ich Ihnen mit zwei Worten nicht sagen. Aber ich kann Ihnen verraten: diese Nacht um drei Uhr werden Sie das Wunder erleben, auf das die Menschheit wartet, solange die Welt besteht!“ (Fortsetzung folgt.)

Die Badener Kur

Novelle von Wilhelm Schäfer

Nachdruck verboten.

1.
Als sie das reißige Paar einreiten sahen, den Junker von Borken auf seinem Goldfuchs und Joseph, den Diener, auf seinem Schimmel, standen die Bürger von Baden unter der Haustür und lachten. Wie wenn das badische Land eine gefährliche Wildnis und die heitere Badestadt an der Oos ein Räuberneß wäre, hatten die staubigen Reiter den Mantelsack vorgeschlallt und waren mit schweren Pistolen gerüstet. Der grämliche Wirt „Zur Rose“ fragte mißtrauisch nach ihren Wünschen, ehe er seine Gäste erkannte, die ihm aus Lehmkaten bei Jülich zur Kur angefragt waren.

Es war aber der Junker von Borken fast noch ein Knabe und Joseph, der Diener, kaum älter als er; strohblond und von starker Leibesgestalt, wie die Pferde am Niederrhein sind, schienen sie Brüder, als sie in ihrer ländlichen Kleidung danach in den Speisesaal traten und nicht eben gelenk einen Platz suchten. Der Wirt jedoch wies nur dem Junker einen Sitz an der Tafel; Joseph, der Diener, sollte hinab in die Stube, wo das Gesinde saß mit den Kuttschern und fremden Bedienten.

„Soll das die Badener Kur sein, daß ein jeder allein seine Suppe auslöffeln muß?“ trogte der Junker von Borken da und wollte mit hinab in die Stube, statt allein unter den Badegästen dazusitzen. Doch Joseph, der Diener, schämte sich für seinen Herrn, daß er so wenig Lebensart hatte: „Meint Ihr vielleicht,“ polterte er, als sie draußen im Flur standen, und zupfte ihm das lehmfarbene Wams wieder zurecht, „meint Ihr vielleicht, die sollen mich drunten auslachen um solch einen Herrn, der nicht weiß, was sich schickt?“ Und anders nicht als ein großer Bruder den kleinen schob er seine Leibesgestalt in den Saal; er aber suchte sich über die dunkle Treppe hinab in die Stube.

So kam der Junker von Borken aus Lehmkaten bei Jülich allein unter die Badegäste zu sitzen, die gering lächelnd sein lehmfarbenes Wams sahen; denn sie selber saßen da nach der Mode mit bunten Röcken und hohen Frisuren. Aber Joseph, der Diener, saß unterdessen nicht anders in seinem Wams bei dem Volk mit den silbernen Knöpfen.

„Will dieser Bauer sich etwa hier breit machen?“ fragten die Kuttscher und fremden Bedienten; und nicht lange, so verhöhnten sie ihn mit anzüglichen Reden: Ob die Ochsen bei Jülich alle lehmfarbig wären wie er? Denn sie wußten es schon vom Gesinde, daß die seltsamen Brüder aus Lehmkaten kämen.

„Die Ochsen bei uns sind alle gescheckt und nicht so groß wie die hier!“ gab Joseph, der Diener, zurück, als wäre die Frage redlich gemeint, und löffelte seine Suppe.

Wenn auch dem Junker von Borken statt solcher Reden nur spitze Blicke am Wams hingen, Flüsterworte und leises Gekicher, er hatte nicht soviel Geduld wie Joseph, der Diener. Als das Gekistchel der Blicke am emsigsten war und das Gehäkel zu vorlaut, hieb er so mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser aufsprangen gleich Fröschen. Da war es meistens still und erschrocken im Saal; nur der Junker von Borken saß da und lachte mit seiner ganzen Leibesgestalt. Und weil er sich mit den Händen am Tisch festhalten mußte, ging das Gerüttel bald an die Flaschen. Er hätte vielleicht, seinen Horn ganz auszulassen, zuletzt noch den Tisch umgestülpt, und der Wirt mit seinem Gezeiter wäre vergeblich dazugekommen, wenn nicht Joseph, der Diener, den Lärm durch die Decke gehört und eilig herspringend den Junker von Borken wieder zu Sinnen gebracht hätte.

Der Wirt „Zur Rose“ jedoch hatte genug von solchen Gästen. Joseph, der Diener, mußte ihm seinen Schaden bezahlen, und die sich für Wochen angefragt hatten, verließen nach kaum einer Stunde die „Rose“, mit ihren störrischen Säulen am Zügel die Straße hinauf in den „Goldenen Schlüssel“ zu ziehen.

Aber auch da blieben sie kaum eine Nacht, weil sich der Junker von Borken, immer noch zornig, betrank. Sie konnten ihn zwar noch ins Bett bringen, aber der Lärm, den er machte in später Stunde und über zwei Treppen, schreckte so viel schimpfende Gäste aus ihren Betten, daß der Wirt am Morgen lieber zwei Vögel ausfliegen ließ als alle anderen.

„So geht das nicht weiter mit unserer Kur!“ sagte Joseph, der Diener, als sie ihre Säule im „Silbernen Engel“ eingestellt hatten und verdrießlich durch die Lichtenthaler Allee streiften. „Überall gafft uns das feine Volk an, und die in den Haustüren lachen. Ich muß einen Rock mit silbernen Knöpfen haben und Ihr müßt zum Schneider, damit sie wissen: Ihr seid der Herr, und ich bin der Diener. Sonst halten sie uns für Brüder, weil wir dieselbe Leibesgestalt haben und das gleiche Stroh auf dem Kopf. Habe ich keine Livree, so seid Ihr kein Herr; und tragt Ihr keinen Rock nach der Mode, so bin ich kein Diener!“

Den Junker von Borken hatte die Rede schon wieder zornig gemacht; er hob einen Stein und traf den Hund, der ihn angebellt hatte: „Du kriegst deine silbernen Knöpfe!“ höhnte er ihn, „und ruffst mich, Gnädiger Herr! Wenn ich dir einentritt gebe, sagst du, Danke!“ und für eine Ohrfeige: „Noch eine, gnädiger Herr!“

Aber Joseph, der Diener, wollte nicht länger mehr die Unordnung haben, daß keiner an ihrem Wams wußte: wer war der Herr? und wer war der Knecht? Ob sich der Junker von Borken sperrte mit Händen und Füßen: am dritten Tage danach ging er schon nach der Mode mit einer blaugoldenen Weste spazieren, und Joseph, der Diener, saß in der Livree bei den Kutschern im „Silbernen Engel“.

„Habe ich erst solchen Rod an, werde ich auch solch ein Kerl!“ hatte der Junker von Borken gewarnt; „denn wir von Lehmkatzen machen nichts Halbes!“ Und Joseph, der Diener, mußte bald sehen, wie er die Drohung wahr machte. Ob die Badegesellschaft erst seiner Angelenktheit lachte, ließ sie sich bald den gelehrigen Schüler gefallen, der ihrer bunten Vergnügungen ein fröhlicher Nimmersatt war. Nicht lange, so hatte er schon den Goldsuchs zu Schanden geritten und schönen Augen zuliebe Schulden gemacht, die Joseph, der Diener, immer saurer bezahlte, hatte tollkühn gespielt und einem dänischen Grafen im Zweikampf den Arm lahmgeschlagen, war aber aus allerlei Stromschnellen des Glücks immer noch wieder ans rettende Ufer gekommen, als ihm die rote Violetta die letzte Vernunft nahm.

Der Junker von Borken war ihr eines Morgens vorübergeritten, da sie im Sig aus der Geroldsau kam, und hatte den roströten Schleier gegrüßt, als ob ihm ihr offenes Haar wehte, hatte sie, kurzerhand wendend, im schlanken Galopp überholt und ihrer zornigen Augen so fröhlich gelacht, daß seine Verneigung schon lächelnd bemerkt wurde, als sie beim alten Alleehaus dem wartenden Diener die Zügel zuwarf.

Sie war aber ein Fräulein aus Frankreich, das im Gefolge der Frau von Demidow, der russischen Goldfürstin, lebte und den Junker von Borken schon längst von Ansehen kannte. Er durfte sie bis an das vordere Parterre begleiten und fand also Zeit, ihr über die kupferne Eidechsenhaut, die malachitgrünen Augen und über den Mandelschnitt ihres Gesichts seine Entzückung zu sagen. Und weil er selber mit seinem strohblonden Haar und der deutschen Leibesgestalt der Amazone aus Frankreich gefiel, sagte sie ihm schon zum Abend im Kurfal ein halbes Stelldichein zu.

2.

Seit diesem Morgen war der Junker von Borken dem Fräulein aus Frankreich verfallen, und im „Silbernen Engel“ blieb manche Unordnung hinter ihm liegen, die Joseph, der Diener, in seiner Livree mit den silbernen Knöpfen aufräumen mußte. Wenn zu den alten Rechnungen die neuen kamen, wenn neben dem Wirt, dem Schneider und Juwelier auch noch der bucklige Maler anklopfte, der das Miniaturbild der roten Violetta auf Dosen und Ringe und in das Rähmchen aus silbernen Rosen hineingemalt hatte, mußte er statt mit Dukaten mit Lügen bezahlen, der dieses Fräulein aus Frankreich haßte und grimmig dem prahlenden Sommer zusah, ob nicht der Herbst bald seinen Rost in die blaugrüne Herrlichkeit mischte: „Wenn alles erst rot ist,“ grölste er einmal, „wird er das rote Mensch endlich satt haben!“

Als darum wieder ein Wechselbrief kam, auf Sauber und Sohn gezogen und mit zweihundertvierzig Gulden beschriftet — er aber wußte, es ging an den Roggen des Jahres, und das Weizengeld war schon vertan — wollte Joseph, der Diener, selber den Herbst spielen: „Ich dachte,“ polterte er, und sein Hals blähte sich auf vor Born, „wir hätten dann mit der Zeit genug von der Badener Kur! Wir können mit diesem Wechsel den Wirt und was wir zur Heimreise brauchen, bezahlen; die anderen dürfen sich melden, wenn wir daheim in Lehmkaten sind!“

Aber der Junker von Borken lachte ihm mitten hinein in seine treublauen Augen: „Habe ich erst solchen Rod an, werde ich auch solch ein Kerl!“ höhnte er ihn. „Was soll ich mit meiner blaugoldenen Weste bei den Rügen und Schweinen, wo der Herbst bald sein nasses Geschäft anfängt? Wo alles nach Stall riecht und faulem Wasser; und jeder Abend hängt jeden Morgen voll Nebel! Daß es Tage und Nächte gibt wie diese in Baden-Baden, hat mir nicht einmal geträumt in Lehmkaten. Als wir daherkamen in unseren Wämsern, war ich ein Bauer wie du; aber du wolltest die silbernen Knöpfe haben. So bin ich der Junker von Borken geworden durch dich, und ich will es auch bleiben! Ich will in Paris den Winter probieren und zum Frühjahr in Nizza am blauen Meer sitzen. Ehe ich wieder zurücktreite mit dir zu den Rügen und Schweinen, muß ich der Badener Kur satt sein, davon ich erst einen Rostgeschmack habe!“

„Den Rostgeschmack habe ich!“ bockte Joseph, der Diener, in seiner blauen Livree und hielt dem Junker von Borken den Hut und den Stock mit dem vergoldeten Knopf hin, als hätte er stets dergleichen getan.

Sie gingen danach zu Sauber und Sohn, den Wechsel zu fällen, und Joseph, der Diener, zählte feufzend das Geld, dem seine Bedrängnis andere Wege gewußt hätte, als die es nun nahm. Denn da sie heraus aus der Tür auf die Vortreppe traten, unter den gußeisernen Säulen,

kam schon die rote Violetta daher mit ihren Hunden, eifrig zu winken: Die Luftfahrt des Generals Tettenborn in den Schwarzwald, hatte sie zu berichten, lange geplant und zweimal verschoben, sollte am anderen Morgen beginnen, da sich das Wetter nach Regen blinkend erhob! Und weil der Junker von Borken wie auch die Frau von Demidow mit ihrem Gefolge zu den gebetenen Teilnehmern gehörte, brauchte Joseph, der Diener, um die zweihundert Gulden nicht mehr zu sorgen. Der Satan hat das Gold gerochen! knurrte er hinter den beiden her, als sie lachend die Gasse hinaufgingen.

3.

Es ging aber ein Russe mit auf die Luftfahrt, den sie in Baden-Baden den Fürsten von Habegern hießen, weil dies so ziemlich das einzige Wort war, das er deutsch zu sprechen vermochte. Der stieg dem Fräulein aus Frankreich seit langem mit Eiferjucht nach; sie aber mochte ihn nicht, weil ihm die Rastzähne gelb im blassen Gesicht standen. Wie nun an dem tauigen Morgen die Luftfahrt begann, zwölf Wagen und einige Reiter, wollte der Russe neben dem Wagen der Frau von Demidow reiten, den die rote Violetta kutschierte. Sie kamen auch so bis an den Kreuzweg bei Os, von wo sie dem Schwarzwald entlang reisen wollten, das Ringtal zu erreichen; da aber geschah es nicht eben von ungefähr, daß dem Junker von Borken der Schimmel scheu wurde und die Stute des Russen mit in den Acker hinabstieß, wo der Junker sein Tier eine Art hohe Schule tanzen ließ, aber der Habegern wurde von dem seinen so kurzerhand in die Schollen gesetzt, daß alles schrie vor Schrecken und Lachen.

Der klägliche Gestürzte hatte sich zwar kaum verletzt und seine beschmutzte Rückseite — denn der Russe trug weihlederne Hosen — war das schlimmste, was er angeht brachte; aber nun wurde, der so stolz ausritt, in den letzten Wagen gebettet, wo die Diener saßen mit dem Gepäc. Joseph, der Diener, von seinem Herrn eifertig gerufen, sing die zitternde Stute, sie danach besser im Zügel zu halten.

So kam es, daß der Junker von Borken dem Fräulein aus Frankreich allein das Geleit ritt; und wie sie die Rappen ausgreifen ließ, so trabte sein Schimmel. Als sie am siebenten Abend von der Luftfahrt zurückkamen, hatte der Wechsel fröhlicher Tage blühende Nächte gebracht: wie die Wasserfälle in Triberg geschäumt, der Sternenhimmel über Rippoldsau gesunkelt und die unheimlichen Tannentiefen auf dem Kniebis gerauscht hatten, so hatte die Gunst der roten Violetta den Junker von Borken schäumen, funkeln und rauschen gemacht. Aber sein Beutel war leer bis auf zwei ganze und einen halben Dukaten; denn das Fräulein aus Frankreich wußte die Gunst gehörig in Wünsche zu betten.

So konnte Joseph, der Diener, den Quälgeistern in Baden erst recht nichts geben als immer nur Lügen; und weil er der tauben Lügen überfart war, warf er am dritten Tag der Heimkehr dem Junker von Borken die Livree vor die Füße.

„Ich ziehe mein Wams wieder an!“ polterte er und stand hemdärmlich da. „Seit ich den blauen Lappen am Leib habe, hängen die Mahner mir an wie die Bremsen. Zieht Euch selber das Ding an und geht auf die Straße, damit Ihr spürt, wie sie stechen. Drei Tage noch, und Ihr sitzt im Schuldurm so sicher, wie Ihr heute Abend den letzten Groschen verspielt!“

Der Junker von Borken sah seinen Born nur im Spiegel; denn er saß in der Seife, sich zu rasieren: „Glück in der Liebe gibt Unglück im Spiel!“ höhnte er ihn und wollte sich totlachen an solch einem Diener: „Du hast ja noch immer die silbernen Knöpfe, sie zu verfehlen!“ Aber am selben Abend gewann er im Spiel zweitausend Gulden.

Er hatte nicht eben tollkühn mit seinem letzten Dukaten begonnen, aber, als ihm das Spielerglück zufließ, stets den Gewinn wieder doppelt gesetzt, und hatte so Zug um Zug höher gewettet, bis ihm das Gold zuletzt vor den Händen aufgehäuft lag. Der aber verlor, was er gewann, als sein hütiger Partner, war eben der Russe, den sie in Baden den Fürsten von Habegern hießen. Auch ihm hatten die Wasser von Triberg geschäumt, die Sterne über Rippoldsau gesunkelt und die düsteren Tannen auf dem Kniebis gerauscht; aber sie hatten ihn anders schäumen, funkeln und rauschen gemacht als den Junker von Borken. Und wie er im Kerzenlicht dafah, mit ihm zu spielen, wie ihm die Rastzähne gelb im bleichen Gesicht standen, fletzte den dreiften Gewinner die Eiferjucht an.

Als sie zum letztenmal setzten, drängte sich alles herzu, und einige warteten den Junker von Borken. Der aber lachte nur, und sein Gesicht war sanft wie das eines Knaben gerötet. Und als er gewann, als ihm der Russe den letzten Gewinn hinschob mit verzerrtem Gesicht, und mit bösem Gelächter hinauslief: sah er nur auf die Uhr, winkte Joseph, dem Diener, das Geld heimzubringen, grüßte die anderen mit einem Scherz und entwich, weil ihm das Fräulein aus Frankreich noch eine Gunst zugesagt hatte.

Wie er dahinging im Abend, und über den Bäumen der alten Allee rauschte der Wind von den Bergen: stand schon der Vollmond am Himmel, obgleich noch Dämmerung war mit schwarzen Schatten. Da der Junker von Borken sein gelbes Dukaten Gesicht sah, mußte er lachen, und lachte so laut, daß er zur Besinnung erwachte: „Glück im

Spiel und Glück in der Liebe darfst du mir leuchten!" rief er dem Alten hinauf und war seines Übermutes trunken.

Aber er hatte schon längst über dem Spiel die Stunde der Liebe versäumt. Als er ans hintere Tor kam, wo die Feder vom Libanon stand und nahebei der Pavillon lockte, war es verschlossen. Es ging auch nicht auf, als er, alle Vorsicht vergessend, wild an den eisernen Stäben zu rütteln begann; wohl aber kam eine gelbe Dogge gesprungen und bellte ihn an.

Der Junker von Borken kannte die Dogge, aber er konnte sich nicht besinnen, wem sie gehörte. Daß es keiner von den Hunden der Violletta war, wußte er sicher; doch eben diese Gewißheit machte ihn wilder vor Eifersucht als vordem den Russen. Der Wind aus den Bergen rauschte lauter über die alte Allee, als er zurückging, und der Mond war greller geworden: da er nun sein gelbes Dufatengesicht sah, geschah es dem Junker von Borken, daß er zum andernmal lachte, doch über sich selber erschrak, als wäre ihm fremder Hohn in den Rücken gefallen. Sein Blut war ihm so heiß, daß ihn fror; und als er zu laufen begann, liefen die eigenen Schritte hinter ihm her.

Nach Hause zu gehen vermochte er nicht; so wich er zurück in die Stadt, fand da eine Spelunke geöffnet und saß unter fahrendem Volk, bis der Morgen nicht mehr fern war.

4.

Als der Lärm der Straße den Junker von Borken aus häßlichen Träumen aufweckte, zog er das Schellenband über dem Bett, Joseph, den Diener zu rufen. Aber er zog so lange umsonst, bis das Schellenband riß; und als er zornig hinausrief, noch im Hemd, wie er da war, wurde ihm keine Antwort.

Er dachte noch immer nichts Böses; als aber nach einer Stunde die Türme der Stadt den Mittag zu läuten begannen, als er allein in die Kleider gefahren war und den „Silbernen Engel“ vergebens ausgefragt hatte, nur die blaue Livree lag da mit den silbernen Knöpfen, sauber zusammengefalteter, konnte er nicht mehr zweifeln: sein Geld war fort auf lebendigen Füßen; und der, dem die eiligen Füße gehörten, war am längsten sein Diener gewesen.

Von Baden-Baden gehen der Wege so viel und mehr, als Berge und Täler da sind; denn überall hin wollen die Gäste spazieren: „Die Spießhuten gehen nach Frankreich über den Rhein!“ sagte der Junker von Borken laut in sein Zimmer und ließ, eilig gespornt, in den Stall, selber den Schimmel zu satteln. Aber der Schimmel war fort mit dem Diener; und als er zornig heraus auf den gepflasterten Hof kam, hatte der Wirt mit den Knechten das Hofstor bereits zugesperrt: Wenn es dem Junker von Borken beliebe, möge er seine Rechnung begleichen, ehe er hinter dem Diener verschwände! „Denn im Ernst,“ sagte der Wirt, „dem Diener habe ich noch ein wenig getraut; wenn der mir fort ist, wem soll ich da trauen?“

„Bin ich der Herr von Borken oder nicht?“ schrie der Junker im Zorn und hob seine Peitsche. Aber der dürre Wirt stand hinter zwei Knechten.

„Eben, weil Ihr der seid, kann ich Euch nicht auch noch ausfliegen lassen!“ sagte er böse und ließ nicht ab, bis der Gast in sein Zimmer zurückgekehrt war.

„So bin ich gar eingesperrt?“ dachte der Junker von Borken und stand schon wieder bereit, sein Mißgeschick zu belachen, als er Lärm auf dem Gang hörte. Jemand schien da, wie er, behindert zu werden; aber als die Tür aufgestoßen wurde, war es der Juwelier im grauen Rock mit einer Nelke im Knopfloch; jedoch der Schneider und der Friseur hatten sich an ihn gehängt, und hinter ihm her wollten der Schuster und der Tabakhändler, die Wäscherin und der bucklige Maler mit der Blumenverkäuferin auch nicht ausgesperrt sein, so daß ihm die Springflut seiner Gläubiger auf einmal ins Zimmer quoll.

Zum erstenmal sah der Junker von Borken die Quälgeister selber, die Joseph, dem Diener, den Tag sauer gemacht hatten, und die, durch das Gerücht seiner Flucht hergeweht, mit bösen Gesichtern dastanden. Er wollte den Juwelier als den vordersten an der grauen Rockbrust wieder hinaus tun; sogleich aber drängten die anderen nach vorn, ihn umringend.

„Nur keine Gewalt, Herr Baron!“ mahnte der Juwelier, und der Schneider zu seiner Rechten, did und gedunsen von seinem Handwerk, nahm das Wort auf: „Nur keine Gewalt, Herr Baron!“ indessen der Barbier warnend den Zeigefinger hob: „Wir sind hier im Recht durch das Geld, das Ihr uns schuldet!“

Der Junker von Borken wußte aber gar nicht, was er ihnen schuldig sein sollte; hinterlistiger als der Raub und die Flucht schien es ihm nun in seiner Bedrängnis, daß Joseph, der Diener, ihn diesen Leuten preisgab; und zum erstenmal fuhr ihm die Mut über seine Treulosigkeit in die Gurgel: „Der mit euch paktierte, mag euch bezahlen!“ schrie er die Gläubiger an.

Die aber blieben in ihrer Stummheit dastehen; nur der Juwelier, weltgewandt und verbindlich, holte ein Wechsellpapier aus der Tasche: Wenn der Herr Baron so freundlich sein wollte, zu unterschreiben, brauchte er weder auf seinen entlaufenen Diener noch auf sonst jemand zu warten! Er seinerseits würde sich augenblicklich empfehlen.

Der Junker von Borken wollte aber weder dies noch das, und die sanfte Stimme des Juweliers reizte ihn so, daß er zu seiner Reitpeitsche sprang, dem grauen Rock mit der Nelke Antwort zu geben. Der mochte bei solcher Unterredung nicht gerade der erste sein. „Keine Gewalt, Herr Baron!“ rief er noch einmal, und der Barbier hob warnend die rosigen Hände. Doch waren sie beide schon an der Tür; und was ihnen recht war, schien den anderen geraten. Rascher als sie gekommen waren, stoben sie wieder hinaus; der Junker von Borken brauchte nur noch den Kiegel vorzuschieben, sie mit einemmal los zu sein.

Aber damit sah der Junker von Borken immer noch eingesperrt und belagert dazu; denn so stumm die Gläubiger in seinem Zimmer dastanden hatten, so laut wurden sie draußen. Auch wäre es längst die Zeit zu speisen gewesen, und der Hunger begann ihn zu reizen. Ganz unbedacht ging er, zu läuten; und zum andernmal fuhr ihm die Mut über die Treulosigkeit in die Gurgel, daß Joseph, der Diener, indessen mit seinen zweitausend Gulden nach Frankreich ritt, und ihm brachte keiner zu essen.

5.

Jemanden schien die Schelle dennoch gerufen zu haben; nicht lange, so klopfte es stark an die Tür, und eine Stimme begehrte Einlaß im Namen der Obrigkeit. Als der Junker von Borken, nicht eben rasch, aufgemacht hatte, kam vom Wirt hämisch geleitet ein pudiger Herr mit einer Brille herein, der sich artig verbeugte, obgleich zwei Stadtsoldaten mit blanken Knöpfen hinter ihm standen. Der breitete erst einen versiegelten Akt aus auf dem Tisch, ehe er amtswichtig aus einem anderen Papier zu lesen begann: Ob er der Junker von Borken wäre? Geboren auf Lehmkaten bei Jülich und wohnhaft daselbst? Ob er sich hiermit bekenne, dem Wirt zum „Silbernen Engel“, dem Juwelier Christoph, dem Tabakier Lenz und so fort diesen und jenen Betrag schuldig zu sein?

Es war eine lange Liste, die der Schuldenkommissar von Baden dem Junker von Borken da vorlas, und er hätte schon Joseph, den Diener, dahaben müssen, ja oder nein zu dem Aufmarsch der Ziffern zu sagen. So konnte er nur zornig entgegnen, daß ihm eben der, den dies anginge, durchgebrannt wäre, und daß die Hohe Behörde vielleicht besser daran täte, den Dieb zu fangen, als ihn hier mit dem Firtelanz zu bedrängen!

Er hätte das verächtliche Wort gegen eine Amtsperson besser nicht gebraucht; denn die Höflichkeit des Schuldenkommissars litt dadurch Schaden: Was einer Behörde zu tun beliebe, sagte er spitz durch die Brille, ginge das Publikum nur insofern an, als es den Anordnungen pflichtschuldigst Folge zu leisten habe. Sein Amt sei nicht, auf der Straße Diebe zu fangen, sondern säumige Schuldner zum Zahlen zu bringen. Sollte der Angeforderte dennoch die unterbreiteten Forderungen zu begleichen weder bereit noch offensichtlich in der Lage sein, so müsse er ihm die Schuldhast ansagen. Er möge also das Seine hier sammeln, soweit er es unbedingt brauche, und den Stadtsoldaten in ein anderes Quartier folgen, wo er vorderhand billiger und sicherer untergebracht wäre!

Ob der Junker von Borken auf rheinische Art der badischen Unhöflichkeit fluchte und sich verschwor, in Zukunft eher nach Kreuznach oder sonst in ein Krähwinkel zur Kur zu gehen als nach Baden-Baden; ob er den Wirt einen groben Schuft hieß und den Juwelier einen sanften: es half ihm nichts; er mußte das Seine zu raffen versuchen — wobei er Joseph, den Diener, böser als bisher entbehrte — und durch den blassen Triumph seiner Gläubiger, von den Stadtsoldaten begleitet, die Übersiedlung antreten.

Erst, als er im Schuldturm eingesperrt saß und, seines Mißgeschicks grimmig lachend, bedachte, wie er am raschesten aus diesen zwangsweisen Umständen wieder herausträte, fielen dem Junker von Borken seine Bekannten in Baden ein. „Jeder von ihnen,“ trockte sein Unglück, „hätte mir Bürge sein können für den Bettel.“ Aber als er sie einzeln aufrief in Gedanken, war, wo er ein Duzend Türen offen gesehen hatte, nicht eine einzige Spalte; denn wo die einzige Spalte war, stand das Fräulein aus Frankreich davor.

Er kam, das war gewiß, aus diesem Gefängnis nicht eher heraus, als bis er selber seine Schulden abgelöst hatte. „Ich muß einen Brief an Daubensped schreiben, den Verwalter!“ sagte er finstern entschlossen und zog das Schuldenverzeichnis heraus, das ihm der Brillenkommissar ausgehändigt hatte. Aber der Anblick der Zahlenleiter allein zeigte ihm schon die Vergeltlichkeit an. „Wie soll ich mich auskennen in solchen Künsten, da ich doch kein Spezereihändler bin!“ verzagte der Junker von Borken, knitterte einen Ball aus dem Papier und warf den Ball in die Ecke.

6.

Einen anderen Ausweg zu suchen, maß der Junker von Borken das enge Gemach mit unbändigen Schritten und Blicken. Er fand, daß die Fenster rechtlichaffene Korbgißter hatten, und die Tür war verriegelt. Jedoch ein zwinkernder Greis schlürfte herein und fragte nach seinen Wünschen, als ob der Schuldturm ein Gasthof wäre; und es war ein leibhaftiges Tischlein deck dich, das ihm der Hausmeister herzugaubern vermochte: „Es geht in eine Rechnung!“ lachte der Schelmengreis listig.

Der Junker von Borken hatte seit langem nicht mehr so eifrig gegessen; als er danach bei einem Glas Rotwein saß und durch das Korbgitter gegen den Michaelsberg sah, der seine grüne Steile über die roten Hausdächer hob, schien ihm sein Mißgeschick nicht mehr so schlimm; ja er fühlte sich nach den üblen Umständen im „Silbernen Engel“ eher geborgen. Nur, als er unter den Baumkronen des Berges deutlich die Feder vom Libanon auftragen sah, wo das hintere Partior der Frau von Demidow und der Pavillon waren, verdarb ihm die gelbe Dogge doch wieder die Stimmung. Während so Stunde um Stunde ihre vier Wände um seine Eingesperrtheit stellten, nur das Licht vom Fenster wanderte sich taub an den Wänden, sprang manches in seinen Sinn auf, was lieber gegangen wäre, statt da in der Enge zu sitzen.

Mit der Dämmerung wurde die Lockung der roten Violette so laut, als stände sie unten im Hof und lachte mit einem anderen. Er fing zum andernmal an, die Tür und die Fenster zu prüfen; und was ihm der Tag verborgen gehalten hatte, das zeigte die Nacht: Der eine Gitterkorb war so aus der Mauer gelockert, daß er sich um einen Spalt abheben ließ; und aus einem kleinen Spalt kraft seiner Hände einen großen zu machen, das war etwas anderes für den Junker von Borken, als Ziffern zu lesen.

Ob sein Zimmer im zweiten Stock lag, einmal in der Kenntnis dieses Fluchtweges, ließ sich seine Unbändigkeit nicht mehr halten, die Freiheit zu suchen. Er wartete nur die Dunkelheit ab, bis er das Kunststück probierte, mit seinen Händen den eisernen Gitterkorb ganz aus der Mauer zu brechen, daß nur noch die oberen Rieten ihn hielten, unter ihm her an die Traufe und daran hinab auf das Gefims zu gelangen, um an der Steinkante hängend den Sprung seitab auf den Abfallhaufen zu wagen.

Es ging viel leichter, als er gehofft hatte; aber unten war die Mauer selbst für die Leibesgestalt des Junker von Borken zu hoch um den Hof. Hätte er nicht leise ein leeres Weinsäß anrollen und aufstellen können, er wäre in einer heimtückischen Falle gewesen. So kam er, wenn auch geschunden, hinüber; und als er dann in der dunklen Gasse da stand, wieder Herr seiner selber, hätten es Wochen sein können statt Stunden, daß er gefangen saß, so wild war das Gefühl seiner Befreiung und auch sein Stolz, dies ohne Joseph, den Diener, vermocht zu haben.

Zwar, daß er das Fräulein aus Frankreich noch im Pavillon fand, war nicht mehr zu hoffen; doch zögerte er nicht, aus den Gassen den Weg zu suchen, wo die Feder vom Libanon stand. Schluß folgt.

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückschau)

Düsseldorf. Endlich ist, wie schon im vorigen Heft berichtet, das kleine Haus — ein echtes Schmuckkästchen — eröffnet worden. Vorläufig dient es nur dem Schauspiel. Doch soll auch die Operette dort eine Heimstätte finden. Wegen des beschränkten Raumes für das Orchester wird man die Spieloper aber ausschalten müssen. Zur Eröffnung hatte das Streichorchester auf der Bühne seinen Platz gefunden, um mit einem Concerto grosso von Händel dem Kunsttempel die Weihe zu geben. Allerdings schien das Werk nur flüchtig vorbereitet zu sein, denn gerade zu solchem Anlaß hätte es feistlicher klingen dürfen. Vielleicht kann das neue Haus aber auch seine Eignung für die Pflege moderner Kammermusik erweisen.

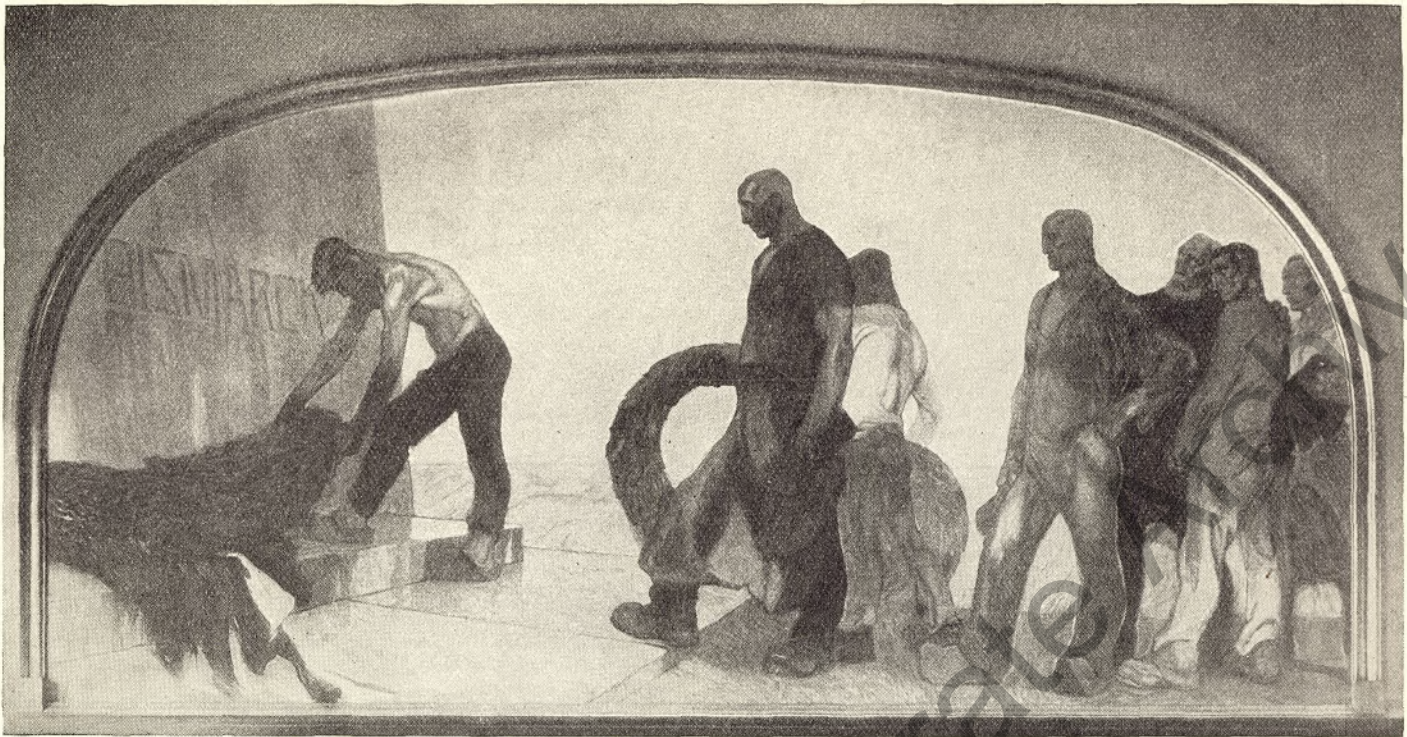
Im Stadttheater — jetzt „Großes Haus“ genannt — gelangte die Oper „Die Möra“ von Ernst Wiebig zur Uraufführung. Das Textbuch hat die Mutter des Komponisten — die bekannte Romanschriftstellerin — nach ihrem Roman „Absolvo te“ geschrieben. Die Möra ist ein Gespenst, das aus der Tiefe eines Teiches aufsteigt und die Männer zur Sinnlichkeit verführt. So mischen sich Wirklichkeit und Unwirklichkeit zu seltsam-düsterem Geschehen. — Sofia Tiralla, die blühende Frau eines alternden und dem Trunk ergebenen polnischen Gutsherrn, ist diesem Dämon verfallen. All ihr Sinnen und Trachten geht darauf aus, recht viele Opfer zu umgarnen. Den Lehrer Behnta, den Trintgenossen Tirallas, weiß sie durch betörende Versprechungen zum Schwur zu bewegen, den Alten durch Gift aus dem Wege zu räumen. Im letzten Augenblick kann er sich aber zu der Untat nicht hergeben. Doch der vom Leid Heimgesuchte scheidet freiwillig aus dem Leben. Bei der Todesnachricht jubelt Sofia so wild auf, daß der junge Gutsherr Martin sich mit Entsetzen von ihr abwendet, um bei der unschuldsvollen Tochter zu werben. Vergebens fordert Behnta den versprochenen Liebeslohn, denn die Geliebte (ist's die Möra selbst oder die von ihr befehlene Sofia?) verschwindet in der Tiefe des Teiches.

Zu dem trotz aller Schwächen bühnenfester gestalteten Stoff hat Ernst Wiebig eine recht fesselnde und oft packende Musik geschrieben. Die starke dramatische Veranlagung ist unverkennbar, so sehr es in dem jungen Komponisten auch noch gären mag. Zumeist tritt die Schilderung des einzelnen Wortes hinter dem Festhalten der Gesamtstimmung zurück. Diese selbst ist vorwiegend düster; doch fehlt es nicht an gegenfälligen Lichtpunkten. Das Orchester ist klanglich sehr sicher behandelt. Im Vordergrund stehen aber stets die Stimmen. Also ein großer, begrüßenswerter Gegensatz zu den meisten modernen Opern. Die ganze Art der musikalischen Farbgebung ist — wenn sie sich auch noch nicht völlig von Vorbildern frei zu machen vermag — von großer Kühnheit. Ein Werk, das der weiteren Entwicklung des Jugendbühnen mit Spannung entgegensehen läßt. — Prof. Alexander d'Arnals brachte als Spielleiter manchen fesselnden Einfall. Leider veragte die Ausdeutung der Schlussszene völlig. Dagegen führte Erich Orthmann Solisten und Orchester mit großer Sicherheit und starker Gestaltungskraft. Fast alle Mitwirkenden boten Ausgezeichnetes. Ganz hervorragend in der restlosen darstellerischen und gesanglichen Erschöpfung war die Sofia von Julie Schützendorf-Koerner.

Außerdem brachte die letzte Zeit nur einige Neueinstudierungen italienischer Opern. Die Aufführung der „Cavalleria rusticana“,

von dem aufstrebenden hochbegabten Rudolf Schwarz dirigiert, stand an Geschlossenheit hinter der des „Bajazzo“ zurück. Gertrud Meiling bewährte sich in beiden Werken als Lola und als Nedda darstellerisch durchaus, konnte aber über ihre stimmlichen Mängel nicht hinwegtäuschen. Professor Alexander d'Arnals gab der bühnenmäßigen Gestaltung des „Bajazzo“ viele fesselnde, vom Gewohnten abweichende Züge. Hugo Balzer verlieh der Musik den erforderlichen südlichen Schwung. Die Wiedergabe des „Rigoletto“ (Regie: Gustav Wajschow) erfreute durch manch gelungenes Neues, dürfte aber Nebenrollen und Chor noch zu regerer Anteilnahme an der Handlung heranziehen. Ganz ausgezeichnet war vor allem Berthold Pütz als bemitleidenswerter Hofnarr. Puccinis „Böheme“ — gewissermaßen als Trauerfeier für den vor einigen Monaten Verstorbenen — erklang unter Erich Orthmann sehr solide, hätte aber doch noch etwas mehr südlische Glut vertragen können. Die Regie von Professor d'Arnals brachte manche durchgreifende, oft auch recht glückliche Änderungen. Am wenigsten konnte man sich mit der nicht immer günstigen Bewegung der Volksmassen im zweiten Bilde befreunden. Hier stand die Aufteilung des Bühnenraumes seinen Absichten oft hindernd im Wege. Dagegen waren die Szenen, die im Privatleben des sorglosen Künstlerpöckchens spielen, oft sehr fein durchgearbeitet. Unter den Ausführenden ragte Josef Kalenberg als Rudolf durch die glänzende Beherrschung des Gesanglichen hervor.

Daß das Klavierkonzert C-Moll von Ludwig van Beethoven doch mehr ist als ein bis zum Überdruß abgedroschenes Schülervortragsstück, bewies der ausgezeichnete Pianist Leonid Kreutzer (Berlin). Kraftstrotzender Rhythmus, gesunde und aus dem Vollen schöpfende Auffassung. Künstlern von gleichem Ausmaß werden wir immer gerne begegnen! Die römische Violinistin Armida Senatra beherrscht das Technische nicht so restlos, wie man nach dem ihr vorausgehenden Ruf wohl annehmen sollte. Bogenführung und Reinheit des Tones sind bei weitem nicht einwandfrei. Aber sie besticht durch raffiges Temperament und klangliche Süße so stark, daß man über einen gewissen Mangel an innerem Gestaltungsvermögen leicht hinweghört. Daß sie allerdings zum großen Teil nur kleine süßliche Salonstückchen spielte, zeugt nur wenig davon, daß sie es mit der Kunst wirklich ernst nähme. — Zinaida Jurjevskaja von der Berliner Staatsoper sang mit schönen, doch nicht gleichmäßig durchgebildeten stimmlichen Mitteln zwei Klärchen-Lieder aus Beethovens Egmont-Musik und zwei Stücke aus Gustav Mahlers Wunderhorn-Liedern. Ihr Vortrag ließ keine jener Sünden ungetan, zu denen gerade Bühnensängerinnen mit besonderer Vorliebe neigen. In die gleiche Untugend verfiel auch der berühmte Tenorist Richard Tauber beim Vortrag schlichter Lyrik. Die sicherlich sehr schöne Stimme bedarf viel sorgfältigerer Pflege und Behandlung. Doch daß er auf dem rechten Pfade der rechte Mann ist, bewies er mit der famosen und eindrucksvollen Wiedergabe einiger Opernarien. Wann aber werden sich die Sänger die Unart abgewöhnen, solche Stücke von der Bühne in den Konzertsaal verpflanzen zu wollen? — Da hinterließ doch der Liederabend der jungen Konzertfängerin Grete Ittelberger einen bedeutend sympathischeren Eindruck. Wenn auch technisch noch nicht alles gleichmäßig glückte, so waren doch Wahl der Werke und Stilgefühl für die Sonderheit der einzelnen Komponisten sehr glücklich. Außer Liedern von Johannes Brahms und Hugo Wolf brachte sie auch Werke neuerer Künstler. Die innerlich zusammenhängenden Liebeslieder „Ich will dir singen ein Hohenlied“ von Rudi Stephan ließen von neuem schmerzlich bedauern, daß dieser verheißungsvolle Künstler durch den Weltkrieg dahingerafft worden ist. Da die Sängerin gerade zu dieser eigenartigen und



Dem Andenken Bismarcks

Wandgemälde von Professor Hans Rohlfchein, Düsseldorf, im Sitzungssaal des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute

feinen Klangwelt eine besondere Einfühlung besitzt, so war die Wirkung sehr stark. Unter drei — bereits älteren — Liedern des einheimischen Komponisten Alwin Walter Köhler erschien „Der Mond ist wie eine feurige Rose“ als das reizvollste. Der tüchtige Begleiter Wilhelm König vereinigte sich mit der Violinistin Grete Eweler zu einer vornehmen Wiedergabe der Pfiznerschen E-Moll-Sonate. Die Geigerin gab außerdem noch mit einer schönen Solosonate von Max Reger Beweise ihres starken Könnens.

Trotz der Karnevalszeit ruhte doch auch die Kammermusik nicht. In der Mozartgemeinde wirkte das vorteilhaft bekannte Duisburger Grevesmühl-Quartett, brachte allerdings diesmal nur mehr oder minder bekannte Werke. Die Fortsetzung der Abende des Collegium musicum ließ das Kölscher-Quartett und auswärtige Vereinigungen schöne Erfolge erringen. Den einzigen Abend, der den Zeitgenossen galt, bescherte der stets tatkräftig vorgehende Immermannbund. Das Frankfurter Amar-Hindemith-Quartett (Ricco Amar, Walter Caspar, Paul und Rudolf Hindemith) nimmt sich des modernen Schaffens in ganz besonders hervorragendem Maße an. Diesmal setzte es sich ausschließlich für Werke seines Bratschisten ein: für Trio op. 34 und für die beiden Quartette op. 22 und 32. Es war hierbei deutlich zu erkennen, daß der kecke Stürmer und Dränger eine Wandlung zur Einfachheit durchmacht. Wahrlich nicht zum Schaden seines Schaffens. Glücklicherweise gehörten die aufgeführten Werke nicht zu den schwächeren des Vielschreibers, sondern zu seinen reiferen und von tiefem Empfinden zeugenden Gaben. Erfreulich ist besonders, daß der ursprünglich vorherrschende Zug zur Ekroteste immer mehr einer gereiften Innerlichkeit Platz macht.

Einen Volksliederabend hielt der „Swidbertgau „Düsseldorf“ der Jugend-Wandervereinigung „Neu-Deutschland“ am 9. März im Rittersaal der Düsseldorfer Tonhalle ab. Man kann nur wünschen, daß solche Veranstaltungen auch seitens anderer derartiger Vereinigungen recht häufig stattfinden. Gibt es etwas Schöneres für die deutsche Jugend, so wie wir Alten sie auffassen (wir meinen nämlich nicht die Schimmy-, Motor- und Kabarett-Jugend), als Wandern und Singen? Und dazu noch diese herzigen, echten, alten Volkslieder! „Ein Spielmann ist aus Franken kommen“, „Schwesterlein, Schwesterlein, wann gehen wir nach Haus?“, „Sterben ist eine schwere Buß“ usw. Die Lieder wurden prächtig vorgetragen und der Beifall war reich. Mit Recht! Die Jungens gaben sich mit Liebe und gutem Können ihrer schönen Aufgabe hin. Einzelne Knabenstimmen in Solostellen waren von entzückender Reinheit und Süße. Größere Kameraden verfügten über schöne Baritonstimmen, die

sie mit guter Schulung, Ausdruck und Hingabe erklingen ließen. Hoffentlich gibt es noch mehrere solcher Abende, an denen man die deutsche Jugend unserer Tage von einer besseren Seite kennen lernt, als es sonst heute leider der Fall ist. tb.

Im Düsseldorfer Schauspielhause kam im verflossenen Monat Ernst Balachs Bühnenwerk „Der tote Tag“ zur Aufführung. Die Leitung des Schauspielhauses schickte der Aufführung eine längere eingehende Betrachtung über das dramatische Schaffen des Dichters voraus, aus der wir über den Inhalt des Werkes folgendes wiedergeben: Aus der Ehe göttlichen Geistes mit einer Menschenfrau wurde der menschliche Göttersohn geboren, der vaterlos aufwächst. Der Vater sendet ihm als stummen Boten das Götterroß Herzhorn, das ihn zur erlösenden Tat in die Welt hinaustragen soll. Die Mutter, die ihren Sohn und damit alles, was ihr an persönlichem Leben geblieben ist, nicht an seinen Weltberuf aufgeben will, tötet das Götterroß und setzt es dem Sohne zum Mahle vor. Als sie sieht, daß der seinem göttlichen Beruf verlorene Sohn rettungslos verdüstert und nun doch sich und ihr verloren ist, tötet sie sich selbst und der Sohn folgt ihr nach. Menschliche und dämonische Figuren spielen hinein: der stumme Knecht Besenbein, der unsichtbare Gnom Steißbart, ein Alb, endlich Ruhe, der frühere menschliche Geliebte der Frau, der von Gott verdrängt worden ist, und der nun zurückgekehrt, erblindet für die Bilder der Welt, sehend geworden für das Heilsreich der Zukunft, das der Sohn erobern sollte. — Äußere Handlung und Geschehen treten bei Balachs Werk gänzlich in den Hintergrund, und doch war die Aufführung im Schauspielhaus groß und gewaltig, wirkte erschütternd, man möchte fast sagen bedrückend. Feinfühlig haben sich die Spielleitung Hermann Greids und Eduard Sturm mit seinen packenden Bühnenbildern in den Geist der Dichtung eingepaßt. Ganz hervorragende Leistungen boten Emmy Frank als Mutter, Erich Thormann als Sohn und Kurt Lied als Ruhe. Auch die übrigen Darsteller paßten sich dem Rahmen bestens an. Wer auf Grund der Vorankündigung des Schauspielhauses mit einem gewissen Mißtrauen an die Aufführung herangegangen war, wurde mehr als angenehm enttäuscht.

Dortmunder Schauspiel. Die klassischen Dramen des vormonatlichen Berichtes beherrschten auch weiterhin den Spielplan des großen Hauses. Zum Fasching hatte man die vorjährige Gefangensposse „Er und seine Schwester“ mit ihrer übermütigen Laune und ihrem wirbelnden Durcheinander, das kühnlich über die Rampe springt und sich lustig in den Logen, im Parkett und Olymp umher tummelt, von neuem hervorgeholt. Demgegenüber ging es in

Lissauers Komödie „Gewalt“ mit sanfter Fröhlichkeit zu, wie sehr auch der jugendliche Herzog Ernst Ludwig in berberkerhafter Ausgelassenheit tobt. Die Liebesgeschichte des „alten Dessauers“ ist nicht gerade zum erstenmal zum Lustspiel verarbeitet worden, und gar manches aus der Komödie ist in Schillers „Luise Millerin“ gar zu stark vorgeahnt. Aber immerhin! Es wirkt ganz unterhaltsam und vergnüglich, wie der tolle Herzog allmählich zu Kreuze kriecht und vor der Apothekerstochter die Segel streicht.

In reichsdeutscher Aufführung brachte man das Schauspiel „Niemand“ des Dänen Svend Vorberg heraus. Dieses Drama rührt an das Entsetzen des großen Krieges. Aus blutig-grellen Bildern von Unterstand, Minensprengung und Lazarett, die das grausige Erleben zu bezwingender Echtheit verdichten, erwächst das Schicksal eines bis zur Untrennlichkeit verstümmelten Soldaten. Seine gräßliche Verletzung sowie die hemmungslose Triebhaftigkeit seiner vereinsamten Frau führen zu schwerer Verwicklung. Gelingen dem Dichter in den Eingangsszenen starke Augenblickswirkungen, so ebbt die Handlung doch mehr und mehr ab. Ja, das buhlerische Liebespiel des Nur-Erleb-Weibchens mit dem fremden Soldaten, in Wirklichkeit mit dem eigenen unerkannten Mann, ist in seinem qualvollen Hin und Her schließlich unendlich peinlich, in seiner Weitschweifigkeit ermüdend und in seiner inneren Begründung wenig glaubhaft. Himmighoffens Regie schöpfte zwar bei den Kriegsbildern aus der Anschaulichkeit eigener Erlebnisse und verlieh ihnen Schwung echter Wirklichkeit, schadete aber der Eindringlichkeit des Stückes durch zu große Ehrfurcht vor dem geschriebenen Wort des Autors. Stärkere Striche wären vonnöten gewesen.

Im Kammerpielhaus gab es als Neuheit drei russische Einakter. Leo Tolstois Komödie „Er ist an allem schuld“ ist Anklage, Belehrung und Satire. Sie läßt den leisen Unterton dumpfer Resignation und die pessimistische Erkenntnis verspüren, daß der Kampf gegen den Alkoholteufel, wie er in den philosophischen Stromer gefahren ist, umsonst sein wird. Anton Tschekows literarischer Belanglosigkeit, „Der Bä“ folgte als drittes Stück N. A. Evreinoffs „Die Kulissen der Seele“. Es ist wirklich ein origineller Gedanke, den inneren Konflikt eines Menschen, den Kampf zwischen Gefühl und Verstand, in die dimensionale Gegenständlichkeit umzusetzen und zu personifizierter Anschaulichkeit zu formen. Diesem seelischen Geschehen wußte Hans Wildermanns Bühnenbild den sinnfälligen Rahmen zu geben. Durch den vorgeschobenen Brustkorb, der das laut schlagende Herz und die rastlos pumpenden Lungen in sich barg, sowie durch die herabhängenden Nervenstränge und die im Hintergrund aufstrebende Wirbelsäule gab er dem Schauplatz körperhafte Wesenheit und kam so den Absichten des Dichters vortrefflich entgegen.

Dr. Risse.

Dortmund. Nun ist das jüngste Kind Straußscher Muse, sein viel bewundertes „Intermezzo“, auch bei uns zu Gast gewesen. Den Namen hat der Komponist wohl jenen kleinen Opern entnommen, die zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die italienische Bühne beherrschten und mit Vorliebe komische häusliche Szenen behandelten. Auch in seinem „Intermezzo“, zu dem er dieses Mal selbst den Text geschrieben, handelt es sich um eine Ehegeschichte, und zwar, wie die Wissenden erzählen, um die Ehe des Meisters selbst, in der es manchmal recht stürmisch zugehen soll. — Der Hofkapellmeister „Robert Storch“ wird durch einen an die unrichtige Adresse gelangenden Brief von seiner etwas sehr nervös veranlagten Frau des Ehebruchs bezichtigt, kann sich aber nach allerlei komischen Verwirrungen und Verwechslungen rechtfertigen, worauf sich dann beide in Liebe und Eintracht wiederfinden. Diese an sich recht alltägliche Geschichte wird durch allerlei geschickt eingestreute neue „Intermezzi“, als da sind: Dienstbotengezänk, Zimmervermietten, Rodelvergnügen, Statistiken usw. zu einer „bürgerlichen Komödie“ ausgedehnt. Mag man nach Lesen dieser kurzen Inhaltsangabe zunächst geneigt sein, den Gedanken der musikalischen Dramatisierung solcher Scherze als abgeschmackt zu verwerfen, so wird man nach Anhören des Werkes gewiß anderer Meinung sein. Strauß hat mit diesem „Intermezzo“ einen ganz neuen Opernstil geschaffen, von dem er bescheidenlich sagt, daß ihn andere nach ihm vielleicht mit mehr Glück versuchen würden. Dieser neue Stil steht gewissermaßen unter dem Zeichen: „Dem Worte sein Recht!“ In einer launigen Beschwörung an die Kapellmeister, die er dem Werke voranschickt, fordert er vor allem, „der Deklamation den Vortritt zu lassen und sie nicht niederzumünzieren“. So hat er dem Dialog besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Das Rezitativ, begleitet und unbegleitet, wechselt ab mit dem Arioso. Hinzu treten die unkomponierte Sprache und die sinfonischen Zwischenpiele. Diese sind von geradezu wundervoller Klarheit. Sie verbinden die einzelnen Bilder psychologisch, in ihnen liegt, rein musikalisch genommen, der größte Wert des Werkes. Unverkennbar tragen sie den Stempel des Meisters, wie er sich in seinen besten Werken fundiert. — Die Inszenierung des Intendanten war ein Meisterstück. Der Zuschauer, vor dem sich die dreizehn Bilder lückenlos abrollen, in denen zudem „alles so zugehen soll wie im

wirklichen Leben“, ahnt kaum, welch eine riesige Arbeit dazu gehörte, nur das szenische Gerippe herzurichten. Die Verbindung von gesprochenem Wort mit Rezitativ und Kantilene mit einer Reihe höchst verzwickter Einsätze stellt außerdem an die Darsteller Forderungen, die von den bislang geübten völlig abweichen. Auch das Bühnenbild bringt Aufgaben allerhöchster Art, die von Wildermann glänzend gelöst waren. Frau Christine, des Meisters „Geliebte“, hatte man Pia von Hartungen anvertraut. Sie führte die schwierige Rolle — wohl die schwierigste, die je für eine Sopranistin geschrieben wurde — bewundernswert durch. Den Meister selbst gab Moog mit prächtiger Stimme und lebens echter Maske. Auch alle übrigen Mitwirkenden — voran der Statist — waren sorgfältig ausgewählt und taten ihr Bestes. Wolfram führte den Taktstock mit jugendlicher Frische. Er hätte, um der oben angedeuteten Absicht des Komponisten gerecht zu werden, das Orchester stellenweise noch mehr abdämpfen können. Das Publikum war in sichtlich gehobener Stimmung und spendete reichsten Beifall. Auch wir wollen nicht verfehlen, für diese wirklich künstlerische Tat zu danken. — Der Mozart-Zyklus wurde in stark ansteigender Linie mit „Figaros Hochzeit“ fortgesetzt. Himmighoffen und Kolisko hatten das Werk mit viel Liebe und Sorgfalt vorbereitet. Das war wirklich ein ganzer, echter Mozart, der dort in reizender Unbekümmertheit, losgelöst von aller Erdschwere über die Bühne tändelte. Wenn wir aus der Reihe der Ausführenden Frau Wallerstein als Susanne, Herrn Bader als Figaro und Herrn Moog als Grafen Almaviva besonders namhaft machen, so mag es sein, weil diese als Hauptvertreter den Löwenanteil des überaus prächtigen Gelingens für sich in Anspruch nehmen dürfen. — Es mehren sich in letzter Zeit die Gastspiele der Künstler und Künstlerinnen, die berufen sein sollen, im kommenden Jahre unter dem neu verpflichteten Kapellmeister Herrn Rieps unsere Oper wieder auf die stolze Höhe zu bringen, die sie etwa zu Sellings oder Hofmanns Zeiten inne hatte. In der Reihe dieser hörten wir in der Neueinstudierung des Verdischen „Rigoletto“ Frau Köhler von der Wiener Volksoper als Gilda. Mit einer äußerst einnehmenden Erscheinung und seelenvollem Spiel verbindet die Dame eine Stimmkultur und eine Sicherheit in der Ausführung auch des ausgeprägtesten Ziergefanges, daß ihre Übernahme zur Pflicht wird. Ihr Auftreten bedeutete für die Zuhörer ein Erlebnis.

Rühring.

Dortmund. Das städtische Orchester setzte unter der eindringlichen Führung von Wilhelm Sieben die Reihe seiner Sinfoniekonzerte mit einem Brahmsabend fort. Es erklangen drei der schönsten Werke des Meisters: die „Akademische Fest-Ouvertüre“, die schwungvoll und mit kräftig markierten Rhythmen gebracht wurde, das Klavierkonzert in D-Moll, dem Alfred Schröder-Berlin ein feinsinniger Vorkämpfer war, und die zweite Sinfonie in D-Dur, die wohl die lieblichste und romantischste dieser Art Werke des Meisters ist. — Ein weiteres Konzert besetzte Werke von Mozart, Haydn und Beethoven. Man hörte des letzteren Meisters wundervolles Septett in Es-Dur. Es fand durch die Konzertmeister des städtischen Orchesters Heinz Schmidt-Reinecke, A. Börsken, R. Roser, J. Stolz, P. Steier, W. Balmer und W. Thomas eine künstlerisch abgeglättete Wiedergabe. Danach sang Margret Pfahli-Wallerstein die Arie „Dein bin ich“ aus der Mozartschen Jugendoper „Il re pastore“ mit ausdrucksvollem Empfinden. Das obligate Violinsolo hatte Heinz Schmidt-Reinecke bestens inne. — Froh und romantisch, in fast überreichen Farben begann das nächste Konzert mit der Ouvertüre „Frau Abenteuer“ von Hermann Nögel. Es folgten Gesänge von Beer-Walbrunn nach Schafespeareischen Dichtungen, die Sonetten op. 23, fein erfasste Lieder, aber wenig eindringlich. Für sie setzte sich der Berliner Baritonist Hermann Schey ein. Ungleich nachhaltiger war der Eindruck bei der „lyrischen Szene“ nach den wunderbaren Dichterworten Eichendorffs aus Wald und stiller Nacht und Morgenrot „Der Einsiedler“ von dem Krefelder Generalmusikdirektor Rudolf Siegel. Hier machte sich wieder Hermann Schey verdient und mit ihm das städtische Orchester. Der Erfolg war groß und rief den anwesenden Schöpfer dieses stimmungsreichen Werkes wieder und wieder. Die Vortragsfolge endete mit der Sinfonie in F-Moll von E. A. Reznicek, die stellenweise etwas trocken anmutet und tieferen künstlerischen Ernst und letzten Zusammenhang öfters vermissen läßt. — Ein weiteres Sinfoniekonzert begann mit Dvoraks Sinfonie in E-Moll (op. 95). Es bietet für jedes Orchester durch seine farbenfrohen Stimmungen sehr dankbare Aufgaben, die denn auch das tüchtige Orchester glänzend löste. Der zweite Teil des Abends begann mit Schumanns Klavierkonzert in A-Moll (op. 54). Leider wurde das recht spröde und etwas nervöse Spiel des Solisten Franz Osborn (Berlin) seiner romantischen Schönheit in keiner Weise gerecht. Er erfasste das Werk zu ungleich, robust und hastig. Das war schon mehr Expressionismus. Natürlich mußte auch die Begleitung unter diesen Umständen leiden. Den Schluß bildete die prächtige Weberische „Corymben-Ouvertüre“, die zündend wiedergegeben wurde. — Das letzte Sinfoniekonzert

bot zwei Neuheiten für Dortmund. Das erste war ein neues Violinkonzert von Pfitzner, das der Komponist in einem Satz mit vier erkennbaren Teilen schrieb. Programmatisch könnte man es etwa so fassen: Gardinenpredigt, Solokantate des niedergeschlagenen Ehemannes mit Unterstützung zahlreicher Freunde, sie kehren in einen Bierkeller ein, er tanzt mit einer anderen Savotte — ein Gewitter, beschleunigte Heimkehr. Max Rohstahl (Berlin) war ein ausgezeichnete Interpret. Höher stand aber doch die klassisch-romantische Fantasie „Don Juan“ von Braunsfels, die aus sieben Variationen über das „Champagnerlied“ aus Mozarts „Don Juan“ besteht. Sehr schön war hier besonders die instrumentale Behandlung der verschiedenen Stimmungen. Außerdem spielte man in breit eindringlicher und feurer Führung die echtdeutsche „Freischütz-Ouvertüre“.

Weiter gab es verschiedene Kirchenkonzerte, von denen hier zwei besonders erwähnt seien. In der Pauluskirche hörte man seltene Werke von alten deutschen und italienischen Meistern. Am guten Gelingen der Veranstaltung waren hervorragend beteiligt Martha Heinemann-Rörzer (Sopran), Georg Sengelaut (Cello), Otto Heineremann und Rüdiger Heineremann-Erbs (Orgel). Der bekannte Wittener Chor für Kirchenmusik spendete in der Petri-Kirche unter Erich Nächer Gesänge alter und neuer Meister vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

An Einzelveranstaltungen hiesiger und auswärtiger Künstler war ebenfalls kein Mangel. So gaben Elsa Heilmann und Friedrich Wilhelm Theiß einen erfolgreichen Lieder- und Duettabend. Alfred Höhn erwies von neuem seine große Kunst, Chopin zu gestalten. Eris Gadeskow und seine Partnerin wurden gelegentlich eines wundervollen Tanzabends stürmisch gefeiert. Hans Balzer-Leipzig brachte einen feinen Wilhelm-Busch-Abend.

Vorträge hielt Graf Ludner über die Fahrten des „Seeadler“, die Seeschlacht am Stagerak sowie über ernste und heitere eigene Erlebnisse. In der Kantgesellschaft sprach Prof. Dr. Ernst Kroner aus Dresden über Welt und Weltgeschichte. Fritz Reuter.

Mülheim a. d. Ruhr. Das Mülheimer Konzertleben zeigte in den Monaten Februar und März eine gewisse Zurückhaltung. Wenn die Zahl der Vorstellungen auch nicht eindruckgebend war, so doch die Güte, und das ist erfreulich. Das Grevesmühl-Quartett aus Duisburg, das in Mülheim so viel Freunde besitzt, konzertierte im Zulaß-Saal und brachte das selten gehörte Dorfmußikanten-Sextett Mozarts zu Gehör, „ein musikalischer Spitzweg“, wie ein hiesiger Musikkritiker es nannte. Die Zuhörer ergötzen sich an dem unverwundlichen Humor Mozarts, der in jedem Satz so sinnfällig zur Ausstrahlung kam, während das Brahms'sche Streichquartett op. 67 fast überraschte durch seine köstliche, ungewöhnlich zarte und weiche Melodieführung. Bei diesem Nordländer jedenfalls nicht das Abliche! Dvoraks farbenreiches, feuriges F-Dur-Quartett bildete den Abschluß der reichen Vortragsfolge.

Ein drittes Scheinpflug-Konzert im Interimsaalbau von Kirchholles brachte einen ausserlesenen Genuß. Es war der alten Musik geweiht, d. h. den Tonmeistern des Barockalters, deren köstliche Melodik — heute nach 300 Jahren — noch entzückt und seine Lebenskraft beweist. Aus der reichen Literatur des 17. Jahrhunderts hatte man neben dem Concerto grosso von Händel als Ausdruck der Trauer beim Ableben des Reichspräsidenten

das 5. brandenburgische Konzert in D-Dur von Bach und ein sehr hübsches Werk von Thelemann gewählt, die übrigen waren Italiener wie Tartini, Arcotti, Scarlatti usw. — Sicherlich wäre diese musikalische Wiedererweckung nicht so gut gelungen ohne das ausgezeichnete, fein musikalische Döbereiner-Quartett (Franz Rupp, Christian Döbereiner, Anton Huber), die mit ihren alten warmklingenden Originalinstrumenten jene intimen Klangwirkungen hervorbringen wußten, die den Tonmeistern jener Zeit die Ausdrucksmöglichkeit gaben. Besonders die



Aus der Oper „Der Dieb des Glücks“

Phot. E. Göttinger, Düsseldorf



Aus der Oper „Der Dieb des Glücks“

Phot. E. Göttinger, Düsseldorf

Die beiden an dieser Stelle veröffentlichten Bühnenbilder aus der im vorigen Heft besprochenen Oper „Der Dieb des Glücks“ mögen einen kleinen Einblick in das Neuartige der Bühnengestaltung geben. Das erste Bild hält den Augenblick fest, da alles vergebens nach dem „Dieb“ sucht, während dieser lustig aus der Truhe herausblinzelt. Das zweite Bild zeigt den in seinen Bilderrahmen zurückgekehrten Ritter Hans; vor ihm sieht man die verduhten Gestalten des hohen Rates, seitwärts von ihnen den weiblichen Burgvogt und die Jugendgepielin Adelheid, im Vordergrund das Quartett der ränkelschmiedenden Erben.

viola d'amore und auch die Gambe sind von so warmer, weicher Klangfarbe, wie man sie bei heutigen Instrumenten nicht mehr findet. Die volle Hingabe dieser Musiker an ihre alten Meister, ihr feinnusikalisches Spiel, das sich von jeder äußerlichen Wirkung freihält,

machten die Abwicklung der langen Vortragsfolge zu einer unge-
trübten Freude, die keinerlei Ermüdung aufkommen ließ. Man
muß es dem Duisburger Generalmusikdirektor Scheinpflug, der
nach Vollendung des Saalbaues an der Ruhr entscheidenden Einfluß
auf das Mülheimer Musikleben ausüben wird danken, daß er den
Mülheimern Gelegenheit gab, solche seltene Perlen der Musikliteratur
kennenzulernen.

Die Haag-Verkow-Spieler gaben auch wieder eine Vorführung,
und zwar zwei liebenswürdige Jugendwerkchen Goethes, die „Ge-
schwister“ und „Die Laune des Verliebten“, ein kleines Schäferspiel,
das sie mit ziemlichem Geschick zur Aufführung brachten. Immerhin,
seitdem sie ihr eigenes Gebiet, das Mysterienspiel, verlassen haben und
sich auf einen Boden wagen, der im Industriebezirk von guten Be-
rufsschauspielern überall beachtet wird, nämlich auf dem des klassischen
Luft- und Schauspiels, muß man sich doch fragen, ob eine kleine
Dilettantentruppe, selbst wenn sie von den edelsten Absichten beseelt ist,
noch eine gewisse Berechtigung hat. Das Unzulängliche wird hier doch
zu oft Ereignis, und sie täten vielleicht besser, ihre künstlerische Lauf-
bahn beizugehen zu beschließen und mit einem bürgerlichen Beruf, der
ihnen Lebensunterhalt gewährt, zu vertauschen. Warum solche Wan-
derschauspieler und unvollkommene Dilettanten fördern, wo wir heute
ein so hochentwickeltes Berufsschauspiel haben? Mit dem guten, reinen
Willen ist es in der Kunst nicht getan, sie fordert mehr. H. S.

Dreisädtheater Oberhausen-Hamborn-Gladbeck. Der Plan
des Schauspiels zeigt nach den bisherigen Aufführungen den
Willen zur inneren Einheit. Die Auswahl der Stücke zeugt von einem
gesunden Geschmack, der sich der kunstzerstörerischen Aufgabe einer
bedeutenden Industriebühne sichtlich bewußt ist. Zwei Linien heben
sich deutlich heraus, die der volkstümlich-klassischen und die der in
engerem Sinne volkstümlichen Stücke. Neben der klassischen Linie,
die mit König Lear, Minna von Barnhelm, Iphigenie, Maria
Stuart, Rätchen von Heilbronn allererste Meisterwerke aufweisen,
läuft einher die Linie: Gewissenswurm, Rose Bernd, Bahnmeister
Tod (Bogdoff), Herzwunder (Scholz) und Apostelspiel (Hell). Von
den klassischen Dramen, auf die wir uns hier beschränken wollen,
erzielte der Lear unter Grunwalds, des Intendanten, Regie,
mit Gewinner in der Titelrolle, einen sehr wichtigen Eindruck,
Maria Stuart, mit H. E. Eversmann als Hauptelbin, durch
große, einfache Linienführung — auch der Bühnenbilder — unter
Hellbach-Rühns Spielleitung höchste tragische Wirkung, und
Minna von Barnhelm gemahnte in der kräftigen Realistik komischer
Bilder und porträtähnlicher Figuren etwa an Chodowieckis Kupfer-
stiche. Neben diesen Spitzenleistungen konnte sich Iphigenie, obwohl
H. E. Eversmann sie darstellte, und erst recht das Rätchen von
Heilbronn nicht behaupten. In der Darstellung aller Dramen schien
der Wille maßgebend, jedes Werk nach den in ihm liegenden Ge-
setzen zu behandeln und seine Seele herauszustellen, ohne sich dabei
auf eine einseitig bestimmte Stilrichtung festzulegen.

Unter Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse brachte man haupt-
sächlich die Spieloper auf die Bühne. In Mozarts *Così fan tutte* lernten
wir neben den schätzenswerten Sängerinnen Ly Paganini
und Irma Röster in Gustav Wünsche und Fritz Neumeyer zwei
Künstler kennen, wie wir sie stimmlich und darstellerisch auf ersten
Bühnen kaum besser finden. Als bedeutsamste dramatische Sängerin
des Opernensembles zeigte sich Maria Wolf in Humperdincks *Hänsel*
und *Gretel*, wo sie durch ihre vorzügliche Charakterisierungskunst und
die weiße Beherrschung der Stimmittel sehr für sich einnahm. Die
Leistungen des Orchesters (Dirigenten Wolfgang Riedel und Kurt
Budde) waren durchweg auf der Höhe. Die Knappheit des Bühnen-
raums machte die Verwendung einer auf alle kleinsten Details
verzichtenden Stilbühne zu einer Selbstverständlichkeit.

Bei der Auswahl der Operetten ließ man sich wenig von rein
künstlerischen Gesichtspunkten leiten; anscheinend sollte die Operette
die schwachen Verhältnisse durch zugkräftige Aufführungen
stützen. Daher gab man hauptsächlich die sogenannte neue Wiener
Operette mit Schlager, Tanz und kitschiger Sentimentalität, ohne
den Geist der Satire, ohne inneren Zusammenhang. Neue Operetten
gelangten bisher zur Aufführung, die unter der sachkundigen Regie
von Oberregisseur Aman, Paul Liebert und Intendant Grun-
wald bis in alle Einzelheiten fein und sauber herausgearbeitet waren.
Gutes, reibungsloses Spiel auf der Bühne, sicher von Fritz Schulte
geleitet, sein abgestimmte Bühnenbilder nach Entwürfen
von Hasse und Porep stempelten die Aufführungen zu aner-
kennenswerten Leistungen. Die Hauptdarsteller können vollauf be-
friedigen. Liesel Wehner mit tief zugreifendem Spiel, eindrucksvoller
Mimik, frischer und klangvoller Stimme ist eine tüchtige Ro-
laturfoubrette; Steffi Thaller, reizvoll und grazios, ist eine
erste Operettenträumerin; Lissy Niemi zeigt bei sympathischer Stimme
ein gefälliges Spiel. Heinz vom Baum erwirbt sich als schätzens-
werter Operettentenor Beifall, Emil Aman (Oberregisseur) ist ein
Schauspieler von einer unschlagbar wirkenden grotesken Komik. Eine
gute Kraft ist Paul Hellmuth Schüller durch die elegante Ge-

schmeidigkeit seiner ausgeglichenen Bewegungen und die ungezwun-
gene Natürlichkeit seines Spiels. Paul Liebert ist ein technisch siche-
rer und gewandter Darsteller. Als Höhepunkte der bisherigen Spiel-
zeit kann man die Aufführungen von Schwarzwaldmädel, Förster
Christel, Fledermaus und Fidele Bauer bezeichnen. Überschaubar man
rückblickend die Leistungen von Schauspielern und Musikern, Spiel-
leitern und Kapellmeister, Tanzarrangeur und Bühnenbildner, so muß
man zu dem Urteil kommen, daß die Operette selbst verwöhnten An-
sprüchen genügen kann und auch eine Kritik nicht zu scheuen braucht.

Die Tanzaufführungen unter Vera Skoronels Leitung
erzielten keinen tiefgehenden und nachhaltigen Eindruck. Man über-
schätzte offenbar das, was durch Tanzbewegungen vermittelt werden
kann, und ging auch in den Anforderungen an die seelischen und
geistigen Fähigkeiten der Darsteller zu weit. Deshalb handelte es
sich häufig nur um eine Wiedergabe angelernter Bewegungen, es
fehlte zu oft die Beseelung, der Seeleninhalt war nicht vollständig
erfaßt. Auch ein weiterer Tanzabend, unter Leitung von Alene
Grünert mit inhaltlich faßbareren Tänzen und mehr einheitlichem
und geschlossenem Aufbau der Vortragsfolge machten die einmal
gemachten Fehler nicht wett. Die Tanzabende blieben Versager
trotz einzelner wirklich guter Darbietungen. Die beste und zukunfts-
reichste Tänzerin ist Tina Flade. Rs.

Gesolei 1926. Im vergangenen Monat hatte die Leitung der
großen Ausstellung für Gesundheitspflege, Soziale Für-
sorge und Leibesübungen zu Düsseldorf 1926 die sämtlichen
Ausgänge zu einer Sitzung in das Wilhelm-Marx-Haus einberufen,
um den Vertretern der Reichs-, Staats-, Provinzial- und Kommunal-
verwaltungen, den Mitgliedern der Wohlfahrtsorganisationen und
großen sozialhygienischen Verbände, sowie der Presse die Pläne für
das Unternehmen zu unterbreiten. Oberbürgermeister Dr. Lehr
legte nochmals ausführlich Ziele und Zwecke dieser großzügig vor-
bereiteten Ausstellung dar und gab der Hoffnung Ausdruck, daß
Düsseldorf durch die Gesolei 1926 seinen Weltruf als Ausstellungs-
stadt wieder herstellen und gleichzeitig eine neue große, deutsche
Kulturart vollbringen möchte.

Wie Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Schloßmann mitteilt, wird
an der Spitze der Ausstellung der Reichspräsident stehen. Zum
Ehrenpräsidium gehören der Reichskanzler, der preußische
Ministerpräsident und die besonders in Betracht kommenden
Reichsminister, preußische Minister und die leitenden Staats-
minister der deutschen Bundesstaaten. Juristischer Träger der
Ausstellung ist ein zu diesem Zweck gegründeter Verein, an dessen
Spitze der bekannte Industrielle Ernst Reensgen steht, dem sich
andere namhafte Industrielle beigesellt haben. Stellvertretender
Vorsitzender ist der Oberbürgermeister Dr. Lehr, die Geschäfts-
führung liegt in Händen des Herrn Professor Dr. Schloßmann,
der über reiche Erfahrungen im Ausstellungswesen verfügt. Führende
Persönlichkeiten aus ganz Deutschland haben auf wissenschaftlichem
und wirtschaftlich-organisatorischem Gebiete ihre Mitarbeit für die
Ausstellung zugesagt. Kein Name von Bedeutung fehlt. Die
künstlerische Leitung hat der Erbauer des Wilhelm-Marx-Hauses
Professor W. Kreis übernommen.

Die Ausstellung selbst wird in 3 große Abteilungen gegliedert:
Gesundheitspflege, an deren Spitze der Direktor des Hygienischen
Institutes der medizinischen Akademie in Düsseldorf Prof. Dr.
Bürgers steht; Soziale Fürsorge, deren Leitung der frühere
Staatssekretär, jetziger Oberbürgermeister von Essen Dr. Bracht
übernommen hat; Leibesübungen, die Oberbürgermeister a. D.
Seheimrat Dr. Wilms bearbeitet.

Reichsregierung und preußische Regierung werden die Ausstellung
in jeder Weise auch finanziell unterstützen und erwarten, daß diese
erste große Ausstellung des besetzten Gebiets zu einem Zeugnis des
Deutschtums und der Zusammengehörigkeit werden möge, und daß
die Lösung für das Jahr 1926 sein soll: „Zum Rhein, zum deutschen
Rhein!“

Eine Eduard-von-Gebhardt-Gedächtnisausstellung wurde am
15. März in der Stadt. Kunsthalle zu Düsseldorf eröffnet. Sie
umfaßt mehr als 150 Gemälde des Meisters, die zum Teil von weit her
zusammengetragen wurden. Es sind seine größten und bedeutendsten
Werke darunter, so die gewaltige „Kreuzigung“ aus der Hamburger
Kunsthalle, das „Abendmahl“ aus der Nationalgalerie, die reich-
haltige Sammlung Prof. Oeders in Düsseldorf, dann Bilder aus
Privatbesitz („Erklärung des Pendelgesetzes“, ein wundervolles Bild,
das jahrzehntlang nicht mehr zu sehen war), die „Klosterküchler“ —
kurz ein Reichthum an klassischen Meisterwerken, wie man sie wohl nie
wieder zu sehen bekommen wird. Eine große Überraschung — auch
für viele Gebhardt-Kenner — stellt die Sammlung wunderbar
vollendeter Kopien nach niederländischen und italienischen Meistern
dar. Wie verlautet, soll die Stadt Düsseldorf beabsichtigen, diese
wertvolle Sammlung in ihren Besitz zu bringen. Eine Absicht, deren
Verwirklichung dringend zu wünschen ist. tb.

Unsere Kunstbeilage (Titelbild) gibt eine Bismarckbüste von Prof. Emil Cauer-Berlin wieder. Wir haben die Abbildung zum Schmutz dieses Heftes gewählt in Erinnerung an den 110. Geburtstag des Alt-Reichskanzlers, der am 1. April 1815 zu Schönhausen an der Elbe geboren wurde. Den älteren Volksgenossen ist dieser Tag geläufig, haben sie ihn doch jahrzehntelang festlich und mit ehrfürchtiger Bewunderung des großen Deutschen begangen; aber wer weiß, ob die heutige deutsche Jugend dieses Tages gedenkt! Darum sei besonders auf ihn hingewiesen und die Worte seien wiedergegeben, die vor Jahren einmal in der „Jugend“ unter einem Bilde standen, das einen nackten deutschen Jüngling neben einem gewaltigen Bismarckgedenkstein darstellte, zu dessen Füßen ein mächtiges Feuer lodert, die Worte:

„Heilige Glut!
Rufe die Jugend zusammen,
Daß bei den loderbenden Flammen
Wachse der Mut!“

tb.

Gustav Freytag, einer der Besten unseres Volkes, starb vor dreißig Jahren, am 30. April 1895 in Wiesbaden. Unter seinen schriftstellerischen Werken ist wohl unstreitig die beste Leistung seiner Feder das Lustspiel „Die Journalisten“. Jahrzehntlang der gelesenste Roman in Deutschland war aber sein „Soll und Haben“, der zuerst in „Über Land und Meer“ erschien. Ein großangelegtes Werk, das in der ganzen gebildeten Welt Aufsehen erregte, ist „Die Ahnen“, worin er die Geschichte eines deutschen Geschlechts aus den Urwäldern der Vorzeit bis in die Gegenwart fortführt. Das Gefühl des deutschen Volkstums verdichtete sich bei ihm zu wuchtiger Stärke. Dieses Gefühl fand bei ihm seinen Ausdruck in einem der großartigsten Erzeugnisse unseres Schrifttums, in „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“. „Ich habe mich bestrebt“, sagt Freytag, „den Sinn für unsere deutsche Nationalität, soweit diese in meiner Wissenschaft darstellbar ist, zu wecken und die Anfänge einer historischen und künstlerischen Kritik des vorhandenen Sprach- und Literaturstoffes zu beleben.“ Das vollendete Werk als Ganzes ward zu einem der schönsten Denkmäler des geschichtlich gestimmten Jahrhunderts. „Ein solches Werk besitzen weder die Franzosen noch die Engländer, und wir können stolz darauf sein“, sagt Graf Baudissin. Freytag war der geborene Dichter eines Zeitalters von prosaischer Größe; er genoß seinen Ruhm mit Bescheidenheit, übertriebene Verehrung beschwichtigte er durch Humor. Gustav Freytag wird unvergeßlich bleiben, solange es unter uns ein bewußtes Volkstum gibt, und wir schließen mit seinem eigenen, über „Soll und Haben“ gesprochenen Wort: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei der Arbeit.“ — v. W.

Wilhelm von Humboldt. Am 8. April 1835, also vor 90 Jahren, starb Wilhelm von Humboldt, der ältere der beiden berühmten Brüder. Er war ein Denker und Forscher von tiefem und klarem Geist, bedeutend für Theorie im allgemeinen, neuschaffend für die Sprache. Er schrieb

seine freisinnigen „Gedanken über Staatsverfassung“, worin er im Staat nur die bloße Notanstalt für das einzige nicht anders zu befriedigende Bedürfnis der Sicherheit gegenüber dem Endzweck der höchsten Freiheit und mannigfaltigsten Kraftentwicklung des einzelnen sehen will. Eine starke Freundschaft und ein reger geistiger Verkehr verbanden ihn mit Schiller und Goethe, und im Herbst 1788 sehen wir ihn auch in Pempelfort bei Düsseldorf, bei Jacobi. Während eines längeren Aufenthaltes in Spanien vertiefte er sich in das Studium der kastilischen Sprache und in das Wesen dieses eigenartigen Volkes, worüber er mit Goethe einen ausführlichen geistreichen Briefwechsel pflog. Die durch Napoleon hervorgerufenen großen politischen Umwälzungen zogen ihn bald in den Strudel der praktischen Politik und seine diplomatische Laufbahn gipfelt in dem Wiener Kongreß, wo er hauptsächlich die deutsche Frage behandelte und sich für eine einheitliche freie Verfassung für ganz Deutschland bemühte. Er war einer der reichbegnadeten Geister, wie sie nur selten in einem Volk erscheinen. v. W.

Technische Gedenktage für April

2. 4. 1905. Der Simplon-Tunnel feierlich eingeweiht, der wie der St.-Gotthard-Tunnel eine gerade Verbindung zwischen Deutschland und Italien herstellt.
5. 4. 1525. Hans Paulus erbaut die große Kunstuhr am Rathaus zu Heilbronn. Das Werk zeigt große bewegliche Figuren, Mondbewegung und andere astronomische Angaben.
6. 4. 1913. Adolf Slaby, Elektrotechniker auf dem Gebiet der drahtlosen Telegraphie, in Berlin gestorben.
6. 4. 1528. Albrecht Dürer, der große deutsche Maler, zu Nürnberg gestorben.
8. 4. 1847. Geh. Komm.-Rat Dr.-Ing. e. h. Emil Rirdorf in Mettmann geboren.
8. 4. 1864. P. E. Martin erhält zu Sereuil in Frankreich in einem von William Siemens zu diesem Zweck erbauten Regeneratortrofen den ersten Stahl durch Zusammenschmelzen von Schmiede- und Gußeisen (Siemens-Martin-Stahl).
10. 4. 24. Hugo Stinnes abends 1/8 Uhr in Berlin gestorben.
12. 4. 1800. Erwerbung der damals ziemlich wertlosen Befähigung Gutehoffnungshütte durch die Großmutter Friedrich Krupps, in der dieser als Hüttenmann ausgebildet wurde.
13. 4. 1771. Richard Trevithick geboren (England); er führte ein: 1801 Dampfwagen für Straßen, 1804 Dampfwagen für Schienen.
13. 4. 1849. Der bayerische Unteroffizier Wilhelm Bauer faßt im Treffen von Düppel den Plan, ein Tauchboot zu bauen.
20. 4. 1818. Heinrich Göbel in Springe, Hannover, geboren; Erfinder der ersten elektrischen Glühlampen (1855 in Newyork).
21. 4. 1475. Die Kölner schießen über das Heer Karls des Kühnen hinweg, der Neuf belagert, an die verbündeten Bürger von Neuf hohe Geschosse mit schriftlichen Nachrichten.
24. 4. 1799. Einführung des Metermaßes in Frankreich.

Osterfeuer

Von Otto Leich-Balgeheim

Hallo! das Feuer ist angelegt
Und knistert in schwarzen Hecken,
Es krieucht und klettert vom Winde gefegt
Und die Flämmchen und Flammen lecken.
Und da rauscht von Westen der Sturmwind heran
Und fällt in die Hölzer und Scheite,
Und da lodert die Lohe himmelan
Und die Funken zerprühen ins Weite.

Hallo! ich habe sie angefaßt
Die uralten Osterflammen,
Hallo! ich jauchze hinaus in die Nacht!
Wer kann mich tadeln, verdammen?
Die Brust zerpringt mir in wilder Lust
Und, weil im Tale die schliefen,
War's mir, als ob ein gebietend „Du mußt!“
Die alten Götter mir riefen.

Hallo! ihr Flammen, hinab von dem Mal,
Das Helende über bedeckt!
Hallo! ihr Feuer, verkündet im Tal
Und die Schläfer am Ofen schrecket,
Hallo! du Lohe, lodre empor,
Tragt, Funken, hinaus mit dem Weste
Den Ruf, den wilden, von Ohr zu Ohr:
„Wir glühen den Göttern zum Feste!“

Den alten Göttern aus Wodans Zeit,
Die Muspills Flammen verschlangen,
Den Göttern ist das Feuer geweicht,
Den Göttern, die von uns gegangen!“ —
Ich weiß nicht, warum ich den alten Brauch
Alljährlich muß wieder erfüllen;
Ich weiß nur, daß Osterfeuer und -rauch
Ein Weh und Sehnen mir stillen.

Hallo! noch einmal werfe dein Licht,
— Ob Christenglocken auch klangen —
Hinein in des Nordmeers hartes Gesicht
Mit den Augen voll kaltem Verlangen,
Leucht über den schwarzen Leib, das Land,
Glüh auf zu des Himmels Decke,
Dann sterbe seufzend, mein Osterbrand,
Bis ich wieder zum Leben dich wecke!

Rotkehlchen am Niederrhein

Von Hugo Otto, Mbes

Sagengerante

„Es ist vollbracht.“ Christus neigte das Haupt und verschied am Kreuze. Da flog ein kleiner Vogel auf seine Dornenkrone und zerrte an ihrem Geflecht, um die Dornen aus den Stirnwunden zu entfernen. Als der Vogel von seiner Arbeit abließ, war seine Oberbrust, die Kehle und Stirn gelbrot von des Heilandes Blut. Es war das Rotkehlchen gewesen, das seinem Schöpfer einen Liebesdienst hatte erweisen wollen. Seit jener Zeit trägt es Zeichnung und Namen für immer zum Andenken an seinen Liebesdienst.

Wenn Donar auf seinem Donnerwagen durch die Wolken fuhr, dann blies er aus seinem roten Barte die feurigen Blitze. Dem Gewaltigen weihen die alten Germanen alle Tiere und Pflanzen in der Natur, die rote Färbung zur Schau trugen. Deshalb waren ihnen Fuchs und Eichhörnchen, Rotschwanz und Rotkehlchen sowie die Eberesche im Schmuck ihrer purpurfarbigen Beerenbüschel heilig. Wenn die Natur bei einem Gewitter im tiefsten Schweigen harret, dann ist es das Rotkehlchen, das sein Trillerliedchen dem Allgewaltigen spendet.

In lauschiger Waldecke

Ende Oktober. Über einen prächtigen Herbsttag legen sich die ersten Schatten der Dämmerung. Mit der Doppelflinte unter dem Arme stehe ich in der äußersten Spitze eines stillen Waldwinkels, der wie eine Nase in eine Wiese vorspringt, die ringsum von Eichen-, Erlen- und Birkenbüschen umgeben ist. Durch den Laubholzgürtel zieht sich eine Bodenwelle, die mit Kiefern bestanden ist. Sie läuft gegen die Waldwiese aus. Das dicke Gebüsch gibt mir völligen Schutz von allen Seiten, so daß ich nicht gesehen werden kann. Vor mir äßen einige Rehe.

Schnideridid, schnideridid. Ein Rotkehlchen sitzt in meiner Nähe und knickt. Ich verhalte mich ganz still. Der Vogel hüpfet von Ast zu Ast und schnidert immerzu. Die Rehe werfen auf und äugen scharf zu der Waldecke hin. Dann äßen sie wieder. Das Rotkehlchen aber kann sich nicht beruhigen. Es kennt doch sein kleines Wohngebiet genau, und diese Gestalt gehört nicht dorthin.

Der kleine Säger regt sich immer mehr auf, umfliegt mich und schaut mich auf Meterweite mit seinen dunkelbraunen Augen fragend an.

Schnideridid, schnideridid. Von Zweig zu Zweig schwingt er sich. Bald glöht er mich mit seinen großen, dunkeln Sternchen von vorn, bald von hinten oder von der Seite an. Hopps sitzt er auf dem Flintenlaufe und gleitet auf den glatten Stahlrohren nach unten, findet aber keinen Halt und schwingt sich wieder ins Gezweige hinein.

Mein Blick gleitet über den Wiesenrund. Da sehe ich auf dreißig Gängen einen Hasen, der einen Regel stellt, um mit Nase und Lichtern zu prüfen, ob die Luft rein ist. Im Dampf des Schusses überschlägt er sich. Rotkehlchen ist erschrocken in die Dichtung geflohen. Aber noch ist der Flintenknall nicht verrauscht, da protestiert es andauernd über die Störung des Waldfriedens.

Die Rehe sind längst laut schmäland geflüchtet. Ich stecke den Krummen in den Rucksack und schleiche auf dem Birschpfade heimwärts. Überall umtöten mich Rotkehlchen. Mit Schwarzsamsel und Eichelhäher sind sie die Wächter im Waldbande, die bei jeder verdächtigen Erscheinung laut warnend ihre Stimme erheben.

Bei Frost und Schnee

Es war so kalt, daß dem Waldbache das Hüpfen vergangen war. Seine Plätschersprache war ihm in der Kehle erfroren. Nun fiel auch noch Schnee, der ringsum das Land zudeckte. Unter ihm lag das Brot vieler Tiere, und deshalb fielen die Mahlzeiten äußerst karg aus. Säugern und Vögeln wühlte der Hunger im Magen.

Da verloren selbst die überwinterten Rotkehlchen ihren Frohsinn. Traurig, mit ausgeplustertem Gefieder saßen sie in der Morgensonne, und in ihrem Schnickern lag jene Schwermut, von der Johannes Falk einstmals gesungen hat:

Rotkehlchen, das saß auf einem Ast,
der kleine, schaurige Wintergast
und weinte den ganzen Tag.

Die Koft, die solch ein kleiner Vogel in Zeiten der Wintersnot täglich genießt, ist äußerst schmal. Der Nahrungsmangel nimmt ihm fast jegliche Scheu, und zutraulich stellen sich die hungrigen Rotkehlchen überall da ein, wo Menschen im Forst arbeiten und die Erde vom Schnee befreien, wo der Landwirt in der Nähe von Buschwerk schafft, wo Kinder sich tummeln oder sonstwie sich Leben regt. Auf die Futterplätze des Federviehes, zur Dungstätte, selbst in die Stallungen treibt es die Sorge ums Brot. Zu solchen Zeiten sind die Rotkehlchen auch manchmal Gäste in den Treibhäusern, wo sie in Ritzen und Spalten manchen Winterflüchtling aus der Insektenwelt in seinem Winterquartier entdecken.

Hinter dem Bauernhofe in der Nähe des Forstes liegt unter den Obstbäumen, nahe bei der Hecke, ein großer Reißighaufen. Das Plätschen ist windgeschützt und wird manchmal von den winterlichen Sonnenstrahlen umschmeichelt. Fast alle Vögel, die den Bauernhof besuchen, durchstöbern auch jenes wirre Gezweige. Späßen sind dort fast immer anzutreffen. Schwarzsamseln lieben den Ort als Ruhestätte. Zaunkönige schlüpfen bis auf den Boden des Hauses. Manchmal turnen auch Kohl- und Blaumeisen in seinem Astwerk. Mitte Herbst wurde er von einem Rotkehlchen bezogen, das dort ständiger Wintergast geworden ist. Tagsüber sucht es sich sein Futter unter dem Laube der Weißdornhecke. Manchmal fliegt es auch zu der Rinne, durch die das Spülwasser fließt, um hier zu trinken und nach schmalen Bissen zu spähen.

Wenn der Bauer oder ein anderer Bewohner des Hauses in den Obstgarten kommt, tickert das Vöglein in der Reißigburg, hüpfet von einem Zweig zum andern, knickt mit den hängenden Flügeln, zuckt mit dem Schwänzlein und schaut mit harmloser Zutraulichkeit den Menschen an. Niemand stört das Rotkehlchen. Schleicht aber die Haustake am Zaun vorbei, dann ist es mit seiner Ruhe vorbei. Dann läßt es seinen Warnungsruf „Sih, sih“ erschallen. Alle Vögel lassen den Räuber. Sie erheben einen großen Lärm. Die Sperlinge teden in kurzen, knarrenden Tönen. Die Schwarzsamseln lärmen und umflattern den Störenfried. Die Buchfinken pinken in größter Aufregung. Die ganze Vogelwelt im Garten erhebt Einspruch gegen den Schleicher, aus dessen grünlich schillernden Augen Mordlust und Raubgier sprühen. Der Aufruhr verliert sich erst, nachdem die Rake durchs Hühnerloch des Scheunentores verschwunden ist.

Schlimmer als Mäze ist für die Vögel der heimtückische Sperber, der mit reißendem Fluge und weichen Schwingen wie ein Blitz aus heiterm Himmel plötzlich erscheint und nicht selten einen Vogel in der Gartenhecke erwischt. Im Handumdrehen ist er da, und wie ein flüchtiger Schatten ist er wieder fort. Vor diesem Strauchritter hütet sich das Rotkehlchen, indem es fast stets im Schutze des Gezweiges oder in den Dornen sitzt.

Mitte Januar fiel Schnee. Es rieselte Tag und Nacht. Der Wind trieb das weiße Gewimmel bis tief in die Hecken hinein. Da gab es auch nicht das kleinste Fleckchen Erde mehr, das nicht von dem Schnee bedeckt war. Auch die geringste Futterquelle wurde verschlossen. Ratlos flatterte das Rotkehlchen hin und her. Es fand noch etliche Beeren am wilden Wein und wenige faulige Haagäpfel am Weißdorn. Hungrig ging es zur Ruhe, und mit großem Hunger sah es dem neuen Tag entgegen. Immer wieder fiel Schnee. Das Rotkehlchen durchstöberte alle Hecken und Gesträuche der Umgebung. Schließlich war nichts mehr zu naschen, und nun gesellte sich zum Hunger auch noch die Kälte, die den matten Körper überfiel. Mit ausgeplustertem Gefieder saß der kleine Vogel im Reißighaufen und wärmte sich an den matten Sonnenstrahlen. Die Nächte waren bitterkalt, und eines Morgens lag der Wintergast verendet am Boden inmitten des Astwerkes. Mit vielen anderen Vögeln war er ein Opfer des weißen Todes geworden. Sein Grab war der Schnee.

Ein lieber Stubengast

Aus den Schlingen des Dohnenstieges hatte ich im Spätherbst ein lebendes Rotkehlchen gerettet. Als ich die Schleife um den Hals entfernt hatte, biß der kleine Vogel um sich. Bald beruhigte er sich in der warmen Hand. Daheim kam er in ein Bauer auf einer stillen Stube des Forsthauses, wo ihm Trinkwasser, Vogelbeeren und Mehlwürmer gereicht wurden. Nach einer Woche kannte das Tierchen seinen Pfleger, und nun kam es mit auf meine Studierstube. Nach kurzer Zeit hatte es jegliche Scheu verloren und nahm mir das Futter aus der Hand. Eines Tages öffnete ich seinen Käfig und lies es frei im Zimmer umherfliegen. Bald jagte es hinter den wenigen Fliegen her und fing sie fort. Ich warf einen Mehlwurm auf den Fußboden. Gleich nachher saß das Rotkehlchen bei ihm, betrachtete ihn neugierig und drückte ihm dann mit seinem spitzen Schnabel den Kopf ein. Ein Ruck, und schon war er verschwunden. Später setzte ich in einem Blumentopfunterfasse Wasser hin. Nach einigem Bedenken sprang der Vogel hinein, drückte die Brust aufs Rasse, schlug mit den Flügeln einen Staubregen, daß das Wasser rundum den Boden bedeckte. Verspürte er Hunger, dann flog er in seinen Käfig zurück. So gewöhnte ich ihn an meine Gesellschaft. Nahm ich den Topf mit den Mehlwürmern vom Schrank, dann flog er auf meine Schulter und wartete, bis ich einen Wurm auf den Tisch legte, den er schnell ergriff und auffraß. Saß ich am Schreibtisch, dann hüpfte er wohl auf meine Hand und sah mich aus seinen freundlichen Augen zutraulich an. Bis zum Lenz pfl egte ich den lieben Kameraden, und dann schenkte ich ihm die Freiheit.

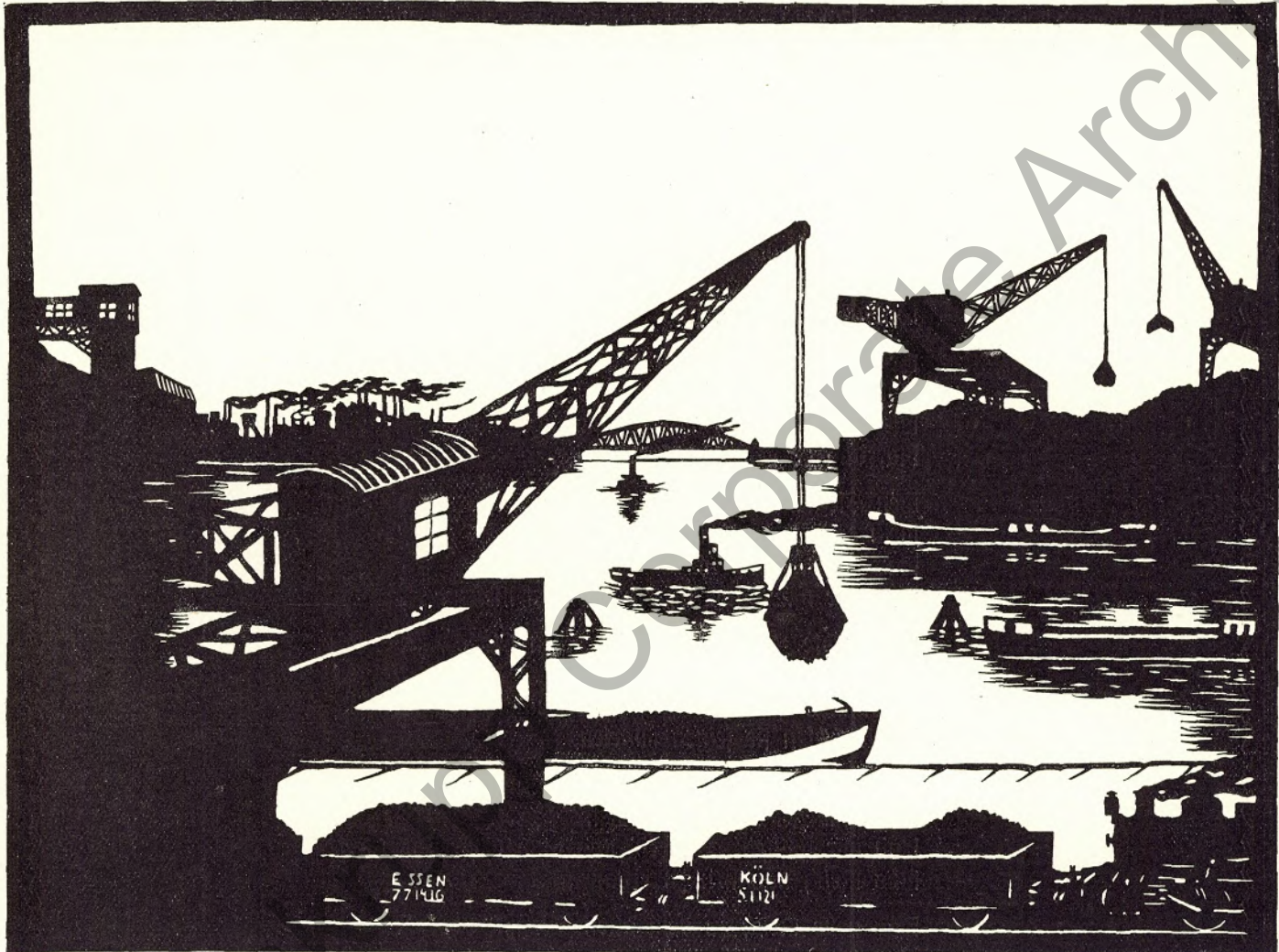
Rotkehlchens Heim

Der Lenz nahm Fauna und Flora an die Hand und wanderte wieder einmal nordwärts. Wo er in den deutschen Landschaften erschien, da stäubten die Röschen an Haseln und Weiden, da blühten Schlüsselblume und Blauweilchen, da öffneten die Bäume ihre Knospen, und überall fangen die Vögel und tanzten die Schmetterlinge. Von Tag zu Tag wurde die Natur schöner, und Mutter Erde war wie ein Wunderland.

In den ersten Tagen des Monats April waren auch die Rotkehlchen wieder da. In allen Gebüsch schniderten sie, und wenn der Tag sich neigte, fangen sie ihre lieblichen Liebeslieder. Überall rieselten silberne Tontropfen auf den Waldgrund.

Schnabelbissen wütend auf den Eindringling losgeht, bis dieser das Feld völlig räumt. Bald aber kommen Tage, wo das Rotkehlchen um die Liebste freit. Dann singt es fast den ganzen Vor- und Nachmittag und sein Minnelied erreicht zu solchen Zeiten den Höhepunkt seiner Kunst. Die flötenden und trillernden Strophen ziehen in reicher Abwechslung feierlich durch den Waldfrieden. Überall singen Rotkehlchen.

Bald nach der Paarung wird das Heim gebaut, das fast immer auf dem Waldboden oder in seiner unmittelbaren Nähe steht. Ein alter Baumstod im dichten Gestrüpp, eine Höhlung im Wurzelgewirre, eine Bodenvertiefung im Schutze eines Grasbüschels an Erdwällen und Grabenrändern: das sind die Stellen, wo das Rotkehlchenpärchen aus wenigen trocknen Blättern, aus Erdmoos, Grasshälmchen und einigen



Industriehafen

Scherenschnitt von Alfred Reimann, Selsenkirchen

Der Sänger steht ganz im Banne seines Vortrages, der feierlich und schwermütig gestimmt ist und erst in später Dämmerung verstummt, wenn längst alle anderen Vögel zur Ruhe gegangen sind. Dann erst verläßt das Rotkehlchen seinen luftigen Sitz in der Kronenspitze und streicht in unregelmäßigem Wellenfluge seinem Schlafplatze zu. Am frühesten Morgen, beim Schummern des Tages, aber stellt es sich wieder auf seiner Vortragstanzel ein, wo es voll Stolz und Würde das Vorspiel des Morgentkonzertes im Walde eröffnet.

Wenige Stunden nachher huscht es durch das Erlengebüsch und jagt hinter einem Rotkehlchenhahn her, der in seinen Nist- und Nahrungsbezirk eingedrungen ist. Verschwunden sind Fröhlichkeit und Anmut. Zanksucht, Neid und Streit beherrschen den kleinen Vogel, der mit

Federn den lockeren Bau errichtet, in den das Weibchen fünf oder sechs gelblich-weiße, mit Rostfarbe bepunktete und bespritzte Eier legt. Von oben her ist das Nest immer geschützt, so daß der Vogel seitwärts hineinrutschelt. Beide Alten brüten abwechselnd zwei Wochen lang. Um die Nestlinge sind sie äußerst besorgt. Naht eine Gefahr, dann schnidern sie andauernd, fliegen ängstlich hin und her und lassen ein schneidendes „Sih sih“ als Warnruf erklingen.

Der Vogelfreund, der Gelegenheit gehabt hat, eine Rotkehlchenfamilie in der Stille eines Gebüsches zu beobachten, wird ein Bild trauten Familienlebens in sich aufgenommen haben, in dem Liebe und Treue den Hintergrund bilden. Er hat in ein Idyll aus Allmutterns Wunderwerkstatt geschaut, das ihm unvergeßlich bleiben wird.

Hugo Stinnes zum Gedächtnis

† 10. April 1924

Der Verwaltungsrat des Bochumer Vereins besichtigte jüngst nach einer Sitzung die neuen Anlagen in Böntrup. Es schloß sich daran ein kurzes geselliges Beisammensein, zum erstenmal wieder in Bochum seit dem Tode des Vorsitzenden Hugo Stinnes. Bei dieser Gelegenheit sprach im Hinblick hierauf ein Mitglied die nachfolgenden Worte:

Mir haben seit lange zum erstenmal
Zu ernsten und fräulichen Stunden
Hier in Fritz Baares behaglichem Saal
Uns heute zusammengefunden.

Mir freuen uns, daß wir uns wiedersehn,
Doch einen wir schmerzlich vermissen:
In der Fülle der Kraft, auf des Schaffens Böhn
Hat Gott ihn von uns gerissen.

Er hat mit überragendem Geist
Und den Blick gerichtet ins Weite
Die Kräfte der Heimat zusammengeschweißt,
Auf daß er den Sieg ihr bereite.

Den Sieg in dem Kampf, der die Sehnen uns spannt,
Drin es gilt durch Arbeit zu retten
Das arme, zertretene Vaterland
Aus der Knechtschaft zermürbenden Ketten.

Er brachte zu Ehren den deutschen Fleiß
Und zeigte ihn allerorten.
Wo immer er sprach, sprach er auch leiz,
Da lauschten sie seinen Worten.

Er führte auch uns, und wir waren sein
Mit nimmermüdem Vertrauen,
Und wir hofften, er werd' uns auch Führer sein,
Das Reich uns neu zu erbauen.

Das neue Reich zu dem alten Glanz! —
Nun ward uns dies Hoffen zerrissen.
Wir senken die Flagge des Vaterlands,
Um sie gläubig wieder zu hissen.

Sie rausch' uns voran durch die Möte der Zeit! — —
Und ungebrochenen Sinnes
In den Kampf für die deutsche Herrlichkeit?
Und Leiffstern sei Hugo Stinnes!

So laßt uns bewähren mit Herz und Hand,
Was tief im Herzen wir tragen:
Treu bis zum Tode dem Vaterland!
Glückauf ihm zu besseren Tagen!



Fugate

Johann Sebastian Bachs Passionsmusik

Von Carl Heinzen

Jrgendwo in Robert Schumanns musikalischen Schriften steht folgende tiefergreifende Stelle: „Eines Abends ging ich nach dem Leipziger Kirchhof, die Ruhestätte eines Großen aufzusuchen; viele Stunden forschte ich kreuz und quer — ich fand kein ‚J. S. Bach‘ ... und als ich den Totengräber darum fragte, schüttelte er über die Obskurität des Mannes den Kopf und meinte ‚Bachs gäb’s viele!‘ Auf dem Heimweg nun sagte ich zu mir: wie dichterisch waltet hier der Zufall! Damit wir des vergänglichen Staubes nicht denken sollen, damit kein Bild des gemeinen Todes aufkomme, hat er die Asche nach allen Gegenden verweht, und so will ich mir ihn denn immer aufrecht an seiner Orgel sitzend denken im vornehmsten Staat, und unter ihm brauset das Werk und die Gemeinde sieht andächtig hinauf und vielleicht auch die Engel herunter.“

Nicht nur, daß Bachs irdische Reste seit der Aufteilung des alten Leipziger Friedhofs unauffindbar sind — auch die Zahl der verschollenen Werke, für die die Kinder einer anderen Zeit nur wenig Aufmerksamkeit und Sorgfalt bewiesen, ist sehr groß. Denn Bach soll allein fünf verschiedene Passionen geschrieben haben: vier nach den Worten der Evangelisten, eine nach dichterisch freiem Text. Außer einigen Bruchstücken, die in andere Werke übernommen wurden, fehlt von zweien jede Spur. Die Passion nach dem Evangelisten Lukas, die angeblich später wieder aufgefunden worden sein soll, gilt aus stichhaltigen Gründen als unecht. So bleiben als unverkennbar echte Wahrzeichen seiner gewaltigen Geistesgröße und seines tiefinnersten Empfindens nur die beiden Passionen nach den Evangelien von Johannes und Matthäus. Beide sind allerdings mit Kirchenliedern und freien dichterischen Betrachtungen untermischt. Ehe wir uns ihnen näher zuwenden, sei erst ein flüchtiger Blick auf die Vorgeschichte der Passionen geworfen.

In früheren Zeiten hat die Kirche mancher weltlichen Reizung des Volkes Rechnung getragen. Einen der treffendsten Beweise hierfür bilden die alten Mysterienspiele, denen vor allen auch in der Kirche Raum gegeben wurde. Hier kam es oft zu einer höchst eigenartigen Mischung von Frömmigkeit und verb-drahtischem Humor, die nur aus dem Geist jenes Zeitalters heraus zu ver-

stehen ist. Die bewegten Vorgänge der Bibel boten manchen Anlaß zur religiös-künstlerischen Betätigung, ganz besonders die Abschnitte von der Geburt und dem Leidensweg Christi. Die Sitte, in der Kirche die Passionsgeschichte in dramatisch bewegter Form aufzuführen, reicht bis ins elfte Jahrhundert zurück. Hierbei wurde ursprünglich der lateinische Wortlaut in der Anordnung benutzt,

daß drei Sänger sich in die Rollen des Evangelisten, Christi und der übrigen Personen teilten. Von dieser Art des Musizierens kann man sich leicht ein ziemlich genaues Bild machen, wenn man den heute noch üblichen psalmodierenden Vortrag in der katholischen Liturgie betrachtet; es war also ein etwas gedehnter Sprechgesang, der nach alten Gesetzen — ähnlich wie in den klassischen Sprachen — nicht den Wert (nach der Stärke der Betonung) der Silbe oder Note berücksichtigt, sondern die Silben nach Länge und Kürze mißt. Hierbei entsteht eine für unser heutiges Gefühl schwer erfassbare Gleichförmigkeit, da wir eine bewußte rhythmische Gliederung vermissen. Einen ziemlich kräftigen Gegensatz zu diesen nicht allzu stark belebten solistischen Darbietungen boten die eingestreuten mehrstimmigen Chöre — die sogenannten „Turbae“ (Haufen, Menge). Im Laufe der Zeit wurde der ganze Aufbau — dem Wachsen der musikalischen Formen entsprechend — immer reich-



Holzschnitt von Richard Schwarzkopf

Abendmahl

haltiger und vielseitiger, doch nicht immer überzeugend. Denn nun ging man hin und ließ auch die Reden einzelner Personen von einem Chor singen, der sich zudem noch durch recht schwierige Verschlingung und Verknüpfung auszeichnete. Der überzeugende Ausdruck sollte durch eine andere Kunstgattung gefördert werden: durch die Entwicklung der Oper.

Heinrich Schütz (1585–1672) hat hier als einer der wichtigsten Bahnbrecher zu gelten. Die Volksschöre bekamen bei ihm charakteristische Bedeutung: an Stelle der alten, fast unbewegten Redeform trat das modernere „Rezitativ“. Auch wurde das Orchester immer mehr in den Dienst des Ausdrucks einbezogen. Seine Nachfolger weiteten dann die Form noch derart, daß für Bach scheinbar nichts mehr zu tun übrig blieb. Aber es handelt sich ja auch weniger um das — trotzdem unverkennbar in hohem Maße vertretene — Neue, als um die restlose Bewältigung

aller hier in Betracht kommenden künstlerischen Fragen. Denn eines: tüchtig — etwa im Sinne eines Handwerksmeisters — waren die meisten Zeitgenossen Bachs. Wenn der Musiker zu jener Zeit auch noch keinerlei gesellschaftliche Stellung einnahm, so besaß er doch in allen technischen Fragen seines Berufes ein Können und Wissen, das die meisten der Heutigen zu beschämen vermag. Es gab damals manch einen, der mindestens ebenso komplizierte Fugen aus dem Handgelenk zu schütteln vermochte, wie der Thomaskantor. Und wie seine Kollegen über ihn dachten, mag bewiesen werden durch ein musikalisches Lexikon aus dem Jahre 1732, in dem mancher längstverschollene Name ausführlich und liebevoll gewürdigt wird, während es sich über Bach halb totschweigt.

Betrachten wir nun zunächst die Mittel, deren sich Bach in beiden Passionen bedient. Am bequemsten werden wir hierzu vom Text ausgehen. Denn dieser setzt sich — wie oben bereits erwähnt — in beiden aus drei verschiedenen Zeilen zusammen: aus dem Wortlaut des Evangeliums, aus Kirchenliedern und aus freien dichterischen Zwischengliedern. Der Evangelientext: Alles rein Erzählende ist dem Evangelisten selbst (Tenor) übertragen. Daß er hierbei in der Matthäuspassion das reichere dramatische Leben entfaltet, liegt in der größeren Anschaulichkeit und Beweglichkeit des Stoffes begründet. Es herrscht überall ein derart starkes Charakterisierungsvermögen, daß es unmöglich wäre, einzelne Stücke aus diesen oft recht kurzen Abschnitten als besonders gelungen hervorzuheben. Doch wer sich in diese Welt einlebt, der wird eine Fülle in der Verwertung vielseitiger Beziehungen entdecken, die er vielleicht im allgemeinen alter Musik gar nicht zugetraut hätte. Die redend eingeführten Personen schließen sich zumeist der Art des Evangelisten an. Doch gibts einige sehr wesentliche Ausnahmen. So etwa die beiden Zeugen in der Matthäuspassion, deren Unwahrhaftigkeit man dadurch besonders leicht erkennt, daß der eine dem anderen alles notengetreu nachplappert. Auf diese Art bekommt die musikalische Form des Kanons einen neuen geistigen Inhalt. Die meisten dieser Rezitative werden von einem einzelnen Instrument oder vom Orchester nur knapp und andeutungsweise begleitet. Eine Ausnahme hiervon machen die Reden Christi in der Matthäuspassion. Denn hier umschweben stets lichte und zarte Klänge der Streicher die Erlöserfigur wie ein Heiligenschein. Rein technisch betrachtet, ist jedoch auch dies nichts Neues, sondern eine Errungenschaft der alten venetianischen Oper. Auf's tiefste ergreifend wirkt, daß dieser un-

irdische Lichtglanz bei den letzten Worten des Erlösers erlischt.

Noch eine Ausdrucksform blieb bisher bei den Evangelientexten unbesprochen: die Schar der Jünger und vor allem die Zwischenrufe des Volkes. Besonders die fanatischen Volksgruppen in der Johannespassion sind in dieser Beziehung von hinreißender Kraft. Wie hier die Menge in ihrer ganzen Leidenschaft aufschreit und wie trotzdem alles in eine höchst kunstvolle Form gekleidet ist, das muß immer mit resloser Bewunderung und Ergriffenheit erfüllen. Die fabelhafte Verflechtung der Stimmen, die oft überaus charaktervolle Selbständigkeit

des Orchesters bilden Höhepunkte alles dessen, was als dramatische Musik zu gelten hat. Man kann es daher gut verstehen, daß ein moderner Musiker — der am 27. Juli 1924 verstorbene Ferruccio Busoni — allen Ernstes einmal den Vorschlag gemacht hat, die Matthäuspassion szenisch darzustellen. Die stets von großer Vieltimmigkeit getragene Form ist trotzdem oft von stärkster Knappheit und gerade dadurch von kaum zu überbietender Schlagkraft, immer Zeugnis eines bis zu den letzten Grenzen gesteigerten Ausdrucks. Etwas dem wütenden Aufschrei „Barabam“ Ähnliches ist in der gesamten Opernliteratur kaum anzutreffen. Dabei darf man aber nie vergessen, daß eine Bühnenvirkung gar nicht beabsichtigt ist. So stark ist aber einestails die Nachwirkung der ehemaligen Darstellung der Passionen in der Kirche und andernteils die Ausdruckskraft eines Großen, der nie etwas anderes sein wollte als „absoluter“ Musiker.

Ein anderer Bestandteil: die Choräle. Sie sind alt-

überkommenes echtes Volksgut. Bach hat sie fast ausnahmslos scheinbar schlicht vierstimmig gesetzt. Welche Wunder offenbaren sich aber, wenn plötzlich eine bisher versteckt gebliebene Stimme sich über die anderen erhebt und eine oft geradezu erschütternde Wirkung hervorruft! Und wenn ein einzelner Choral mehrmals benutzt wird, so erscheinen die Stimmen jedesmal hierbei wieder völlig neuartig geführt. Diese Choräle bilden feierliche Ruhepunkte in der bewegten Flucht der Geschehnisse. Und wie stark muß diese Wirkung erst in früheren Jahren gewesen sein, da die ganze Gemeinde sich an diesen Stellen innerer Einklehr beteiligte! Auf eine besondere Art einiger Choralbearbeitungen sei am Schluß der Betrachtung der dritten Sattung noch näher eingegangen.

Nun zu den Bestandteilen frei dichterischer Form. Lesen wir diese „Dichtungen“ mit ihren moralisierenden Einflüssen und ihrem etwas peinlichen Gefühlsüberschwang,



Holzschnitt von Richard Schwarzkopf

Gethsemane

so können wir uns eines heimlichen Grauens nicht immer erwehren. Die deutsche Dichtung lag darnieder. Wollten wir daher die entsprechenden Bachschen Textstellen gesondert betrachten, so würde der Genuß wahrlich nicht groß sein. Dennoch darf man nicht vergessen, daß Bach seinen „Dichtern“ bei weitem nicht alles durchgehen ließ und oft wesentlichen Anteil an der künstlerischen Gestaltung des Wortes nahm. Musikalisch hat er aber diese Teile in ganz ungeahntem Maße geadelt. Aus den moralisierenden Betrachtungen, aus den poetischen Umschreibungen hat er Werte von unschätzbbarer Bedeutung gebildet. Fast jede einzelne der Arien, in denen zur Singstimme häufig solistisch bedeutsame Instrumente hinzutreten, ist eine besonders köstliche und reife Gabe. Ihr Reichtum erstreckt sich über beide Werke. Auch ihnen sind dramatische Einflüsse nicht fremd. Alle Formen vom knappen Sprechgesang über fast volksliedartige Gebilde bis zur groß ausgebauten Arie sind vertreten. Einige sind auch dem Chor, andere diesem gemeinsam mit einem oder mehreren Solisten übertragen. Diesen beiden Gattungen wollen wir uns noch etwas genauer zuwenden.

Der Einleitungsschor der Johannespassion verwendet zum Teil den Wortlaut des achten Psalms. Er ist von großer Herrlichkeit und bildet einen Vorspruch von tiefergreifender Großartigkeit zu den ernstesten Geschehnissen. Die Bazarie „Eilt, ihr angefochtenen Seelen“ erhält durch die kurzen Fragerufe des Chores dramatische Belebtheit. Dieses gleiche Mittel ist in beiden Passionen häufiger verwertet. Der Schlußgesang „Ruhet wohl, ihr heiligen Gebeine“ mit dem anschließenden Choral gehört zu jenen Stücken, die in Bachschen Trauerkantaten häufiger anzutreffen sind. Um vieles wirkungsvoller sind noch die Chöre der Matthäuspassion. Durch die Zweiteilung der Stimmgruppen ist hier außerdem noch ein besonderer Grad dramatischen Lebens erreicht.

Um diese Stücke in ihrer Bedeutung vollauf würdigen zu können, müssen wir die Verbindung von freien Texten mit Choralweisen betrachten. Das Größte, das in dieser Art jemals geschaffen worden ist, stellt sich uns wohl im Eingangsschor der Matthäuspassion dar. Dieses Stück steht bis zu einem gewissen außerhalb des Werkes. Es ist die klagende Stimme der suchenden Seele, die unter der Last der sie drückenden Schuld fast erliegt und die doch den Blick in heiligem Vertrauen auf Golgatha richtet. Diese Art ist so vielfältig verästelt und in ihrem ruhigen Fluß dennoch so harmonisch, daß man unwillkürlich an die überwältigende Form eines gotischen Domes erinnert

wird. Und nun wird dieser achttimmige Satz — der an sich schon ein fast einzigartiges Wunder der Kunst ist — noch überkrönt durch den Choral in den Knabenstimmen. Welche innere Kraft gehört dazu, nach einer solchen Einleitung noch fesseln und ergreifen zu können! Von ähnlicher Größe ist die freie Behandlung des Chorals im Schlußgesang des ersten Teiles mit seinen kunstvoll verschlungenen Stimmen, die sich hier allerdings jedes frei zugesfügten Dichterwortes enthalten. Diese Choralbearbeitung hat übrigens ursprünglich in der Johannespassion gestanden. Bei der kaum mit Worten anzudeutenden Größe solcher Tonsätze wird man an ein Wort Richard

Wagners erinnert: „Will man die wunderbare Eigentümlichkeit, Kraft und Bedeutung des deutschen Geistes in einem unvergleichlich bereicherten Bilde erfassen, so blicke man scharf und sinnvoll auf die sonst fast unerklärlich rätselhafte Erscheinung des Wundermannes Sebastian Bach. Er ist die Geschichte des innerlichsten Lebens des deutschen Geistes während des grauenvollen Jahrhunderts der gänzlichen Erlöschenheit des deutschen Volkes. Da steht diesen Kopf, in der wahn sinnigen französischen Allongeperrücke versteckt, diesen Meister — als elenden Kantor und Organisten zwischen kleinen thüringischen Ortschaften, die man kaum dem Namen nach kennt, mit nahrunglosen Anstellungen sich hinschleppend, so unbeachtet bleibend, daß es eines ganzen Jahrhunderts wiederum bedurfte, um seine Werke der Vergessenheit zu entziehen; selbst in der Musik eine Kunstform vorfindend, welche äußerlich das ganze Abbild seiner Zeit war, trocken, steif, pedantisch, wie

Perücke und Pops in Noten dargestellt: und nun sehe man, welche Welt der unbegreiflich große Sebastian aus diesen Elementen aufbaute! Auf diese Schöpfung weise ich nur hin; denn es ist unmöglich, ihren Reichtum, ihre Erhabenheit und alles in sich fassende Bedeutung durch irgendeinen Vergleich zu bezeichnen. Wollen wir uns jetzt aber die überraschende Wiedergeburt des deutschen Geistes auch auf dem Felde der poetischen und philosophischen Literatur erklären, so können wir dies deutlich nur, wenn wir an Bach begreifen lernen, was der deutsche Geist in Wahrheit ist, wo er weilte, und wie er rastlos sich neugestaltete, während er gänzlich aus der Welt entschwinden schien.“

Und der, dem solche Größe gegeben war, mußte sich bei der Wiedergabe mit den einfachsten und häufig unzulänglichsten Mitteln behelfen. Wie reich muß die innere Kraft eines Künstlers gewesen sein, dessen Phantasie sich



Holzschnitt von Richard Schwarzkopf

Kreuzigung

durch derartigen Notbehelf nicht hemmen ließ, dessen Geist vielmehr immer wieder den fernsten Sternen zustrebte! Mit doppelter Bewunderung erfüllt es uns, wenn wir erfahren, daß ihm zu kirchenmusikalischen Zwecken zumeist nicht mehr als sieben bis acht Stadtmusikanten und etwa anderthalb Duzend Chorsänger zur Verfügung standen. Dabei waren diese Kräfte sehr oft alles andere als erstklassig. Und nun erst die Verständnislosigkeit dem Künstler gegenüber seitens der Behörden! Da wird ewig genörgelt und mit Strafen gedroht. Es wird bemängelt, daß er „ohne Vorwissen des regierenden Herrn Bürgermeister einen Chor Schüler aufs Land geschickt“ habe, daß er „ohne genommenen Urlaub verreiset“ sei. Wenn Bach auch unter solchen Kleinlichkeiten viel zu leiden hatte, so war er doch nicht der Mann, sich unterwürfig zu ducken. Und gegen den Vorschlag, zur Strafe das Gehalt des Unverbesserlichen zu kürzen, wird er sich in seiner kernigen Art herzhafte gewehrt haben.

Noch einiges über die Entstehungszeit und die Geschichte der beiden Werke. Die ersten Entwürfe zur Johannespassion entstammen etwa den Jahren 1720 bis 1722; dann ging die Arbeit so schnell vonstatten, daß das Werk bereits am Karfreitag des Jahres 1723 in Leipzig aufgeführt werden konnte. Anlaß hierzu gab die Bewerbung Bachs um den Posten des Thomaskantors. Und bei der Kurzichtigkeit seiner Zeitgenossen muß man sich wirklich wundern, daß es ihm gelang, die übrigen — zum Teil sehr „berühmten“ — Bewerber, von denen heute nicht viel mehr als der Name bekannt ist, aus dem Felde zu schlagen. Unter Bach brachte es die Johannespassion — in teilweise abweichenden Fassungen — auf drei Aufführungen. Bis Ende des Jahrhunderts war sie immerhin noch bekannt. Dann fiel sie der Vergessenheit anheim, um erst um das Jahr 1860 sich wieder allgemeiner Beliebtheit zu erfreuen. Doch steht die Zahl der Wiedergaben dieses sich durch eine große Reihe persönlicher Werte auszeichnenden Werkes wesentlich hinter der in manchen Dingen wirkungsvolleren der Matthäuspassion zurück. Diese erklang zuerst im Karfreitags-Nachmittagsgottesdienst des Jahres 1729; die heute übliche — wesentlich veränderte und erweiterte — Fassung dürfte dagegen erst etwa 1740 zur ersten Aufführung gelangt sein. Dann folgte — von ganz vereinzelt Ausnahmen abgesehen — eine lange Zeit, da sich niemand dieser Kostbarkeit erinnerte. Es war das Verdienst des jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy, am 12. März 1829 — also genau hundert Jahre nach der Erstaufführung! — eine Neubelebung versucht zu haben. Doch die Zeit für das wirkliche Verständnis Bachscher Kunst, ihrer Größe und Bedeutung war noch immer nicht gekommen. So floss wieder ein Menschenalter hin, bis einem der größten Künstler aller Zeiten die ihm gebührende Liebe und Hingabe gewidmet wurden. Und dennoch — trotz aller kaum zu überschätzenden Verdienste der Bachgesellschaften, trotz der immer größer werdenden Zahl der Aufführungen der verschiedenartigsten Werke Bachs — es ist noch ein weiter Weg, bis die Mehrzahl der Hörer zu ihm anders empfindet als mit scheuer Ehrfurcht. Denn eines muß zu diesem Zwecke erst erreicht werden: die Erkenntnis, daß Bach kein kühler Rechner ist (man glaubt sich zu diesem Einwand immer berechtigt, weil das Verständnis für die Ausdrucksform eines bestimmten Zeitabschnitts fehlt), sondern daß in seinem gesamten Schaffen eben das warme Blut pulst, das für alle künstlerischen Schöpfungen eine Lebensnotwendigkeit bedeutet. Und allen Befangenheiten und Voreingenommenheiten kann nur gesagt werden, daß

gerade bei ihm dieser Herzschlag besonders stark und kräftig ist. Je länger und tiefer man in diese Wunderwelt einzudringen versucht, deren volles Verständnis sich wegen der überwältigenden Größe nur den wenigsten zu offenbaren vermag, um so gewaltiger wird die Ergreiftheit vor dem Lebenswerk eines der Größten und Reichsten werden.

So erhaben und erhebend auch die beiden Passionen sind — es lebt in ihnen doch ein Klang, dessen Grundzug die stille Wehmut der Karwoche darstellt. Im Hinblick auf das Osterfest sei daher noch auf eine jener Kantaten hingewiesen, die mit großer Leuchtkraft den Triumph der Auferstehung feiern. Außer einem ziemlich umfangreichen und ganz zu Unrecht fast vergessenen Oster-Oratorium gibt es deren eine ganze Reihe. Doch erscheint ihre Aufzählung in diesem Zusammenhang wohl überflüssig. Betrachten wir statt dessen eine Kantate etwas genauer, die alle Vorzüge dieser Gattung in ganz besonderem Maße besitzt: die Kantate Nr. 4:

„Christ lag in Todesbanden.“

Bach war hier so glücklich, die poetische Empfindlichkeit seiner Zeitgenossen völlig ausschalten zu können, denn als Text benutzte er den kraftvollen Choral von Martin Luther. Wie diese sieben Strophen zu einer geschlossenen Einheit verbunden sind, das bedeutet eine künstlerische Tat ganz besonderer Art. Fast keine Note im ganzen Stück, die nicht aus dem Choral hergeleitet wäre! Und alle doch immer wieder zu einem überwältigenden Reichtum an Formen zu unerhörter Kraft der Stimmung sich zusammenschließend. Dies Werk ist wahrscheinlich kurze Zeit nach der Beendigung der Johannespassion entstanden. Der gesamte Aufbau ist ziemlich ungewohnt und vom Hergebrachten erheblich abweichend. Denn — dies sei kurz vorweggenommen — der Choral taucht in seiner einfachen Gestalt erst am Schlusse auf. Wenn man das Werk ausnahmsweise einmal in der Reihenfolge vom letzten zum ersten Stück betrachtet, so wird man seine Sonderheit viel leichter erkennen. Denn dann bemerkt man, daß am Anfang die schwierigsten Variationen des Themas stehen und daß es sich allmählich zu immer größerer Klarheit und Macht durchringt.

Nun wollen wir das reiche Bild an uns vorbeiziehen lassen. Eine kurze Einleitung des Streichorchesters läßt dieselbe ernste Stimmung lebendig werden, die auch den Anfang der ersten Strophe beherrscht: „Christ lag in Todesbanden“. Von den anderen Stimmen in kunstvoller Verschlingung untermalt, klingt im Sopran breit und feierlich die Chormelodie auf. Lichter und heller wird's, um sich im abschließenden „Halleluja“ zu lebhaft wogendem Glanz zu steigern. Doch nun — da bereits der ganze Erlösungsweg durchschritten erscheint, folgen noch ernste Rückblicke. (Um die innere Wirkung des Werkes nicht zu gefährden, ist es ratsam, bei der Wiedergabe keine Solisten hinzuzuziehen.) Es wurde schon betont, daß die Themenbildung immer wieder auf das Material des Chorals zurückgreift. Dies wird gleich sehr deutlich in der zweiten Strophe, die den Frauenstimmen übertragen ist. Zum sinnenden Grundzug dieses Satzes bildet die dritte — vom Tenor ausgeführte — Strophe mit ihrem Hinweis auf den Leidensweg einen ernst-feierlichen Gegensatz. Nun wieder ein eigenartig kraftvoll berührendes Stück:

„Es war ein wunderlicher Krieg,
Da Tod und Leben rungen;
Das Leben, das behielt den Sieg,
Es hat den Tod verschlungen . . .“

Hier hat der Alt die Chormelodie, während die andern Stimmen — dem Wortlaut entsprechend — sich in charakteristischer Führung bekämpfen. Der fünfte Satz spricht vom Opferlamm, das am Kreuz alle Schuld der Menschheit sühnte und dadurch dem Würger Tod seine verderbenbringende Macht entwand. Es wirkt wunderbar, wie hier die Chorbässe allein mit aller Ruhe des Tones dem in vielfältigen Stimmen singenden Streichorchester gegenübergestellt sind. Sopran und Tenor finden sich nun zusammen, um „das hohe Fest mit Herzensfreud' und Wonne“ zu feiern. Die Stimmen antworten einander fast in der Art einer Fuge. Die Begleitung tritt ziemlich in den Hintergrund, damit die Sänger es leichter haben, von all ihrem Jubel zu sagen und zu singen. Freudige Stimmung ist die Folge des sich immer mehr ausbreitenden bewegten Hergesanges, der — wie auch in den vorhergehenden und der folgenden Strophe — vom sieghaften „Halleluja“ gekrönt wird. Doch erscheint gerade an dieser Stelle die Fülle des Glücks-

gefühls ganz besonders gesteigert. Und nun die Bejahung der Erlösung, das Wissen um das Geseitsein gegen Tod und Ungemach, der Glaube an den, der die Macht ist und das Leben, und der deshalb die Zuversicht aller derer ist, die ihm in Liebe zugetan sind. In schlichter Fassung braust der Choral machtvoll und strahlend empor, nicht nur ein Zeichen starker Glaubenskraft, sondern mindestens ebenso sehr ein Zeichen künstlerischen Schöpfertums, das trotz aller Schwierigkeit seiner Tonsprache eines vermag: zu begeistern und emporzuheben in Gefilde, die reiner und herrlicher sind als alles, was diese Welt zu bieten vermag. Beethoven — um nur noch einen der vielen Großen zu nennen — war von der Größe dieses Geistes, von der Tiefe dieses Herzens so überzeugt und durchdrungen wie nur wenige. Sein schlichtes und wahres Bekenntnis möge auch diese Zeilen, die hoffentlich dem so oft in seiner künstlerischen Wesenheit verkannten Thomaskantor einige neue Freunde zu werben vermögen, beschließen:

„Nicht Bach, sondern Meer müßte er heißen!“



Totentlage

Holzschnitt von Richard Schwarzkopf

Das Datum der Kreuzigung und der Auferstehung Christi

Von Prof. Dr. Johannes Riem

Wenn auch die alte christliche Kirche das Osterfest für das wichtigste Fest des Jahres hielt, und erst viel später Pfingsten und gar Weihnachten hinzugekommen sind, so ist es doch merkwürdig, wie ungenau man sowohl über Jahr und Tag der Auferstehung wie der Geburt des Herrn unterrichtet war. Ja sogar müssen wir mit Erstaunen sehen, nach welchen Methoden man allen Ernstes versuchte, zunächst einmal Ostern festzulegen. Man ging dabei von der Anschauung aus, daß ebenso, wie im Anfang die Welt geschaffen wurde, zur selben Zeit auch durch die Auferstehung des Herrn die Welt von der Sünde befreit wurde. Und ein Konzil zu Caesarea im Jahre 196 setzte nun beide Daten in folgender Weise fest. Unter Vorsitz des Bischofs Theophilus, der alle weisen Männer seines Landes einberufen hatte, wurden folgende Fragen beantwortet: An welchem Tage wurde die Welt erschaffen? Am Sonntag, denn am 7. Tage ruhte Gott von seinen Werken, das war ein Sonnabend, also war der erste Tag ein Sonntag. In welcher Jahreszeit? Im Frühjahr, denn die Schrift sagt: Es sprieße die Erde Gras und Kraut, das ereignet sich im Frühjahr. Weiterhin, um welche Zeit des Frühljahrs? Zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, denn Gott schuf Licht und Finsternis und teilte sie in zwei gleiche Teile. Wie verhielt es sich mit dem Monde? Es war Vollmond, denn Gott schuf ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere; solches tut der Vollmond. Da nun der Kalender jener Zeit die Tag- und Nachtgleiche auf den 25. März setzte, so hatte man also bewiesen, daß die Welt geschaffen war am Sonntag, dem 25. März, am Vollmond, zur Frühlings-Tag- und -Nachtgleiche. Und auf einen gleichen Tag sollte also auch Ostern gefallen sein. Uns kommt eine derartige Beweisermethode unglaublich, ja komisch vor, sie lag aber im Geist jener Zeit, und jene frommen Männer haben sicher ihr Bestes zu geben geglaubt. Über das Jahr ist also in Caesarea gar nichts gesagt worden. Das tat erst viel später der römische Abt Dionysius Exiguus, der in die damals verworrene Osterrechnung Ordnung zu bringen vom Papst beauftragt wurde. Da nach dem Beschluß des Konzils zu Nicäa im Jahre 325 Ostern auf den ersten Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond fallen sollte, eine noch heute gültige Regel, und da es ferner den Astronomen jener Zeit unmöglich war, die Zeiten der Vollmonde auf längere Zeit voraus zu berechnen, so mußte man sich auf andere Weise helfen. Seit Jahrhunderten wußte man, daß nach einem Ablauf von 19 Jahren, der in der goldenen Zahl unserer Kalender noch heute lebt, die Mondphasen, also auch die Vollmonde sich in der gleichen Weise wiederholen, und daß ebenso nach 28 Jahren, die im heutigen Kalender als Sonnenzirkel fortleben, die Wochentage auf die gleichen Daten fallen. Wenn man also $19 \times 28 = 532$ bildet, so findet man, daß nach Ablauf eines solchen Zyklus der Kalender wieder von vorne anfängt, also auch die Osterfeste. Und nun eignete es sich zu Lebzeiten des Dionysius, im Jahre der Stadt Rom 1316, daß Ostern auf das vorhin angegebene Datum fiel, das man in Caesarea bestimmt hatte. Es stand für Dionysius fest, daß nun ein solcher Zyklus herum sei. Er zog die logische Folgerung daraus, daß 532 Jahre früher Christus auferstanden sei, im Jahre der Stadt 784. Nun wurde angenommen, daß Christus 30 Jahre alt war,

also im 31. Jahre seines Lebens stand, als er zum Tode ging, das gab 563 Jahre seit der Geburt Christi. Jenes Jahr 1316 der Stadt Rom wurde also als das Jahr 563 nach Christi Geburt bezeichnet; der Papst erklärte diese Rechnung für richtig, und auf diese Weise sind wir durch einfache Weiterzählung dazu gekommen, daß wir jetzt 1925 haben. Es ist dabei nur eins wunderbar, daß der Fehler nicht erheblich viel größer geworden ist, als es geschehen ist.

In der allerjüngsten Gegenwart hat sich ein Berliner Gelehrter, Prof. Gerhardt, bemüht, dieses Datum einwandfrei festzulegen. Nach dem jüdischen Kalender fängt der Monat an, wenn nach Neumond die schmale Mondichel am Abendhimmel wieder sichtbar wird, der Monatsanfang wurde also durch Beobachtung festgestellt. Nun fiel das Passah nach der Festregel auf den 15. Nisan, und es ist die Frage zu beantworten: in welchem Jahre zwischen 26 und 33 nach Christo fiel der 15. Nisan auf einen Freitag? Denn aus historischen Gründen kommen andere Jahre nicht in Betracht. Gerhardt hat nun mit großer Mühe die Stunden und Minuten der Neumonde berechnet, er hat durch deutsche Soldaten im Weltkrieg feststellen lassen, nach wie langer Zeit nach Neumond bei Jerusalem das Neulicht gesehen werden kann, er hat ein außerordentlich umfangreiches Material gesammelt, um alle denkbaren Umstände zu berücksichtigen und findet, daß astronomisch zwei Daten in Betracht kommen, nämlich der 7. April 30 oder der 27. April 31. Von diesen beiden Daten ist das erste das sicherere, das zweite Datum ist historisch nicht gestützt, und es kommt hinzu, daß das erste Datum aus einer Quelle der ältesten Zeit einen Beleg findet; dort wird der Freitag der 7. April 30 genannt, so daß dies als das geschichtlich erwiesene Datum der Kreuzigung anzusehen ist, also das Osterdatum — der Tag der Auferstehung Christi — als der 9. April des Jahres 30. Derselbe Gerhardt hat nun einige Jahre später, 1922, sich auch mit dem Stern der Weisen befaßt und hat auch dieses Problem zu lösen vermocht. Mit einem ungemeinen Spürsinn hat er alte Urkunden aller Art, sogar in den Bibliotheken der Synagoge in Berlin aufgespürt, um festzustellen, welcher Stern nach der astrologischen Anschauung jener Zeiten mit dem Volke Israel so eng verbunden war, daß die Weisen in Jerusalem fragen konnten, „wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen“. Luther sagt an dieser Stelle: Im Morgenland. Wie aber Gerhardt aus dem Studium der alten griechischen Mathematiker zeigt, hat jenes Wort eine ganz andere Bedeutung. Es ist ein bisher unbekannter astronomischer Fachausdruck der Antike. Jener Vers ist vielmehr zu übersetzen: Wir haben seinen Stern gesehen in der östlichen Angel der Welt, früh aufgehend. Diese vier Angeln der Welt sind die Punkte, wo der Tierkreis, in dem die Planeten laufen, im Osten und Westen den Horizont schneidet und im Süden und Norden den Meridian über und unter dem Horizont. Die östliche Angel der Welt nun war für das Geschick eines Menschen von höchster Wichtigkeit. Der Planet, der hier aufging in der Stunde der Geburt, bestimmt das ganze Leben. Welcher Planet war nun sein Stern? Gerhardt hat unzweifelhaft festgestellt, daß dies der Saturn gewesen ist. Ihm war die jüdische Religion anvertraut, der Sabbat

ist der Saturnstag, im Englischen noch heute Saturday. Dies war noch im Mittelalter allgemein bekannt. Im Jahre 1410 schrieb Erzbischof Petrus Alliacensis, daß zum Ruhme des Saturn Christus König der Juden sei. Unter der dritten Regierung des Saturn wurde Christus geboren, schreibt ein Astrolog. Dieser Planet entfaltete im Sternbild der Fische seine größte Kraft, und die Magier erwarteten die längst angekündigte Geburt des neuen Weltheilandes, der ein neues Zeitalter heraufführen sollte, und sahen nach den Sternen, wann dies eintreten würde. Endlich fanden sie im Frühjahr des Jahres 7 vor

Christi, wie Saturn in den Fischen erscheint, im Frühaufgange in den Strahlen der Morgendämmerung, also in der östlichen Angel der Welt. Eine bald danach eintretende nahe Zusammenkunft mit dem Königsstern Jupiter erhöht die Bedeutung dieser Erscheinung, so daß sie darauf nach Jerusalem ziehen. Dieses geschah in den ersten Tagen des April, und zwar können wir den 2. April annehmen, da dies astronomische Datum mit einer Angabe von Hippolyt zusammenpaßt. Dies ist der wahre Geburtstag des Herrn. Er ist also fast auf den Tag 36 Jahre alt geworden, wenn wir uns des Kreuzigungsdatums erinnern.

Sonne über Osterfluren

Eine Schicksalsgeschichte von Theodor Ekel

Grit Wehlen saß mit ihrer Base Gertrud unterm lichtblauen Frühlingshimmel im Vorgarten des stattlichen Gutshauses Ulrichsbrunn. Vor ihrer weißgestrichenen Bank sprühte die Farbenpracht eines Tulpenbeetes; die beiden Mädchen sahen den bunten Lenzzauber kaum. Vom Dorfe herauf klangen helle Osterglocken, feierlich ihren Auferstehungschor jubelnd; die Mädchen hörten nicht darauf. Sie lebten nur in all den wichtigen Geheimnissen, die ihre frühlingstunigen Herzen einander ausschütteten. Bei ihrem jetzigen Wiedersehen nach langer Zeit gab es, aus einer Spanne von fast anderthalb Jahren, gar viel zu berichten, heitere Dinge, aber auch ernste.

Von Mutters Tod erzählte Gertrud, die Vierzehnjährige, die sanfte Blondblau mit der Poppkrone über der freien Stirn, und fügte tieferst hinzu, daß sie entschlossen sei, niemals zu heiraten, um ihrem Vater die fürsorgliche Mutter einmal zu ersetzen.

Auch Grit, die etwas ältere Base, braunhaarig bei den gleichen Blauaugen, hatte im letzten Jahre ein Familienunglück erlebt. Es waren schlimme Tage gewesen mit ihrem Vater, als er bei einem Wagenunfall eine Gehirnerschütterung davontrug, die böse Folgen hatte.

„Wir fürchteten schon,“ sagte sie mit leiser Stimme, „er könne nie mehr genesen. Er war ganz verwirrt im Kopf und zuweilen sogar irrsinnig — oh, es war schrecklich, Gertrud. Meine arme Mutter, was mußte sie ausstehen, bis er schließlich nach Tannheim kam in die Nervenheilanstalt. Dort ging es dann Gott sei Dank allmählich besser. Wohl hatte er manchmal noch Rückfälle, aber jetzt scheint alles vorüber zu sein. Er ist nur auf seinen eigenen Wunsch noch dort und will vorsichtshalber noch ein paar Wochen bleiben, um ja nicht nochmals der Mutter solche Qualen zu bereiten. Er hat es im Sanatorium ja recht gut, hat volle Freiheit, geht viel spazieren und liest und musiziert.“

„Wie freue ich mich, Onkel Franz heute noch wiederzusehen,“ sagte nun die Jüngere. „Er war immer so gut zu mir.“

„Das ist er noch!“ rief Grit. „Er hat ganz lustig geschrieben, wie er sich freut, daß du, sein süßer Goldkopf, über die Feiertage uns besuchst, und du sollst unbedingt mitkommen nach Tannheim; er möchte unser Osterhase sein!“

„Oh, da gibt's sicher was Feines!“ lachte die Blondblau.

„Neun Uhr“, stellte Grit mit einem Blick auf ihr Armband fest. „Zwei Stunden noch, dann sind wir bei ihm. Bald wird der Chauffeur vorfahren, um uns zur Bahn zu bringen.“

Da rief schon Frau Berta Wehlen, die Gutsherrin, die Mädchen ins Haus herein; es sei Zeit, sich zur Abfahrt zu bereiten.

Der Glodenruf des Auferstehungswunders erklang zur selben Stunde auch über dem Städtchen Tannheim und der nahegelegenen Heilanstalt des Sanitätsrats Dr. Wallraf, darinnen sich Herr Franz Wehlen, der Besitzer des Rittergutes Ulrichsbrunn, zur Kur befand. Nach einem trüben und regnerischen März war nun seit kurzem das schönste sonnige Frühlingswetter und hatte die gelben Osterblumen aus ihren Knospenhüllen und die Kranken, soweit sie „harmlos“ waren, aus ihren Stuben gelockt. Herr Wehlen, ein wohlgebauter kräftiger Mann von etwa fünfzig Jahren, erging sich einsam in einem Teil der parkartigen Anstaltsanlagen, dessen Benutzung ausschließlich den sogenannten „Pensionären“, d. h. den nur noch erholungsbedürftigen Genesenden der ersten Verpflegungsstufe zutrug.

Die Umfassungsmauer des Parks lief eine längere Strecke am Ufer eines kleinen, aber tiefinnigen Flusses entlang. Ins Ufergelände hinaus führte zwar ein Tor mit einer kleinen Pforte, durch welche über einen eisernen Steg der laufende Rückenbedarf und die

Ernte aus den am jenseitigen Ufer liegenden Anstaltsländereien und der Gärtnerei hereingebracht wurden, doch dienten Tor und Pfortchen im übrigen nicht dem Verkehr und wurden stets verschlossen gehalten.

In der Gegend des Tores glänzten die gelben Osterlilien üppig aus ihren Schwertblätternbüscheln heraus, strotzte schon saftig der grüne Rasen und hatten frühe Ziersträucher sich mit goldigen Sternen und leuchtenden Rosetten geschmückt. Gewiß war hier der schönste Ort, den Franz Wehlen zur Ausführung seines lebenswürdigen Planes erwählen konnte. Voll Eifer suchte er jetzt nach geeigneten Versteckplätzchen zur Niederlegung seiner Ostergaben für Gattin, Tochter und Nichte, deren Festbesuch er hier zu erwarten gedachte, weil ihm der Sanitätsrat bei der Morgenvisite nahegelegt hatte, vom Empfang der Damen am Bahnhof wegen des heutigen starken Ausflüglergedränges Abstand zu nehmen.

Unter den zahllosen grünen und blumigen Verstecken in den Rasen- und Schmuckbeeten die allerschönsten Nestpläze herauszufinden, bereitete dem „Osterhasen“ nun große Qual. Immer wieder schaltete er das eine oder andere Nest zugunsten eines neuerbedachten aus, das ihm besser zusagte. Und als er schließlich aus seinem Henkelkorb alle die bunten Ostereier und die verzerrten Schokoladen- und Marzipan-gebilde in ihre Verstecke verteilt hatte, mißfielen ihm wieder einige Dinge, und so verging eine Viertelstunde nach der andern mit endlosem Umordnen, das ihn immer mehr in eine Aufregung brachte, die durch seine Erwartungsfreude noch gesteigert wurde.

Von der fahrplanmäßigen Ankunftszeit des Zuges ab, der sich, ohne daß Herr Wehlen es wissen konnte, heute etwas verspätete, sah er alle Minuten auf die Uhr, die er zuletzt dauernd in der Hand hielt; er verfolgte den schnellen Rundlauf des Sekundenzeigers und verbahrte sich in den Gedanken, der Zug mit seinen Lieben verunglückt sein. Gerade war er voll Verzweiflung entschlossen, zum Bahnhof zu eilen, als ein Wärter vom Hauptgebäude her Frau Berta mit den beiden Mädchen ihm entgegenleitete.

Wehlens angstvolle Erregung schlug im Augenblick in eine ekstatische Freude und übertriebene Lustigkeit um, die dem Wärter auffällig erschien und ihn veranlaßte, in achtungsvoller Entfernung auf Beobachtungsposten zu bleiben.

Gattin und Tochter waren aus den verflossenen Monaten an die verschiedensten Temperamentsausbrüche Wehlens gewöhnt und ließen den Sturm seiner Freude unbesorgt über sich ergehen. Dagegen erschrak Gertrud, die den Onkel nur aus gesunden Tagen kannte, bis ins Innerste über das lärmende Gebaren des früher so vornehm ruhigen Mannes. Mit aller Willenskraft war sie jedoch bestrebt, ihre Bangigkeit zu unterdrücken, und als er sie plötzlich an der Hand nahm, um mit ihr ins Revier des Osterhasen zu laufen, machte sie seine Sprünge über die Grasfläche unter erzwungenem Lachen mit, in das die mit der Mutter langsam nachfolgende Grit hell einstimimte.

„Jetzt such, Goldköpchen!“ rief Herr Wehlen, als er mit seiner Nichte zwischen den blühenden Sträuchern anhielt. „Such, such, mein Hündchen, hier ist der Hase herumgetanzt!“

„Oh, und hier hat er etwas Herrliches hinterlassen!“ lachte das Mädchen und hob ein Marzipanhäschen aus den Osterblumen empor, dem Onkel entgegen.

Da entsetzte sie dessen sonderbarer Blick, der stier und angsterfüllt gegen das Tor gerichtet war, in dem das Pfortchen — soeben von einem Gärtnerburschen, der schnell etwas zur Anstaltsküche zu bringen hatte, erschlossen — offen stand. Im selben Augenblick erzitterte die Luft vom mächtigen Schall der großen Hosiannaglocke vom Turm der nahen Klosterkirche. Herr Wehlen schrak zusammen, als habe er einen Schlag auf den Kopf erhalten, griff mit beiden Händen empor und sprang plötzlich wie verfolgt davon, auf das Tor zu.

Gertruds Erstarrung währte nur eine Sekunde. Sie begriff ohne Überlegung: etwas Schreckliches! Grell tönte ihr Hilfschrei in das Brausen des Geläutes hinein. Sie stürzte dem Rasenden nach, erreichte ihn draußen vor dem Pförtchen auf dem Uferdamm, klammerte sich an ihn: „Onkel! Onkel!“ Der hörte sie nicht — schlug mit der Faust auf das lebendige Hemmnis ein — doch sie hielt fest — hielt fest — auch als sie den Boden unter ihren Füßen verlor, hielt sie fest, stürzte die Böschung hinunter und versank besinnungslos mit dem kräftigen Mann in den Fluten.

Alles dies war im Bruchteil einer Minute geschehen. Und mehr noch geschah vor Ablauf dieser einen Schreckensminute: über das Geländer des Steges, in dessen Nähe die beiden, ineinander verklammert, versanken, schwang sich ein junger Mensch in den Fluß, um zu retten.

* * *

Drei Tage später, am Mittwoch nach Ostern, erschien in der „Tannheimer Zeitung“ folgender Bericht:

„Über den aufregenden Vorfall vom Ostersonntag bei der Wallraffschen Heilanstalt, den wir bereits gestern kurz meldeten, sind wir heute in der Lage ausführlicher zu berichten.“

Der Patient der Pensionärabteilung Herr F. W. erlitt, während er sich in Gesellschaft einiger weiblicher Angehörigen befand, unerwartet und ganz plötzlich einen Anfall geistiger Störung und sprang, offenbar in selbstmörderischer Absicht, oberhalb der Anstaltsbrücke in das dort recht tiefe Wasser. Seine vierzehnjährige Nichte, die sich gerade allein an seiner Seite befand, versuchte ihn, laut um Hilfe schreiend, zurückzuhalten, wurde von dem kräftigen Manne aber mit hinabgerissen. Die beiden versanken in der Flut, bevor die anwesende Sattin und Tochter und ein Wärter zur Stelle sein konnten. Zum Glück war ein anderer Helfer in der Nähe, nämlich der zur Zeit in Ferien weilende stud. med. Klaus Wallraf, der Sohn des Anstaltsleiters. Er befand sich unterwegs von der Gärtnerei in den Anstaltspark gerade mitten auf dem Steg, als sich die furchterliche Szene vor seinen Augen abspielte. Ein guter Schwimmer, sprang er in voller Bekleidung sofort zur Rettung in den Fluß hinab. Unter größten Schwierigkeiten gelang es ihm, das versunkene Mädchen, das einen Arm des Kranken umklammert hielt, am Kopf zu erfassen und so die beiden Körper unter Wasser bis an den Fuß des mittleren Brückenpfeilers zu ziehen, wo er sich mit der freien Hand festhielt und mit der andern Hand die Oberkörper der beiden Bewußtlosen über Wasser zu halten suchte. Auch ihn drohten die Kräfte schon zu verlassen, da kamen der Gärtner und ein Wärter im Boot herangerudert und nahmen ihn auf, wonach es den drei Männern dann gelang, auch die zwei leblosen Verunglückten ins Boot und ans Land zu schaffen. Die unter Leitung des jungen Mediziners sofort angestellten Wiederbelebungsversuche waren nach langem Mühen von Erfolg gekrönt. Unter der ärztlichen Pflege des Herrn Sanitätsrats Wallraf wurden sodann der bedauernswerte Patient und das tapfere Mädchen dem Leben vollends zurückgegeben. Beide sind außer Lebensgefahr, so daß die Sattin und die Tochter, deren Osterbesuch so tief bedauerlich und schrecklich getrübt wurde, gestern ihre Heimfahrt antreten konnten.“

Der Zeitungsbericht schloß in Lob und Bewunderung des jungen Helden, Klaus Wallraf, der unter Einsetzung seines eigenen Lebens zwei Menschen dem Rachen des Todes entriß, und mit teilnahmvollem Wunsch für baldige restlose Genesung des heldenhaften Mädchens und seines betagten wertvollen Onkels, des Rittergutsbesizers F. W.

Daß der Genesungswunsch der „Tannheimer Zeitung“ hinsichtlich Gertruds, die nur eine Erkältung aus dem gefährlichen kalten Bad davontrug, sich bald erfüllte, nimmt wohl nicht weiter wunder; merkwürdigerweise erfüllte er sich aber auch bei Herrn Wehlen! Nachdem diese letzte Erschütterung überwunden war, schien er völlig gesund. Und war und blieb es in der Tat!

Der Geschehnisse vom Ostersonntag erinnerte sich Herr Wehlen später nur bis zum Augenblick des Eintreffens seines Besuches. Er glaubte im selben Augenblick in Schlaf versunken oder vielleicht in Ohnmacht gefallen zu sein. Man ließ ihn gern bei dieser letzten Meinung und verbarg ihm rücksvoll und vorsichtig alles, was weiter geschehen war.

Erst nach etwa drei Wochen brachte Herr Wehlen, der sich nun in jeder Hinsicht voller Gesundheit erfreute, alle Dinge in Erfahrung.

Sein Brief an seinen Lebensretter, worin er diesem seinen Dankbesuch in der Universitätsstadt für den Tag seiner bevorstehenden Entlassung aus der Heilanstalt ankündigte, enthielt gegen Schluß die Worte: „Sie haben es verhindert, daß ich der Mörder meiner Nichte wurde; dafür, mein lieber Herr Klaus Wallraf, weiß ich Ihnen durch nichts Erdenkbares jemals zu danken.“

* * *

Wieder war ein sonniger Vorfrühlingstag, wieder war Osterzeit gekommen. Die wintersgrauen Wiesen waren grün geworden und trugen Schlüsselblumen. Im Wäldchen bei Ulrichsbrunn wehten die tausend gelbgrünen Ruten der weißen Birken in sanftem Winde über einem Meer von gelben und weißen Anemonen. Grit Wehlen

war auf dem Wege zu ihrem Lieblingsplatz, der weiten Ausblick bot über das hügelige Gelände. Beschwingt war ihr Schritt und ging manchmal fast unbewußt in wiegende Tanzrhythmen über. Ihre Seele war voll heiterer Bilder.

Doch wichen diese, da Grit nun bei ihrer Birkenbank auf der kleinen Anhöhe angelangt war und sich ruhend niedergesetzt hatte, ernstern Gedanken. Heute noch, gegen Abend, sollte Dr. Klaus Wallraf wieder einmal kommen. Seit jenem schrecklichen Ostertag von Tannheim vor fünf Jahren war er auf Einladung ihrer Eltern oft zu längerem Besuch dagewesen; er bewies trotz seines geliebten Arztberufes auch für Land- und Forstwirtschaft großes Interesse und pflegte mit ihrem Vater oft auf Jagd zu gehen. Nicht immer war Grit dabei gewesen, da sie mehrere Jahre in einem großstädtischen Pensionat verbrachte. Aber während seiner letzten Besuche hatte sie gute Freundschaft mit ihm geschlossen. Sie schätzte und verehrte den ernsten, klugen und strebsamen Mann um so mehr, als sie selber von leichterem Lebens- und Geistesart war. Sie fühlte sich so recht als eine ewige Frühlingsblume, während er ihr als eine in sich abgeschlossene und abgeklärte Frucht erschien.

Allerdings sagt man ja, dachte Grit heute, daß Gegenfäße einander anziehen. Aus seinen immer so herzlichen Briefen durfte sie bei ihm auf ein starkes Gefühl für sie schließen. Vielleicht war auch das, was sie für ihn empfand, so etwas wie Liebe. Doch richtig verliebt, so recht schwärmerisch verliebt, wie sie in ihrer Pensionatszeit einmal in einen „Don Karlos“ verliebt gewesen, das war sie bei Klaus Wallraf nicht. Nun ja, sie war jetzt mit ihren 20 Jahren kein dummer Backfisch mehr. O nein, dumm war sie nicht, sagte sich Grit selbst. Sie war sogar so klug und feinsüßig, daß sie bestimmt wußte: die Eltern rechneten auf ihre Verlobung mit Klaus Wallraf. „Grit Wehlen als Braut!“ lachte sie auf und füllte ihre zarten schlanken Hände mit Frühlingsblumen. „Grit als Braut! Grit als Braut!“ sprang sie übermütig auf der Anhöhe herum. „Wie schön das klingt! Wie schön sich dazu tanzen läßt!“

Plötzlich hielt sie inne in ihren anmutigen Bewegungen. Sie dachte: Wenn Klaus das jetzt gesehen hätte! Er macht sich nichts aus Tanz; er ahnt nicht, wie schön das ist, wie es froh macht und Schwingen gibt. Wenn sie seine Frau wäre, dann müßte sie diese Freude wohl aufgeben. Oh, es war ihr ja nicht darum zu tun, in Gesellschaft, auf Ballen zu tanzen; sie liebte keinen vorgeschriebenen Takt; sie liebte es nicht, ihre Arme nach Vorschrift ruhig zu halten und ihre Füße und den ganzen Körper im Gleichklang mit einem Partner zu drehen und zu bewegen. Allein und ungehemmt möchte sie tanzen, wie es sie trieb. Am allerliebsten, ja: eine Kunsttänzerin möchte sie sein, wie sie so manche in der Großstadt gesehen hatte. „Wie herrlich, herrlich, herrlich wäre das!“ jauchzte sie in die Frühlingsbirken hinein.

Und schon tanzte Grit wieder, und tanzte ihren Heimweg bis an den Ausgang des Wäldchens.

Und hundert Vögel sangen dazu.

* * *

Mit dem Nachmittagszug traf Klaus Wallraf in der kleinen Bahnstation ein und wurde von Herrn Wehlen und Grit mit dem Kraftwagen abgeholt. Herzlich wie immer war die Begrüßung, doch wurde die Freude etwas getrübt durch die Mitteilung des Besuchers, daß er diesmal nur über die zwei Feiertage verweilen könne, da ihm der Oberarzt des Krankenhauses, an welchem Dr. Wallraf tätig war, seine Vertretung von Mittwoch ab übertragen habe.

Man war auf Ulrichsbrunn gewöhnt, frühzeitig schlafen zu gehen. Die beiden Herren machten diesmal aber eine Ausnahme. Daran war eine hartnäckige Schachpartie schuld, dazu die Erklärung des Herrn Wehlen, daß er mit einem unbedenkten Spiel im Kopf nicht schlafen könne, und die scherzhafte Entgegnung des jungen Doktors, daß er als Nervenarzt solche Verantwortung natürlich nicht auf sich laden dürfe.

Als sich die Damen zurückgezogen hatten, entorkte Herr Wehlen eine neue Flasche Wein von seinem allerbesten, und über das Spiel hinaus saßen die beiden noch lange in einem besonders bedeutungsvollen Gespräch beisammen.

* * *

Am nächsten Nachmittag, dem Ostersonntag, dem fünften Aufstehungsfeste nach dem schreckvollen Ostern von Tannheim, gingen Grit und Klaus heiter plaudernd denselben Weg, den tags zuvor Grit allein gegangen und getanzt war.

Ihr Gespräch berührte einen Punkt aus ihrem Briefwechsel der letzten Zeit: Grits Sehnsucht nach der Großstadt, ihr Verlangen nach Kunstgenüssen und stutendem Leben. Da Ulrichsbrunn später einmal auf Grits einzigen Bruder, der sich zur Zeit auf einer Studienreise im Ausland befand, übergehen würde, stand Grit für ihre Zukunft „die ganze Welt offen“, wie sie sich brieflich einmal selbst geäußert hatte. Nun stellte ihr der verständnisvolle Freund, der nicht nur ein tüchtiger Arzt, sondern auch ein Seelenkenner war, die versängliche Frage, wie sie sich die ihr offenstehende „ganze Welt“ ins Praktische übertragen eigentlich denke.

Grit mußte nach einigen Anläufen zu Erklärungen schließlich, beschämt lächelnd, eingestehen: „Na ja, lieber Freund und Gelehrter, es war wohl nur eine romantische Phrase von mir.“

„O nein,“ lenkte Klaus ein, „Sie haben trotzdem recht, Fräulein Grit. Eine ganze Welt soll sich jeder Mensch tatsächlich erobern; aber richtiger gesagt: Seine ganze Welt. Die kann auch im engen Kreise recht groß sein, sehr inhaltreich und wunderbar leuchtend. Ich glaube zum Beispiel, daß ich meine Welt schon ziemlich fest umrissen habe. Ich weiß sie voll Inhalt und sehe ihr Ziel. Fast alles erfüllt mir mein Beruf, der meinem Wesen und Streben entspricht.“

„So fehlt Ihnen nichts mehr zu Ihrem Glück?“ warf Grit ein. „Ich wollte weitersprechen,“ entgegnete Klaus, dessen Stimme nun etwas befangener klang. „Ich wollte sagen: ganz ist meine Welt trotz Inhalt und Ziel noch nicht. Noch fehlt ihr etwas: Das Leuchten, Fräulein Grit, das wunderbare Leuchten!“

„Das Leuchten? — Ah, ich verstehe jetzt,“ sagte Grit plötzlich. „Was wäre dieser reich erfüllte Frühlingstag heute, wenn über allem Grünen und Blühen und Singen ein Wolkenhimmel stände statt der leuchtenden Sonne.“

„Ja, Grit, noch fehlt in meiner Welt die Sonne!“ sprach innig bewegt der Freund, ergriff die beiden Hände des jungen Weibes, das auf der Birkenhöhe in Frühlingsfrische vor ihm stand, und ließ die Augen weiter sprechen.

Grit fing die stumme Sprache, die doch so hell und klar wie Auf-
erstehungsglocken klang, in ihren blauen Augen auf —.

Es war ein Schweigen voller Herzblut.

Es war eine verbende Bitte, das kurze Wort, das er noch fand: „Die Sonne Grit.“

Da schloß sie den Blick und neigte das Haupt und sprach langsam und leise — und es klang wie ein kleines sehnüchtes Lied: „Ich möchte wohl — das Leuchten sein — in einer ganzen Welt...“

„In meiner Welt, Grit?“

„In deiner Welt, Klaus — und in meiner Welt!“

„Ja, Grit, auch deine Welt soll heilig mir sein! In deiner Welt mein Leuchten, wie Sonne über Osterfluren!“

Und hundert Vögel sangen dazu.

* * *

Abends herrschte helle Freude im Hause Wehlen. Aus goldenen Bechern, altererbten Familienstücken, trank man den Glückstrunk auf die Zukunft der Verlobten. Grit strahlte und Klaus konnte sich in diesem Leuchten.

„Junge, wie wär' es denn,“ rief Wehlen einmal dem geliebten Gaste und zukünftigen Schwiegersohne zu, „wenn du dir hier in der Nähe eine Praxis schafftest, daß man dich jederzeit schnell mal besuchen kann? Das Landleben gefällt dir ja, und meine Jagden sollen deine Jagden sein. Ich stelle dir ein fertiges Sanatorium hin, wenn du es magst. Jetzt, nun man Blutsbruderschaft getrunken hat, darf man es ruhig annehmen.“

„Danke, danke, Papa!“ lehnte Klaus lächelnd ab. „Ich tät's ja herzlich gern, aber denken wir vor allem an Grit. Sie freut sich auf die Stadt!“

„Ist's wahr, du kleine Schwalbe?“ wandte sich Frau Berta an ihre Tochter.

„Sehr wahr, Mama,“ beteuerte diese so scherzhaft wie ernst.

„So ist es immer,“ sagte Wehlen, „wer das Land hat, will die Stadt, wer die Stadt hat, liebt das Land. Ja ja! Besonders die Mädels! Unser Mädel, das Landblümchen da, ist zu anspruchsvoll und lustig fürs Land, und meines Bruders Mädel, die Gertrud, die vom Storch an in der Stadt lebt, fühlt sich nirgends glücklicher als hier auf unserm Kraut- und Rübenboden.“

„Wie schade doch, daß Gertrud diesmal zum Fest nicht kommen konnte,“ sagte die Mutter. „Das gute Kind hat es nicht leicht.“

„Was heißt: nicht leicht?“ entgegnete Wehlen. „Sie ist zufriedener als wir alleamt. Seien wir froh, daß mein armer Bruder dieses Samariterherzchen um sich hat. Seit seiner Lähmung durch den Schlaganfall hat sich die Gertrud schon ein paar echte Engelsflügel verdient. Ja, mein guter Junge —“ Wehlen ließ hierbei kräftig seine Hand dem jungen Arzt auf die Schulter fallen —, „wenn ihr in eurem Krankenhaus ein Duzend solcher Pflegerinnen hättet wie mein liebes Goldköpfchen, dann gingen euch die Patienten nicht mehr heim.“

Und Herr Wehlen hob den Becher, Gold klang an Gold auf Gertruds Wohl und Glück.

Klaus Wallraf war in diesem Augenblick wohl nicht der einzige im kleinen Kreis, der beim Gedanken des fernen, tapferen Mädchens dem Schicksal dankte für seine gute Fügung an jenem Ostertag von Tannheim.

Keiner von ihnen ahnte, daß in derselben Nacht ganz plötzlich der Erbster Tod seine Hand dem Vater Gertruds aufs Herz legte.

Als Klaus am Dienstag morgen abreiste, fuhr die Familie Wehlen bis zur nächsten Schnellzugstation mit, um zu Gertrud zu eilen und ihr beizustehen.

Gertrud Wehlen, die Waise, war Familienmitglied auf Ulrichsbronn geworden. Nach dem Tode ihres Vaters, der in der Ungunst der Zeiten während seiner langen Krankheit sein ganzes Vermögen verloren hatte, stand die Tochter fast mittellos da. Sie hatte sich furchtlos längst mit dem Gedanken vertraut gemacht, sich auf eigene Füße stellen zu müssen, und hatte ihren Entschluß sofort ausgeführt, wenn Onkel Franz, ihr jehiger Vormund, ihr nicht überzeugend erklärt hätte, daß sie sich in einem geeigneten Zweig seines vielseitigen Gutswirtschaftsbetriebes ebenso gut und jedenfalls sorgenloser „selbständig machen“ könne wie irgend anderswo. Gertrud arbeitete sich also mit voller Hingabe in die landwirtschaftliche Buchführung ein und widmete sich außerdem der Geflügelzucht und der Gärtnerei. Ihr Leben schien Inhalt und Ziel zu finden.

Mit Grit, ihrer Freundin von Kindheit an, lebte sie in schweesterlicher Treue. Die beiden Mädchen trugen kein Geheimnis vor einander. Allerdings hatte ihnen das Leben außer Freud und Leid der beiderseitigen Familiengeschichte bisher wohl auch nichts Besonderes zugetragen.

Natürlich bildeten Grits Brautstand und Zukunftspläne jetzt viel Gesprächsstoff, bereichert noch durch die Briefe des Verlobten, die immerfort neue Anregung brachten. Er suchte Grits Geist vorteilhaft zu beschäftigen, sie dagegen schwelgte lieber in Niedereien und bunten Phantasien. Während Gertrud tagsüber voll Fleiß und Eifer ihren Geschäften oblag, tanzte Grit im Hause oder draußen herum; sie tanzte ihre Musik, tanzte ihre Gedanken, tanzte auch ihre Liebe. Alles was sie tat und dachte und fühlte, mußte schön und heiter sein, alles tanzte sie, und Tanzgeist durchflog auch ihre Briefe.

Doch blieb es gerade infolge solcher übertriebenen Heiterkeit nicht aus, daß Stunden der Ernüchterung kamen, hervorgerufen durch irgendwelche praktischen Forderungen des Tages oder durch ernstere Lebensanschauungsfragen, die dem Verlobten bedeutsam und wichtig, ihr dagegen unwesentlich oder gar „nicht schön“ erschienen. Die Beiden, jeder so aufrichtig wie hartnäckig, rannten sich dabei bisweilen in Grundfäse fest, über die sie zu keiner Einigung gelangen konnten. Daß Gertrud, wenn sie um ihre Meinung gefragt wurde, ahnungslos immer im Sinne des fernen Klaus entschied, trankte Grit zwar nicht, machte sie jedoch nachdenklicher.

In einer solchen Stunde der Selbstbesinnung kam ihr plötzlich die Erkenntnis ihrer Oberflächlichkeit. Ja, sie schätzte nur Dinge, die ihr heiter und schön erschienen, ohne daß sie nach dem eigentlichen Wert fragte. Sie hatte den Drang, zu nehmen und zu genießen, doch nicht den Drang, zu schaffen und zu geben wie Klaus und Gertrud. Oder doch? Auch dieser Drang war ihr vielleicht nicht fremd, nur wußte sie nicht, was sie schaffen könne. Schönheit und Freude, die sie liebte und denen sie sich hingab, waren das Werte auch für andere? Es schien ihr, sie war eine Künstlerin, ohne doch etwas zu können. Klaus mochte recht haben: sie war ein Leuchten. Eine Sonne indes, mit der er sie verglichen hatte, war sie nicht; denn die Sonne leuchtete nicht nur, sie schuf auch: sie nährte, erwärmte, belebte, und nicht nur eine Kreatur, sondern alle Welt.

Und plötzlich kam es wie die Stimme einer Berufung über sie, der Berufung zur Schaffung von Schönheit und Freude für andere Menschen, für viele, viele, die sich daran erwärmen und beleben sollten. Tanzen wollte sie ihnen Freude und Schönheit, beglückend, begeisternd, ergreifend tanzen wie jene begnadeten Künstlerinnen, denen sie manchmal in der Stadt aus reich erfüllter Seele Dank gebellt hatte. Dann hätte auch ihr Leben Inhalt und Sinn, dann wäre es schöpferisch leuchtend — wie Sonne über Osterfluren!

Als Grit mit einem heiligen Ernst, den man bei ihr nicht gewohnt war, der Rusine von ihrer „Berufung“ sprach, von ihrem unumstößlichen Willen, mit dem sie das erkannte Ziel verfolgen werde, war Gertrud aufs tiefste bestürzt.

„Liebst du Klaus nicht?“ fragte sie eindringlich.

„Ich liebe ihn,“ antwortete Grit feierlich.

„So denke daran,“ mahnte Gertrud nun ebenso ernst, „wie sehr er es um uns alle verdient hat, daß du als seine Frau ihn restlos glücklich machst.“

Da weinte Grit und war nie mehr froh.

Den Eltern wagte sie nichts zu sagen. Gertrud ließ sich, trotz aller Anteilnahme und weitgehendem Verständnis, zu keinerlei Ermunterung und Unterstützung umstimmen.

Aber besaß sie denn außer diesen Menschen keinen anderen Vertrauten? War denn Klaus Wallraf, der Geliebte und Verlobte, nicht auch ihr Freund?

Drei Tage lang saß sie an einem Brief, der Tränen Spuren mitbrachte. Dann trug sie diesen inhaltreichen Brief noch einen ganzen Tag mit sich herum, bevor sie ihn abschickte.

Am selben Abend sagte Herr Wehlen: „Was fehlt dir, mein Bräutchen? Du jubelst gar nicht mehr.“

Da versuchte Grit zu lächeln, aber der Versuch schlug ins Gegenteil um: Tränen stiegen auf.

Begütigend faßte der Vater Grit um die Schulter: „Schwälchen, du dummes! Wer wird gleich trauern, wenn's mal ein bißchen

Sehnucht gibt. Also hört, Kinder: Ich reise übermorgen auf einen Kongreß, der tagt kaum hundert Schritt von des Herzerliebsten Leidenshaus. Und wer darf mich begleiten? Unser Schwälbchen! — Und du sollst auch mitkommen, Goldköpfchen. In Klaus ist schon telegraphiert, daß er uns Zimmer bestellt für vier, fünf Tage.“

Da raffte Grit alle Kraft ihrer Seele zusammen und freute sich. Und Gertrud freute sich mit.

Für Frau Berta war es keine Überraschung; war sie, die hellblickende Mutter, es doch selbst gewesen, die ihren Gatten zu der Reise bewogen und alles eingefädelt hatte. Aus dem verwandelten Benehmen Grits hatte sie auf einen Zwiespalt in deren Herz geschlossen; ein schnelles Wiedersehen mit dem Verlobten würde gewiß alles wieder in Ordnung bringen. Jetzt sagte sie nur dies zu ihrer Tochter: „Schau dann auch zusammen Wohnungen an und suchst euch eure Einrichtung aus. Und was an deiner Wäscheausstattung noch fehlt, das schreibe ich dir auf und du besorgst es dort mit Gertrud. Die paar Monate bis zur Hochzeit werden schnell vergehen, und es ist noch mancherlei zu richten.“

Grits Brief mit ihrer aufrichtigen Enthüllung ihres innersten Wesens und des übermächtigen Dranges nach künstlerischem Schaffen hatte Klaus Wallraf nicht gänzlich unvorbereitet angetroffen. Er hatte aus Gesprächen und Briefen schon mancherlei Anzeichen dafür gewonnen, daß einmal eine entscheidende Entladung ihres Temperamentes nach solcher Seite hin zu erwarten war, hatte aber zu Grit und sich selbst genug Vertrauen, um eine Störung für überwindbar zu halten. Nun überraschte ihn doch der tiefe Ernst ihres Briefes, der ihm unsäglichen Schmerz bereitete.

Sie stützte sich auf seinen eigenen Grundsatz, daß jeder Mensch das Recht habe, sich selbst seine Welt zu bauen, die seinem Wesen und Streben entsprechende Welt, und daß niemand das Recht zustehe, einen andern auf seinem Weg zu einem erreichbaren guten Ziel gewaltfam aufzuhalten. Ihre Liebe, so schrieb sie, könne durch nichts zerstört werden; eine große und brennende Frage sei es nun, ob sich die Verfolgung ihres Zieles in Einklang bringen lasse mit einem Ehebund. Diese Frage, die hier in zweiter Linie stehe, möge der Liebende entscheiden; auf die erste jedoch, ihr Recht auf freien Weg zu eigenem Ziel betreffend, erbitte sie die Antwort des Freundes.

Diese Antworten, die Klaus wegen des bevorstehenden Wiedersehens nicht mehr zu schreiben brauchte, standen bei ihm, nach fast schlafloser Nacht, am folgenden Morgen klar und fest.

Nachmittags holte er die Ulrichsbrunner am Bahnhof ab. Herr Wehlen zeigte gute Laune wie immer. Grit war wohl etwas matt und bleich, doch herzlichler denn je. Gertrud und Klaus sahen sich hier nach fast zwei Jahren zum erstenmal wieder und empfanden nach den ersten paar Minuten von neuem, wie sehr sie stets einander zugehan bleiben würden.

Erst am folgenden Tag, als der Vater an der Kongreßsitzung teilnahm, fanden die Verlobten Gelegenheit zur Aussprache. Sie hatten sich beide vorgenommen, alles ruhig und klar zu behandeln.

Klaus dankte Grit zunächst für ihre rücksichtslose Aufrichtigkeit. Er wies darauf hin, daß sie die Antwort des Freundes in ihrem

Briefe ja bereits selbst gegeben habe. Er tastete ihr gutes Recht nicht an, könne sie vielmehr nur darin bestärken. Er wolle sich gern ihrer Überzeugung anschließen, daß ihr Ziel ein gutes sei. Dagegen könne er nicht beurteilen, ob das Ziel für sie auch erreichbar sei; ob sie wirklich die erforderliche Begabung besitze, um über mittelmäßige, bedeutungslose Leistungen hinaus einmal wahre Kunst zu geben. Seine Antwort als Liebender, als ihr Verlobter, hänge zunächst von der Lösung dieser entscheidenden Frage ab. Um kein längeres Hängen und Bangen zu verursachen, möge sie sich schnell sachmäßig prüfen lassen. Hier in der Stadt befände sich, wie sie wisse, die Hauptschule der berühmten Tanzmeisterin Myra Balan; auf telephonische Anfrage habe er Bescheid erhalten, daß die Dame bereit sei, sie sofort zu empfangen.

Nach diesen freundschaftlich liebevollen Ausführungen ihres Getreuen wollte Grit von ihrem Plan fast nichts mehr wissen. Alles überlohte plötzlich ihre Liebe. Sie schluchzte in seinem Arm.

Nun bestand Klaus jedoch darauf, daß sie nicht auf halbem Wege stehen bleibe; er wußte, Rücksälle wären unausbleiblich gewesen.

Er begleitete sie in schnellem Wagen zu Myra Balan. Die Prüfung endete mit einem höchst hoffnungsvollen Zeugnis der Meisterin. Auch Klaus war nunmehr restlos überzeugt.

„Du gehst deinen Weg, Grit,“ sagte er ernst und fest, als sie wieder im Wagen saßen, „du sollst und mußt ihn gehen!“

„Klaus, lieber Klaus!“ schluchzte das Mädchen aus glückvollem, doch wehem Herzen. „Mir ist so bang. Unsere Liebe —!“

„Sie bleibt, Grit,“ antwortete jetzt der Liebende. „Sie bleibt, solange sie dich nicht hemmt. Wenn du zu deiner Ausbildung hierher kommst in Fräulein Balans Schule, sind wir einander immer nah. Wir wollen warten, in Zuversicht und Geduld warten, was die Zukunft uns vorschreiben wird.“

Es war keine leichte und schmerzlose Mühe, die Eltern für den neuen Lebensplan ihrer einzigen Tochter zu gewinnen. Nur den Bitten und Mahnungen des einstmaligen Lebensretters, der wohl der am tiefsten betroffene Leidtragende war, gelang es schließlich, ihre Zustimmung zu erwirken.

Ein Jahr der Ausbildung Grits in der Balanschen Schule ging hin, dann waren die letzten Zweifel und Sorgen aller Anteilnehmenden geschwunden. Grits Leben hatte reichen Inhalt gefunden und stieg auf zu zielvollem Glück.

In Freundestreue stand Klaus ihr bei und trat aus ihrem freien Weg zurück, als dieser sie nun weiterführte in ihre und in alle Welt, hinaus in leuchtenden Ruhm.

Als später Dr. Klaus Wallraf die ärztliche Praxis in der kleinen Nachbarstadt von Ulrichsbrunn übernahm, geschah dies nicht nur aus Anhänglichkeit an die Familie Wehlen, sondern auch auf Wunsch Gertruds, seiner glücklichen und beglückenden jungen Frau. Und als sie dort einmal ein junges Menschenkind auf den Namen Grit Wallraf taufte, da flog Grit, die „Schwalbe“, aus der Ferne herbei, um teilzunehmen an der Feier, und tanzte allen zur Freude ihr überall bejubeltes Spiel: „Sonne über Osterfluren.“

Nox angelica

(Osternacht am Meer)

Von Otto Reich-Balgheim

Der Südwind rauscht die Felder daher,
Die dunkel sich dehnen und samenschwer,
Er stürmt durch den nächtlichen kahlen Wald
Und fegt durch die Heide und braust mit Gewalt —
Es ist ein Stürmen und Beben
Wie Kampf auf Tod und Leben.

Sieh' steh' auf dem Hügel einsam auf Wacht
Und schau in die schwarze Osternacht.
Das Meer im Westen mit wildem Gestöhn
Brüllt auf, gepeitscht von Südwind's Wehn —
Es ist ein Stürmen und Beben
Wie Kampf auf Tod und Leben.

Hör, alter König da drunten im Grab,
Den Hügel, der dich bedeckt, wirf ab
Und schwinge dein langes Heiden Schwert
Und rufe die Mannen, die deiner wert —
Es ist ein Stürmen und Beben
Wie Kampf auf Tod und Leben.

Du donnerndes Meer, du wogendes Grab,
Du nimmst unsere Lieben, du zogst sie hinab
Mit kaltem, mit wildem Mordbegehr —
Sib unsere Toten wieder her —
Es ist ein Stürmen und Beben
Wie Kampf auf Tod und Leben.

Der Südwind braust über die Felder daher,
Über Land und Meer, so totenschwer —
Es schweigt die starre, schwarze Welt
Und es ist doch, als ob sie in Stücke fällt —!
Es ist ein Stürmen und Beben
Wie Kampf auf Tod und Leben.

Da glimmt es im Osten, da blüht ein Streif
Rot-Gold: eines Königs Kronenreif,
Es hebt in feuriger Majestät
Die Sonne ihr Haupt, der Morgenwind weht —
Die Glocken klingen, die Nebel entschweben,
Die Welt singt jauchzend von neuem Leben!

Elefant und Leopard

Von Robert Unterwiesing

Diese Schilderung entnehmen wir dem bei Strecker & Schröder in Stuttgart erschienenen illustrierten Buche: *Ligohoya*. Aus dem Leben eines Elefanten, von Robert Unterwiesing, das uns in die reichen Wildkammern des ehemaligen Deutsch-Ostafrika führt, die der Verfasser auf Grund zehnjährigen Aufenthaltes wie kaum ein anderer kennt.

Langsam fortäsend, manchmal minutenlang an einem Bambusbusch verweilend, dann wieder die Rinde eines Mulombabäumchens von den niedergerissenen Ästen schälend, zog die Elefantkuh flugabwärts. Ein Leisetreter in des Wortes wahrster Bedeutung war sie; unhörbar war ihr Tritt, die Polsterhohle dämpfte jeden Laut, und nur das Brechen der Äste, die sie zum Äsen mit dem Greifer niederzog, verriet sie. Gerade als die Sonne verlosch, trat sie auf eine kleine Lichtung; vielleicht hatte ein Sturm hier einmal die Bäume niedergeworfen, die vom Blitzschlag verlegt und nun der Kleinarbeit von Tausenden von Käferlarven und Legionen von Termiten ausgeliefert waren, und die hochaufliehenden Gräser hatten die nachkeimenden Bäumchen erstickt; vielleicht auch hatten einmal Menschen hier die Äste an die Bäume gelegt, ein Waldstück niedergeschlagen und das Holz verbrannt, mit der Äsche gedüngt und dann Negerhirse oder Mais oder Reis gebaut und waren verzogen, weil das Wild ihnen in den Feldern zu argen Schaden tat; weil Antilopen, Flusspferde, Elefanten und Sumpfschweine ernsteten, wo der Mensch gesät hatte.

Am Rande der Lichtung blieb die Alte plötzlich stehen; vom Waldsaum, der ihr gegenüber lag, klang in die Stille auf einmal ein wildes Grunzen und Fauchen. Da prellte die Kuh vor, die Ohren weit auseinander geschlagen, den Greifer fest eingerollt, und stürmte über die Lichtung; ein Leopard war dort eben einem Sumpfschwein in den Naden gesprungen. Als er die wutschreiende alte Kuh heranrasen hörte, ließ er ab von seinem Opfer und schnellte in weitem Satz auf einen Baum zu; der hinter ihm herstürmende Elefant schlug mit dem Rüssel ins Gezweig, daß die Äste flogen und zerfetztes Laub niedertaumelte, stampfte wild mit den Vorderfüßen den Boden und suchte prüfend die Witterung des verhassten Leoparden in den Rüssel zu bekommen. Der scheidige Räuber war längst entflohen; im Altwerk des angesprungenen Baumes hochfahrend, erreichte er den Ast eines Nachbarkammes, glitt lautlos hinüber, rutschte am Stamme hinab und flüchtete unter Ausnützen des Windes im Dunkel davon. So eilig hatte er es, daß er selbst an der Buschbockricke, die ihm mit ihrem Riß in den Weg kam, vorbeiste, obwohl er sie hätte schlagen können. Zu sehr aber steckte in ihm die Angst vor seinem erbarmungslosen Gegner. Denn wehe dem Räuber, wenn

er gegriffen wird! Da war draußen in der Ebene, wo ein paar einzelne Akazien ihre Schirmkronen über dem verdorrten Boden aufgespannt hatten, ein Leopard auf einen achlosen Buschboden gestoßen. In weitem Satz sah er ihm am Träger, nickte ihn mit einem Pranken Schlag ab, grub die Fänge in die Drossel, daß ihm das rote, warme Blut ins saubere gehaltene Kleid troff, und schleppte die gerissene Beute, nachdem er erst die Hoden verschlungen und das Gescheide herausgerissen, auf den nächsten Schirmbaum hinauf. Dort war die Beute sicher vor den Hyänen, die sie ihm sonst streitig gemacht hätten, und vor den Aasgeiern. Denn nach oben gegen Sicht war die Beute nun durch das Laub gedeckt, das, wenn auch zum Teil schon verwelkt und verdorrt, doch immer noch in dem Wirwar der vielen verzweigten Ästchen hing. Die Kuhde am Stamm knirschte unter den eintrallenden Pranken, der Buschboden schlürfte durchs Gezweig, als er ihn höherzog, und so merkte er im Siegesrausch und Blutdurst nicht das Nahen seines Gegners. Bis ins Mark schnitt ihm der schrille Kampfschrei des Elefantenbullen, der ihn überraschte; während er in weiter Flucht vom Baum sprang, traf ihn wie ein Keulenhieb der Rüssel und brach ihm das Rückgrat, bevor er die Erde noch erreichte. Was nützte es ihm, daß er nun Zähne und Krallen fauchend in den Rüssel des Gegners schlug, er wurde emporgerissen, zur Erde niedergeschmettert, ein Stoßzahn fuhr ihm in die Dünungen und schloß ihn weit auf. Als der Tritt der Vorderfüße den Brustkorb zermalmt hatte, warf der siegende Kade sein zer Schlagenes Opfer im Bogen weg und zog dann weiter, dem Mlanga zu. Auch der Löwe flieht den Elefanten; selbst ein Löwenrudel flieht einen einzelnen Elefanten, und nur sehr, sehr selten mag ihnen ein Rache tag beschieden sein, wenn eine Kuh, um zum Wasser zu gehen, ihr eben gefestetes Kalb im Busch verborgen zurückgelassen hat und ein Zufall den Löwen dorthin führt. Jüngere und schwächere Elefanten gehen stets mit der Herde; die älteren, die einzeln gehen, sind aber selbst für ein Rudel Löwen unbezwingbar. Und der Löwe selbst ist nicht der kühne Räuber, als der er gern geschildert wird; ich habe gesehen, daß ein Büffelbulle einen gewitterten Löwen im Sturm annahm, und — der Löwe riß sofort aus; er hätte sich vermutlich schon früher gedrückt, hätte er den Büffel nur rechtzeitig bemerkt.

Nachdem die wütende Kuh vom Baum abgelassen hatte, strich sie blasend und schnaubend noch lange am Saum der Lichtung umher; bald drinnen im Schatten der Bäume, bald draußen im hohen Gras, und das Kalb zog mit ihr, die Ohrfächer entfaltet und den kleinen Rüssel in drolliger Drohung bald reckend, bald rollend. Der Nachtinduk rief schon längst, und wie Sternschnuppen zogen im Waldesdämmer Leuchtfläker ihre Bahn, als die Alte sich beruhigte.

Tierherden, Menschenfresser und Götzen

Von Dr. Orenbluffsky

In dankenswertem und dankbar anerkanntem Entgegenkommen hat die Verlagsanstalt H. u. M. Zug & Co., Berlin-Paris-London-Newyork-Moskau, uns die Erlaubnis erteilt, aus dem soeben erschienenen Reisewerk des berühmten böhmisch-polnischen Afrikaforschers Dr. Orenbluffsky einen Auschnitt zu veröffentlichen, damit die Leser der Monatschrift „Das Wert“ Gelegenheit haben, diese bedeutende Neuerscheinung auf dem Weltall-Büchermarkt kennenzulernen. Wir sind überzeugt, daß die farbensatten, gewaltigen, unübertrefflichen Schilderungen dieses Forschers alle unsere Leser hinreißen und dem Verfasser wie seinen Verlegern zu dem wohlverdienten Bucherfolg verhelfen werden, den man auf 1½ bis 2 Millionen Exemplare in Monatsfrist schätzen dürfte. Wir haben den Abschnitt zur Wiedergabe gewählt, in dem der Verfasser schildert, wie er mit seiner Familie fast unbewaffnet Hunderten von wilden Tieren, die sich in allernächster Nähe befinden, mit erschütterndem Gleichmut standhält.

Die Schriftleitung.

„... Bereits drei und ein halbes Jahr hatte unsere gefährvolle Wanderung durch die unwirtlichen Gefilde gedauert, und oftmals hatten meine Begleiterinnen*) seufzend an die Heimat zurückgedacht, an unser altes schönes Schloß im Wiesental, zwischen waldigen Bergen

eingebettet. Jetzt, wo wir im milden Klima des Herbstes, kurz vor der herannahenden Regenzeit uns für einen längeren Aufenthalt einrichten mußten, gab es kein langes Suchen mehr. Wir ließen uns am Rande eines Gebietes nieder, dessen gewaltige alte Bäume hoch gen Himmel ragten, eine dichte, malerische Blätterwand bildend. Da wir zunächst die Gegend nicht durchforschen wollten — unsere Waffen bestanden nur in der alten Flinte, von der ich in Kapitel 253 bereits erzählte, zwei Pistolen und einem Revolver sowie einem alten Kavallerieesäbel —, richteten wir uns einen erhöhten Sitzplatz ein, gegenüber einer gewaltigen Steinwand im Angesicht des dichten Baumgeheges, um den Abend zu erwarten. Ein unbestimmtes Gefühl sagte uns, daß besondere Ereignisse, vielleicht sehr gefährlicher Art, uns gegen Abend und in der Nacht in Mitleidenschaft ziehen könnten, und ich mußte meine jüngste Tochter, die mit ihren achtzehn Jahren häufig Gefahren unterschätzt, ernstlich warnen, da sie die Absicht äußerte, das unübersichtliche Gebiet jenseits der hohen Steinwand zu durchforschen. So saßen wir auf unserem Hochsitz und erwarteten das Sinken des strahlenden Tagesgestirns. Etwas Proviant besaßen wir noch, und aus einigen Feldflaschen stellten wir durch Mischung des Inhaltes ein erfrischendes Getränk her. Plötzlich rief meine Frau,

* Der Forscher war bei seinem Zuge durch die Wildnis von seiner mutigen Gattin und von seinen beiden unternehmungslustigen Töchtern begleitet.

Die Schriftleitung.

die schon längere Zeit hindurch die Baumgruppen mit dem Feldstecher beobachtet hatte, aus: „Also doch! Ich dachte es gleich, daß gegen Abend etwas Leben in die Geschichte kommen wird. Sieh du mal!“ — Sie reichte mir das Glas, aber ich verzichtete darauf, denn schon hatte ich mit bloßem Auge eine Herde kleiner Affen entdeckt, die mit possierlichen Sprüngen sich dort drüben in den Bäumen tummelten. Einige schwere Klumpen, die ich zunächst für Felsblöcke oder große Steine gehalten hatte, fingen an sich zu bewegen und entpuppten sich als Geier und Adler, die nun nach des Tages Hitze auf ihrem hohen Sitz sich zu nächtlichem Raubzuge vorbereiteten.

Plötzlich stieß meine älteste Tochter, die — trotzdem sie mit dem Ordnen ihres schweren Haares beschäftigt war (eine Lieblingsbeschäftigung von ihr in ihren Mußestunden), vorsichtshalber eine der Pistolen auf ihrem Schoß liegen hatte — einen leisen Schrei der Überraschung aus: „Da, da, dort — Vater — Mutter — oh wie prachtvoll!“

Ein gewaltiger Elefant wurde in der Richtung zwischen den Bäumen sichtbar, dessen Erscheinen die Affenherde veranlaßte, kreischend in die höchsten Baumwipfel zu flüchten. Einige alte Mantelpavianen blieben etwas tiefer unten, fletschten die Zähne und zeigten dem riesigen Dickhäuter ihre farbenfrohe Rückseite.

Es war, als ob plötzlich die ganze Dase zum Leben erwacht sei, seitdem die kühlere Abendluft wehte, als ob alle Tiergattungen der Welt sich hier ein Stelldichein gegeben hätten. Nur die eine bange Frage, die wir uns alle stellten, die Frage, ob Menschen in dieser Gegend hausten, von denen frühere Forscher behauptet hatten, daß sie noch dem Kannibalismus*) huldigten, — blieb vorläufig noch unbeantwortet. Sie sollte später eine überraschende Lösung finden.

Einige Lamas, Zebraherden, Antilopen kamen kurz in Sicht. Lotti, die jüngere meiner Töchter, sagte in ihrer vorlauten Art, die ihr nun einmal eigen ist: „Hier ist wohl eine neue Auflage von Brehms ‚Tierleben‘ in plastischer Form erschienen“ — als plötzlich ein Ereignis eintrat, das uns die Haare zu Berge stehen ließ — was meiner ältesten Tochter Anneliese, die darin sehr eigen ist, besonders unangenehm war — plötzlich ertönte aus großer Nähe, direkt hinter der Baumwand her ein dumpfes, wie langsam anschwellender Donner anzuhörendes Gebrüll, endigend in einem langgezogenen Klage-ton. Mit einem Schlag erstarrte alles. Das Leben in dem Wald, wir selbst — alles schwieg — alles erstarrte. — Wir schauten uns entgeistert an: „Der Löwe!“ Wir umklammerten unsere Waffen krampfhaft und starrten in die Richtung, die zwischen den Baumreihen sich öffnete. Meine Frau fand — wie immer — als erste ihre Fassung und Sprache wieder: „Ich habe also doch Recht gehabt —!“ „Pffft!“ flüsterte ich ihr rasch und leise, aber energisch zu, „sei still, schweig —!“ „Ich soll immer den Mund halten, ich darf nie etwas sagen“, raunte sie mir vorwurfsvoll zu, aber dann schwieg sie tatsächlich. Denn plötzlich durch die Blätter hindurch, die der kühle Abendwind auseinanderbog, erblickten wir nicht einen Löwen, sondern eine Gruppe von Löwen — den König, die Königin, fünf Prinzen des Tierreiches und außerdem noch einen gewaltigen Tiger!!! Es war furchtbar, zumal die Entfernung dieser gefährlichen Gruppe blutdürstiger Raubtiere auf höchstens 150 Meter zu schätzen war. Allein unter Scharen, unter Herden von wilden Tieren, mit Waffen versehen, die kaum zu einem anständigen Selbstmord ausreichten, ich allein mit drei Frauen! Allein —

* Menschenfresserei.

ganz allein — —! Ich schüttelte mich! Angst war das nicht — ich habe größere Gefahren durchgemacht (siehe Kap. 530). — Was wars? Ich griff an meinen Kopf — Malaria? Fieber — ha — was sehe ich!? Auch meine Frau schüttelt sich — meine Töchter schütteln sich — ha — — a — —! Schüttelfrost!

Träumen wir — ist das Fieber da — — narrt uns der Teufel?! Zischend steigt weit hinten aus dem dunklen Walddickicht ein feuriges Gebilde zum Abendhimmel hinauf, weitere folgen, fliegen im großen Bogen auf uns zu — Brandpfeile! Man hat uns auf unserem Hochsitz entdeckt — man greift uns an — also sind wir doch in die Nähe der Menschenfresser geraten, der Gözendienner, die, wie frühere Reisende durch diese Gegenden berichten, ihren Göttern Menschenopfer darbringen, wenn möglich Weiße, Europäer. Das heißt, mit dem „Opfer“ ist das so eine Sache — die Götzen bekommen nur Haut und Knochen, das andere führen ihre gläubigen Verehrer sich selbst zu Gemüte bzw. in den Magen. Nachdem unser erstes Entsetzen sich etwas gelegt hatte — wir hofften, daß unsere zurückgebliebene Trägerskolonne diesen Feuerangriff sehen und uns zu Hilfe eilen würde — sagte meine Frau: „Hab ichs nicht gleich gesagt —“ „Pst! Schweig still!“ flüsterte ich ihr abermals leise und energisch zu. Sie aber fuhr fort: „Meine innere Stimme sagt mir...“ „Was, eine innere Stimme hast du auch noch!“ rief ich erschüttert aus, worauf sie sich gekränkt abwandte und nichts mehr äußerte.

Ein neues, schreckliches Ereignis tritt ein: unsere Feinde, offenbar schon nähergerückt, erheben eine ohrenbetäubende Musik, die uns in unserer Angst, in unserem Fieberwahn vorkommt wie Richard Wagners „Feuerzauber“, und jetzt — was höre ich — ein langgezogenes Bellen. Huuuuuuh! Täuscht mir das Fieber das Bellen der Seelöwen vor, das ich so oft auf meinen Nordpolfahrten hörte? Sind meine Sinne so verwirrt, daß ich zwischen den Bäumen einige braune Bären und — ja, was ist denn das?! — sogar einen Eisbären zu sehen glaube?! Oooohhh, was birgt die Nacht noch für uns in ihrem Schoße — — —! Eine reizende Chose. Kannst Du Dir, liebe Tante Eulalia, denken, welche Gefühle uns beglückten, als wir nun endlich nach dreieinhalbjähriger Obdachlosigkeit und abenteuerlichen Erlebnissen in möblierten Wohnungen, Hotels und Pensionen usw. eine richtige Wohnung haben? Herrlich! Und nun sitzen wir, Deiner gedenkend, nachdem wir unsere „Trägerkarawane“, die Möbeltransporteure, entlassen haben, auf dem Balkon unserer eigenen Wohnung — kein Wohnungsamt hat mehr etwas zu sagen — und trinken ein liebliches Böwchen! Und das Schönste ist, daß wir zwischen einigen hohen Siebeln hindurch die prächtigen alten Baumgruppen des uns gegenüberliegenden Zoologischen Gartens schauen, daß wir dort, wenn sich die Zweige im leisen, warmen Abendwind auseinanderbiegen, Affen, Geier, Adler, einen Elefanten, Löwen, Tiger, Eisbären usw. sehen — kurz, Brehms „Tierleben“ in natura. Dabei haben wir auch noch — als unfreiwillig-freiwillige Zaungäste — das Vergnügen, die Konzerte der Zoo-Kapelle umsonst mit anhören (gerade spielen sie Richard Wagners „Feuerzauber“) und das herrliche Feuerwerk mitgenießen zu dürfen. Zuweilen sind auch Trupps von wilden Völkern da, Menschenfresser und Gözendienner — das ist alles sehr interessant und lehrreich — man kann sich einbilden, ein Forschungsreisender zu sein, ein Stanley, Wissmann, Ossendowski oder Tarzan, nur mit dem Unterschied, daß die Sache etwas bequemer und weniger gefährlich ist. Also, liebe Tante Eulalia, sobald Du uns besuchen kannst,

Romm, Du bist herzlich willkommen in Düsseldorf, Tiergartenstr. Nr. 8a. – Mit vielen Grüßen von meiner Frau, den beiden Mädels und insonderheit von mir, verbleibe ich Dein treuergebener Neffe

O. T.-B.

Anmerkung der Schriftleitung:

Durch ein unbegreifliches, bedauerliches Versehen ist bei dem Druck des vorliegenden Heftes das Manuskript der Reisebeschreibung des

Dr. Orenbluffsky in Verbindung geraten mit dem Stück eines Privatbriefes des Hauptschriftleiters an seine Tante Eulalia (früher war sie sogar seine Erbante; leider hat sie die recht wohlklingende Silbe während der Inflationszeit verloren). Aus drucktechnischen Gründen war es nicht mehr möglich, diesen äußerst peinlichen Fehler zu beseitigen, und die Leser des „Wort“ sind gebeten, das Versehen zu entschuldigen, wenn mit keiner anderen Entschuldigung, so mit der, daß das Erscheinen des Heftes mit diesem peinlichen Artikel auf den 1. April fällt.

Pöttmakers Poosten*

Erzählung von Richard Euringer

Töpferei, so sagt Ohme Pöttmaker, Töpferei ist das älteste Handwerk, und wenn es nicht Westerwalder Potterde gewesen ist, aus der ufe Herrgott Sonne, Mond und Sterne von seiner Drehscheibe hinausgeschleudert hat ins All, daß sie noch heut um ihre Achse tanzen, und wenn es nicht Westerwalder Ton gewesen ist, aus dem er den Menschen gebaden hat, so doch kein schlechterer; denn Ohme Pöttmaker läßt über dreierlei nichts kommen: über Westerwalder Potterd, sein alten Adam und sein alten Levergott! Mit Recht; aus Westerwalder Potterd hat er so viel Krüge und Schüsseln und Schalen und Töpfe gedreht in seinem langen, langen Leben, daß in ganz Westfalen kein Haus sein darf, in dem nicht mal solch ein Ding gestanden haben soll aus Pöttmakers Hand, oder aus Pöttmakers Vaters Hand, oder doch aus Pöttmakers Vorpaters Hand; denn die Pöttmakerei hat sich vererbt in Pöttmakers Haus so, daß keiner am Ende mehr weiß, wie Pöttmakers eigentlich geheißen haben. Und Ohme Pöttmaker sagt, sie haben Adam geheißen, und ihr Stammbaum reicht bis auf den alten Adam zurück, über den Ohme Pöttmaker nichts kommen läßt. Adam aber geht bis auf ufe Herrgott selber zurück, drum geht Ohme Pöttmaker selber auch wieder auf ufe Herrgott zurück, und wenn er keine zehn Worte sagt ohne daß ufe Herrgott eins davon wär, so wird er wissen, warum. Und wenn die Alten und Jungen, die Ammen und die Kinder zu Ohme Pöttmaker Ohme Adam sagen, so werden sie wissen, warum. Wenn sie aber zu Ohme Pöttmaker ufe Herrgott sagen, so wollen sie ihn spotten, und wollen ihn doch gewiß nicht spotten; denn solch ein Name ist kein Spott. Er mag ihn aber deshalb bekommen haben, weil er wirklich am End so ausgesehen hat wie der liebe Gott im Bilderbuch, schneeweiß, mit blauen Westfalenaugen und einem weißen Bart, der freilich nie so lang geworden, wie der von ufe Levergott; denn ufe Levergott ist hunderttausendmal hunderttausend Jahre alt, Ohme Pöttmaker aber ist nur neunundachtzig Jahr geworden, er, von dem die Leute sagten, er stürbe nie. Und der von sich selber gesagt hat, es werd ihn nicht leiden unter der Erd, nachdem er so lang Gotts Handwerk damit getrieben.

Wer nun da recht bekommen soll, das möcht ich nicht entscheiden, sondern überlaß es denen, die hören und lesen, wie Pöttmaker gestorben und wieder auferstanden ist, kurz: die Geschichte von Pöttmakers Poosten; denn so sagen die Westfalen für das Pasta- oder Osterfest.

Das hat Pöttmaker auch sein Lebtag lang gesagt, es sei nicht schlimm, daß die Pötte scherben; denn Pöttmakers Ohme dreht für jeden alten einen neu. Er hat aber damit sagen wollen, es sei nicht schlimm, wenn Menschen sterben; denn ufe Herrgott badt für einen, der zerbricht, gleich zwei neue. Und das mag auch stimmen für Westfalenland; für Ohme Pöttmaker stimmt es nicht, hat er doch sieben Söhne und ein Weib gehabt und hat sie alle überlebt, eins wie das andre. Der dritte von den Jungs ist sechzig Jahr geworden, was doch immerhin ein Alter ist. Aber dann ist er zur Erd zurückgegangen, aus der er genommen war. Und es sind nicht zwei dafür gewachsen, sondern keiner. Die Leute aber sagen, so sei's gekommen, weil keiner Pöttmaker werden wollt von den Jungen, wie der Vater und der Vorpater gewesen. Nur Pöttmakers Ohme sagte nichts als „Ufe Herrgott...“ und drehte seine Töpfe wie zuvor.

Mit elf Jahren hat ihn sein Vater selig in die Werkstatt genommen, wo er Ton manöberte und Wasser zutrug, Abfall zusammenkrachte und die Gliesen scheuern mußte. Mit zwölf Jahren hat er sein erst Schälchen gedreht, das noch heut irgendwo in Pöttmakers Stube steht. Mit sechzehn Jahren hat ihn sein Vater ins Rheinland geschickt, in die Pöttmakerschule, und mit neunzehn Jahren ist er über Holland als fertiger junger Pöttmaker nach Westfalenland zurückgekehrt. Seit der Zeit hat er gedreht und gemanöbert, geknetet und gemalt. Achtundsiebzig Jahr sind eine Zeit, und es lassen sich viel Krüge brennen in solchem Töpferleben. Er hat den neuen Ofen gebaut nach Vaters Tod, damals als er geheiratet hat, und zweimal ist er ihm abgebrannt mit allem Gut. — Man muß wissen, was das Schaden heißt! — Und zweimal hat er ihn wieder gebaut, schöner und besser als zuvor. Zuletzt sah er aus wie der Stall zu Bethlehem, wie ihn die deutschen Meister malen von Düren herauf; zwischen zwei Ziegelmauern der Eingang, daß grad ein Mann hindurchkann. Dann das

* Töpfers Öfen.

Gewölbe, wo die Töpfe, einer auf den andern, zu stehen kommen, bis das letzte Fleckchen ausgefüllt ist. Dann wird die Zwischenmauer verziegelt und verstrichen bis auf ein kleines Guckloch, oben, daß der Rauch abzieht und man die Töpfe glühen sehen kann.

Früher, da gab es immer ein Volksfest, wenn der Ofen brannte. Hinten unterm Dach, wo das Holz verschürt wird und die Gestichter glühen vom Feuerschein, saßen die Weiber und Männer aus der ganzen Ortschaft, oft Nächte lang, rauchten ihre Pfeife und trieben Spaß. Oben auf dem Lehmverstrich, wo die Ziegel glühen und aus den Luftlöchern heiße Lohe schlägt, trippelten Kinder in Holzschuhen, schrien auf, wenn ein neuer Stoß aufflammte, und träumten nächtelang nichts andres als von Pöttmakers Brennerei. Der ließ sie gewähren; denn wollens die Eigenen nicht, dachte er wohl, so mögens die Fremden haben. Aber seit dem zweiten Brand hat er sich einsam gemacht. Hat sich ein Gatter um den Hof gezogen, wo die Dreißiglitertöpfe trocknen, die Schalen und die Krüge. Und im Kriege vollends, da alles ringsherum aus Rand und Band geriet, verschloß er sich ganz, so daß kein Mensch mehr wußte, was der Alte eigentlich noch trieb, von dem sie sagten, er sterbe nie, und den sie ufe Herrgott nannten.

Es mag auch sein, daß er sich schämte, weil er übrig geblieben, wo so viel junges Leben zu Bruch und Scherben ging.

Dann lag der Ofen lang erloschen, Ohme Pöttmaker zog mit einem Karren durch den Wald und sammelte Holz. Und wenn ihn jemand grüßte, so nickte er bloß. Jammerte dann aber eine, die Witwe geworden, oder ein Bauer, dem sein Sach verkam, so sagte er nicht mehr als: „Ufe Herrgott...“ und überließ ihm den Rest.

Im Frühjahr jezt, da er neunundachtzig Jahr geworden ist, begann plötzlich ein geheimnisvolles Werkeln in Pöttmakers Werkstatt. Durch die verstrichene Fensterscheibe sah man den Umriß seines Kopfs, und wer den niederen kalten Raum betreten hätte, der wär vor Staunen wohl erschrocken; denn, ob die Leute auch sagen, das Alter werde kindisch, so wird das Kind, das in uns allen irgendwie erstickt ist, da wiederum lebendig und holt die Spiele nach, die man ihm einst zerbrochen hat, und dann sind Kunst und Kinderspiel schlecht zu trennen.

Ich will aber den Hergang erzählen, wie ich ihn erlebt, und nicht hinterher geseheiter sein als die andern, die auch bloß wußten, daß Pöttmakers Ohme an der Scheibe stand von früh bis spät, daß er in der Nacht von der Werkstätte zum Ofen geheimnißte, und daß es ihm entweder nicht mehr von der Hand ging, oder daß er etwas ganz Besondres machen mußte; denn für soviel Fleiß hält er wohl ein halbes Duzendmal brennen müssen. Hinterher sind wir klug geworden, daß er hausgehalten hat mit seiner Erde und keine neue Ladung mehr hat kommen lassen wollen auf sein Lebensend, sondern lieber etwas ganz Besondres machen, ein für allemal.

Er hat es denn auch fein säuberlich ausgetüftelt, und als er seinen Ofen brannte zum letztenmal, drei Tag vor Osterponntag, da blieb kein Klumpen Ton im Schuppen, nicht soviel, daß man ein Milchschälchen für die Rake hätte draus drehen können.

„Kiek es!“ riefen die Weiber, die Flur und Küche scheuerten aufs heilige Osterfest, „Kiek es!“ schrien die Kinder, die trotz Karfreitag durch die Gassen zogen mit „Palm, Palm, Poosten...!“ „Kiek es!“ gurrten die Tauben, die vom Giebel strichen, als ein dider schwarzer Rauchschwaden aus Pöttmakers Ofen in den Frühlingshimmel stieg, „Kiek es! Pöttmakers Ofen brennt!“

„Am heiligen Karfreitag!“ schüttelten die Strengen den Kopf, die Milben aber lächelten und meinten: „Ufe Herrgott...“

Ich selber bin am heiligen Karfreitag spät in der Nacht an Pöttmakers Grund vorbeigekommen und sah die Flammen aus den Löchern schlagen und den Rauch in schwarzen Wirbeln bis zum Himmel fegen. Oben im Glutschein stand eine mächtige Greisengestalt, weißbärtig, helldunkel, wie die Niederländer malten, und es kam mir alles zu Sinn, was ich als Kind in Bibelbildern gesehen von Moses, in Legende und Postille von Christophorus dem Nielen, in Märchenbüchern von Rübezahl, und als der Alte seine Stimme erhob zu wortlosem Gesang, da fiel mir der Jüngling im Feuerofen ein. Irgend etwas ergriff mich an der ungewohnten Szene, ob die Einsamkeit des Alten, der alle überlebt, der wie ein uralter Baum herüberreichte aus Generation in Generation, ob die Glutpracht des leuchtenden Ofens, in dessen Widerschein die Gemäuer sich be-

lebten, die roten Ziegel übermächtig glühten; ich weiß es nicht. Alte Sagen schienen wieder aufzusteigen aus der roten Erde, Form anzunehmen in der ragenden Gestalt. Der Luftzug zaute seinen Bart, mit bloßen Armen schlug er den Rauch von sich, und einmal verschwand er im Dunkel, tauchte, eine junge Birte in der Faust, wieder auf, um erneut im Hintergrunde zu verschwinden. Über Mitternacht hinaus sah ich dem stummen Schauspiel zu, bewunderte die Farbenpracht des Feuerscheins, hörte, weltverloren, auf den monotonen Sang der unvergesslichen Gestalt, die da oben leuchtete in feuriger Wolke, und die das Volk „Ise Herrgott“ hieß.

Immer wieder nach dieser Nacht zog es mich vor Pötmekers Ofen, der nun erloschen lag, ganz tot und still.

„Wann kommen die Töpfe zum Vorschein?“ fragte ich ein paar Kinder, die am Gatter spielten.

Sie lachten mich aus und liefen weg.

„Wann kommen die Töpfe zum Vorschein?“ fragte ich ein altes Weib, das mißtrauisch über den Zaun äugte.

Sie wußte es nicht. Niemand wußte es zu sagen, und es interessierte auch niemand, wie es schien. Alle waren voll von Baden und Kochen und Quirlen fürs heilige Fest.

„Palm, Palm, Poosten!“ jangen die Kinder in den Gassen.

„Palm, Palm, Poosten!“

Heikoreih!

Heikoreih!

Wannnt man Sonntag is,

dann krieg wie en Ei!“

Nun ist keiner so verlassen, daß man seiner nicht gedacht zu den heiligen Zeiten. Und so klingelte am Karfreitagabend, grad als die Leut zur Auferstehungsfeier in die Kirche gingen, Frau Cilly, die Witwe von Pötmekers Jüngstem, die sich am meisten von der Schwagerschaft um den Alten annahm, und die ihm schon vor Jahren angetragen hatte, mit ihm hauszuhalten, im Arm ein Korbgeflecht mit allerhand Eßbarem und Trinkbarem zum Weißen und Verzehren. Sie lebte nicht eben großartig bei ihrer eigenen Verwandtschaft im Rheinkreis, und da sie keine Kinder hatte, so fühlte sie sich an den Festen immer etwas überflüssig. So kam sie denn seit Jahren beinahe als Einzige in Pötmekers Haus um Weihnachten, um Ostern, manchmal auch im Sommer, freilich jedesmal verwundert, wie der Alte es zuwege brachte, seine Wirtschaft selbst instand zu halten; denn er kochte, wusch und flichte sich. Er schlachtete sein Schwein, würstete, hing den Speck an Balken, zog sich „Moos“ und was er an Kartoffeln brauchte zum Speck. Milch nahm er von der Nachbarschuh im Tauschhandel. Wie er überhaupt kein Geld ins Haus ließ kommen, die ganzen letzten Jahre. Und was ein rechter Holzschuh ist, der braucht kein Pußen und kein Nähen.

Beim dritten Klingeln sagte sich die Frau: Ohme Pötmeker ist zur Kirche gangen, Auferstehung feiern, wie sich für ein Christenleut geziemt. Weil sie aber die Stullen und den Wein nicht mit mocht schleppen, rief sie im Nachbarhaus drum an, sie wolle ihn gerne hinterstellen bis nachher. Da war nur das Mädel zu Hause mit den zwei Kleinsten.

Gut, schon gut. . .!

Oder . . . ob Ohme Pötmeker am Ende über Land sei?

Das Mädel riß die Augen auf: Pötmeker über Land! Das war seit zwei Menschenleben Länge noch nicht vorgekommen, und so konnte sich solch Mädel sicherlich nicht denken.

Nein, er hab am heiligen Karfreitag noch gebrannt.

Rief es! Pötmeker brennt!

Der hat das ewig Leben! denkt sich Frau Cilly, die immer doch ein wenig bangt, wenn sie wiederkehrt, ob sie ihn noch findet. Der hat das ewig Leben, und lebt noch, wenn wir all gestorben sind! Den will die Erde nicht, weil er Erdemeister ist und Gotts Handwerksheifer! Aber in der Kirche sieht sie ihn nicht, der doch herausragt über alle Köpfe, heute noch, wo er sich doch mächtig beugt, der weiße Kopf. Und nach der Feier schaut sie sich die Augen aus um Ohme. Schließlich fragt sie, die und den, und alle wissen nur, daß morgen Oster Sonntag ist und Pötmeker Adam Karfreitag noch gebrannt hat. Zur Sorge wird das Suchen erst vorm Haus, da sich nichts rührt noch regt. Und Westfalenkäufe klopfen doch. . .! Denn allmählich sammelt sich die Nachbarschaft und die Nachbarschaft daneben.

Es dämmert schon lachte, als Frau Cilly zugibt, daß einer übers Gatter steigt; denn sie kriegens mit der Angst, es möcht ihm etwas zugestoßen sein beim Brennen. . .

Da oben ist er gestanden! Sie haben ihn alle gesehen. Und ich selber hab ihn gesehen im brennenden Dornbusch, in feuriger Wolke. Wie es schon dunkelt, klappert alles von Holzschuhen auf Pötmekers Grund; einer tuts dem andern nach.

Das Haus ist unversperrt gegen Ofen zu, das Holz ist schier verbrannt. Das Brandgut muß fix und fertig sein, aber Pötmekers Ohme ist nicht aufzufinden. Da kommt der Sendarm und der Diener vom Amt. Nun schlagen sie ein Törchen, und Frau Cilly geht mit den Leuten im ganzen Haus herum, vom Flur zum Balken.

Da stehn vier leere Farbziegel, rot, grün, gelb, blau, und weil es nicht erhört ist, daß ein Pötmeker anders mal' als mit der blauen Farbe, die von altersher vererbt ist, meldet sich ein Spaßbold und sagt, Ohme Pötmeker sei am End als Osterhas verweist. Meldet sich ein anderer und sagt, ufe Herrgott sei am Karfreitag verschwunden und werd am Oftertag wieder auferstehen von den Toten. So steh's geschrieben und so sei's auch recht.

Unterdesen schreit draußen einer auf, daß die im Haus zu Tod erschrecken; denn sie denken nicht anders als: nun haben sie ihn gefunden! Und: es ist ihm was passiert! . . .

Was passiert ist und was der Jung, der sich durchs Zugloch heraufgeangelt, gefunden hat, will ich gern erzählen; denn ich hab's mit eigenen Augen gesehn: ein richtiges buntes, blaugelbrotes Osteri so groß wie zehn Enteneier in einem. Und schon kam ein anderer gelaufen, der sich ein Krüglein geangelt mit roten Herzen drauf und gelben Himmelschlüsseln ringsherum. . .

Es war kein Halten gewesen, hätt nicht der Sendarm den Platz gefegt und den Diener aufs Amt geschickt, den Bürgermeister holen.

So haben sie alles abgesperrt die Nacht hindurch. Frau Cilly hat sich in das Bett gelegt, in dem Ohme Pötmeker geschlafen Nacht für Nacht drei Menschenleben lang. Einmal ist sie eingedämmert auf kurze Zeit, da ist ihr der Ofen erschienen und sein Gewölb wie das heilige Grab mit unfres Herrn Sebeinen. Ringsum rote Kugeln mit brennendem Öl und blaue und grüne Kugeln. So hat sie geträumt.

Mitten unter der Predigt, wie der Pastor immer wieder sagt, was die Schrift erzählt von Christi Auferstehung, wird es der Frau Cilly eigen. Luft muß sie haben, und die Kirche ist so überfüllt.

„An dem ersten Tag der Woche,“ so predigt der Herr, „kommt Maria Magdalena früh, da es noch finster war, zum Grab und sieht, daß der Stein davon gewälzt war. . .“

Sie zwängt sich hinaus durch die vielen, vielen Leute, es wird ihr angst und bang und ganz sonderbar zumut.

Die sie erkennen, die zwinkern ihr zu, aber sie drängt nur und schiebt sie zur Seite und will hinaus. Ihr Körblein mit Geweihtem im Arm, geht sie auf und ab draußen vor der Tür, aber es wird ihr nicht besser und an ein Hereinkommen ist nicht mehr zu denken.

„Maria aber stand draußen vor dem Grabe,“ erzählt der Pfarrer,

„und als sie nun weinte, da guckte sie ins Grab. Das Grab war leer.“

Da leidet sie's nicht länger, sie läuft nach Ohme Pötmekers Haus.

Und wie sie ankommt, ist der Ofen aufgebrochen, die Mauer klappt.

Wer hat's getan?

Rings ums Gatter mit großen Augen, den Daumen im Mund, gaffen die Kinder, und wissen nicht Red und Antwort.

So überkommt sie, sie weiß nicht, was.

Unterm Glodenläuten rennt sie durch die Gassen und schreit und lacht und weint in einem, bis sie zusammenlaufen von überallher.

„Christ ist erstanden. . .“ dröhnt es aus der Kirche; nun bricht das Portal, die Feiertäglar quellen hinaus in den blumigen Sonnenschein.

Jetzt wird sie ganz still und nicht, und wie die Leute ihr Wesen merken, kommen sie heran und laufen mit. Es wird eine seltsame Prozession. Schier kommen sie zu spät: schon ziehen ihnen Kinder entgegen mit bunter Osterwar', mit lustigen Schalen und drolligen Krüglein, mit Blumenvasen und richtigen Ostereiern, durch die sie blasen wie auf Klarinetten. So was hat hierzulande noch keiner gesehn!

Läßt sie's gewähren oder hat sie's gewollt?

Sie nickt, sie lächelt, sie nickt. Es ist irgend etwas über sie gekommen, das sie selber nicht begreift.

Halb scheu, halb lüstern drängen die Leute in den Hof und gucken in den Ofen und tasten hinein und nehmen sich solch ein Wunderzeug, nur zum Anschau'n, dann zum Betasten und, weil sie doch nicht, immer bloß nicht, und der Sendarm schnurrbartwirbelnd dabei steht, schließlich zum Haben. Sie hebens auf, jeder eins, damit nichts drankömmt, wenn Pötmekers Adam wiederkehrt. . .

Läßt sie's gewähren oder hat sie's gewollt?

Sie nickt, sie lächelt, sie nickt. Es ist irgend etwas über sie gekommen, das sie selber nicht begreift.

Halb scheu, halb lüstern drängen die Leute in den Hof und gucken in den Ofen und tasten hinein und nehmen sich solch ein Wunderzeug, nur zum Anschau'n, dann zum Betasten und, weil sie doch nicht, immer bloß nicht, und der Sendarm schnurrbartwirbelnd dabei steht, schließlich zum Haben. Sie hebens auf, jeder eins, damit nichts drankömmt, wenn Pötmekers Adam wiederkehrt. . .

Er ist nicht wiedergekehrt, vielleicht ist er nicht mal fortgegangen. Sie zucken die Achseln, als wollten sie sagen: „Gott weest, wenn't weest; id weest nich. Ise Herrgott. . .“ Den Rest überlassen sie dir.

Und wie ers zustande gebracht, der alte Pötmekers Adam, was er da zusammengedreht und geschändelt, gemalt und gebrannt, der Gotts Handwerksheifer war sein Leben lang, darüber schütteln die Gescheiten den Kopf. Das sei schon Kunst, sagen sie, Leute, die es wissen müßten, vom Westerwald herauf. Das sei schon Kunst. Aber das sagen sie leicht, wenn's einer nicht mehr hört.

Ich denke so, einmal brichts doch auf, wenn einer lebenlang schön brav Töpfe dreht, einen wie den andern, schön brav, schön brav, und viel schöner Zeug im Kopf behält. Einmal wird das Kind, das in uns allen irgendwie erstickt ist, wiederum lebendig, und holt die Spiele nach, die man ihm einst zerbrochen hat. Dann sind Kunst und Kinderspiel schlecht zu trennen. Mehr weiß ich nicht.

Und nun denkt euch, was ihr wollt, zu Pötmekers Poosten. . .! vom Balken zum Flur, und schließlich hinaus zum Ofen, um den Ofen herum und wieder in die Werkstatt.

Gesellenbriefe einst und jetzt

Von Werkschulleiter F. Dellwig, Selsenkirchen

Zur Zeit der Rünfte, als „das Handwerk noch einen goldenen Boden“ hatte, legten die Meister den allergrößten Wert auf die Ausbildung und Erziehung ihres Nachwuchses. Sie schufen drei Stände: Lehrlinge, Gesellen und Meister und bestimmten, daß nur derjenige Geselle wird, der am Schlusse seiner Lehrzeit durch ein Gesellenstück nachweist, daß er etwas Tüchtiges gelernt hat. Der Meister rechnete es sich zur besonderen Ehre an, wenn sein Lehrknabe vor den versammelten Schauland und Obermeistern und den anwesenden Eltern und Paten das beste Gesellenstück ablieferte und die mündliche Prüfung gut bestand. Dann wurde er freigesprochen und ihm ein kunstvoll ausgeführter Gesellenbrief überreicht. Die Briefe waren aus Pergament in Federzeichnung ausgeführt; der untere Teil war zum Umlappen. In der Bruchstelle war das Siegel in einer Kapsel eingezogen. Hinter dem Siegel war die Unterschrift. Solchen Schriftstücken legte man großen Wert bei und bewahrte sie sorgfältig auf. Die Archive in Worms können noch Gesellenbriefe der Fischer aus dem Jahre 1106 aufweisen, ebenso bestehen noch die der Schuhmacher zu Würzburg und Magdeburg aus den Jahren 1128 und 1158. Wie ausführlich der Lehrbrief oft abgefaßt wurde, zeigt sehr schön der folgende Lehrbrief für einen Büchsenmacher des münsterischen Fürstbischöfs Christoph Bernardt von Galen aus dem Jahre 1664:

„Daß Hochwürdigsten Fürsten und Herrn, Herrn Christoff Bernardt Bischöffen zu Munster, Administratoren zu Corvey, deß Heiligen Römischen Reichs Fürsten, Burggrafen zum Strombergh und Herrn zu Borkelohe usw. Ich Julius Boden Büchsenmeister, Urkunde und Bekenne hiermit, daß Gegenwertiger Gerhardt von Hagen auß der Stadt Wernien ihm Stifft Munster burtig, sich auff anordnung Heren Obristen Cron zu mich verfüget, und vorgegeben, Er sonderliche Lust und Begerden trüge zu der Büchsen Meistererey, und derowegen mich zum freundlichsten gesucht und gebetten, Ihm in solcher Kunst zu unterrichten. Weiln Ich dan mein Talentum vermogh Heiliger Gottlicher Schrifft nicht begraben, sondern vielmehr auff wucher zu thun, habe ich obgten. Gerhardt von Hagen bestermaßen nach erwenter Büchsen Meistererey Kunst, wie dieselbe zu schimpff und Ernst so woll im Veldt als in Festungen gebraucht wirt, unterrichtet und gelehret,

daß Er im Felde mit Beysein anderen Kunstliebenden Meistern seine proba verrichtet, daß jedermenniglichen ein Satzshmes genugen daran gehabt. Diemeil dan Er genandter Gerhardt von Hagen Vorhabens ferners und mehreres weiters in der Kunst der Büchsenmeistererey zu sehen und zu erfahren willens ist, Hatt Er mich freundlich angesprochen, Ihm nicht allein seiner wohlgethanen proba, sondern auch seines Wohlverhaltens einen schein mitzutheilen, sich dessen im fall der noth haben zu getrösten und zu gebrauchen, Rundschaft der warheit zustellen, Habe ich auff sein Begeren ahn Jedem, waß Ehren, Wurdender oder Standes die sein, mein Hochfleißig Unterdienstlich und freundliche Bitte, Ihme obgedachten Gerhardt von Hagen nicht allein seiner entlehnten Kunst und wohlgethanen prob, sondern auch wegen seines wohlverhaltens redlichen und ehrlichen Nahmen und Wandelß gunstlich laßen befohlen, Ihme gute Befurderung erzeigen und beweisen, daß will ich umb Manniglichen Jedes Standes und Condition nach wiederumb zu verschulden geflißen und geneigt sein, Urkunt der warheit habe ich und nachgesehte der Artiglererey Officier mit ihren pittschafften unterdrucket, und mit äigener Händen unterschrieben. — So geschehen ihm Guarnispoun Großvelt ahm lekten tagh Julii Ihn Ein Tausend Sechshundert Vier und Sechßzigsten Jahres.“

Everhart Spedhaen zweiter Name Julius Boden Artl.-Hauptmann unleserlich Buchzenmeister Die Gärtnerzunft in Hanau stellte im Jahre 1761 folgende Urkunde aus:

„Der Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen MARIA, geborene Königl. Prinzessin von Großbritannien und Ireland p. p. Vermählte Landgräfin zu Hessen, Fürstin zu Herßfeld, Gräfin zu Cakenellenbogen, Dieß, Riegenhain, Nidda, Schaumburg und Hanau p. p. Vormünderin und Landes Regentin der Zeit bestallter Hofgärtner.

Ich Christoph Bäumerth thue kund und zu wissen, daß Vorzeiger dieses der Ehr- und Kunstliebende Johann Peter Frank burtig zu Hanau des Ehrbaren Johann Henrich Frank Bürger allhier Eheleiblicher Sohn bey mir in allhiefigen Hochfürstlichen Hofgarten auf drey Jahr als von Anno 1758 den 2ten April bis wieder dahin den 2ten 1761 Vor einem Lehrjung auf- und angenommen auch besagte



Büchsenmacher-Gesellenbrief aus dem Jahre 1785

Lehrjahre ehrlich ausgestanden und sich sonst der Zeit über getreu und fleißig wie einem rechtschaffenen Lehrlingen anständig und gebühret, dergestalt betragen daß mit Ihme wohlzufrieden seyn können. Nachdem Er aber Vermög Vollbrachter Lehrzeit nebst Gott sich in die Fremde zu begeben darinnen ein mehres zu sehen willens ist, als hat er Mich um ein christlich Zeugniß vollendeter Lehrjahre gebührent ersucht, welches Ihm dann seines guten Betragens halber nicht versagen, sondern vielmehr Krafft dieses bestermäßen ertheilen wollen.

Belanget dennoch an alle und jede weß Standes und Würden sie auch seyn, sonderheitlich diejenigen so der Lößlichen Gärtner-Kunst zugethan, mein dienstfreundliches Bitten, es wollen dieselben diesen nicht nur völligen Glauben beymessen, sondern sich auch obgedachten Johann Peter Frank besser masen recommendirt seyn lassen, alle Beförderung und geneigten Willen zu erweisen, solches bin nicht allein Ich in dergleichen und anderen Fällen gegen jeden Standes gebühre noch zu erwiedern erdhthig, sondern mehr besagter Johann Peter Frank wird sich der Zuversicht nach in allem willig und dienstfertig finden. Zu dessen wahrer Urkunde habe diesen Lehrbrief eigenhändig unterschrieben und mein gewöhnliches Pecttschaft in anhängender Capfel beygedruckt gegeben in hiesiger Alt und Residens Stadt Hanau den 2ten April. Anno 1761.

Christopf Bäumerth."

Der von uns abgedruckte Gesellenbrief stammt aus dem Jahre 1785 und ist des Heiligen Römischen Reiches freien Stadt Nürnberg durch die Meister des Handwerks der Tuchmacher ausgestellt und wesentlich kürzer.

Seit den Tagen des treuen, fleißigen, friedtsamen und ehrlichen Handwerksburschen Johann Gottlieb Himberg hat sich gar vieles geändert. Die Industrie hat die Ausbildung ihrer Lehrlinge selbst in die Hand genommen und damit große Erfolge erzielt. Da war es selbstverständlich, daß den jungen Gesellen ein würdiges Dokument als Lehrbrief überreicht wurde, das, im modernen Geiste entworfen und ausgeführt, ein hervorragendes Schmuckstück bildet und ihn jederzeit freundlich erinnert an die Zeit des

jugendfrohen, ernstern Lehrlingschaffens. Nicht ein Schreibmaschinenschriftstück, zusammengefastet in der Briefftasche, soll der Gesellenbrief sein, sondern ein wirkliches Kunstblatt. Herr Professor Jöler aus Dortmund hat auf unsere Anregung hin für die Selsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft, Abteilung Schalke, den unten abgebildeten Lehrbrief entworfen. Das Blatt ist im Format 30 x 40 cm in schwarzer Schrift und blaugrauer Zeichnung gedruckt. Den Kopf ziert ein Hochofenwerk, links zeigen fünf Bilder den Betrieb in unserer Lehrformerei, rechts sind ebensov

viel Aufnahmen aus der Lehrschlosserei wiedergegeben. In der Mitte prangt der Wortlaut des Lehrbriefes in künstlerischer Schrift. Bildschmuck und Schriftblock sind von einem blaugrauen Flächen- und Schraffurmuster umgeben, das mit den flächenhaft gehaltenen Zeichnungen vortrefflich harmonisiert.

Damit das Kunstblatt beim Transport geschont bleibt, sind Papphüllen angefertigt worden, die mit Ornamenten geschmackvoll geziert sind. Auf die beiden Enden schrieb der Künstler einen Geleitspruch für den jungen Gesellen:

„Wissen und Können, Wort und Werkzeug sind Geistesbrüder, — ohne die die Menschheit zugrunde geht! Wissen und Können, Wort und Werkzeug — sind Grundpfeiler des menschlichen Lebens.“

Die Aushändigung der schönen Urkunde bedeutet für unsere jungen Gesellen den Beginn eines neuen Lebensabschnittes. Wissen und Können haben sie sich in vierjähriger Lehrzeit mit ernstern Fleiß angeeignet,

durch Wort und Werkzeug werden sie es überall beweisen müssen. Denn die Industrie will die gut ausgebildeten jungen Leute nicht engherzig in ihren Betrieben festhalten, sondern freut sich und drängt, daß sie sich in der Fremde wie zu Großvaters Zeiten umsehen, die Nase in andere Betriebe und die Beine unter fremde Tische stecken. Die Erfahrung lehrt, daß diese jungen Leute, die draußen in der weiten Welt des Lebens Schauspiel gesehen haben, stets zu einem großen Prozentsatz zurückkehren und dann den Stamm hochwertiger, seckhafter Arbeiter bilden. Sie haben gelernt durch Irrren und Fehlen und werden Meister durch Übung.



Gesellenbrief der S. B.-A.-G., Abtlg. Schalke

Tagung der Vereinigung rhein.-westf. Straßenbahn-Werkmeister

Die vor einiger Zeit in Dortmund stattgefundene Tagung der obengenannten „Vereinigung rhein.-westf. Straßenbahn-Werkmeister“ bot den Teilnehmern insofern etwas Besonderes, als es dem Vorstand gelungen war, von einem der größten westfälischen eisenerzeugenden und -verarbeitenden Werke, der Dortmunder Union, eine Einladung zur Besichtigung ihrer Einzelfabrikationsstätten und der gesamten Hüttenanlagen zu erhalten.

Vom Sammelpunkt, dem Unionhotel, ging es zur Westfaliapforte der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft. Eine Reihe leitender Beamten nahm hier die große Zahl der Wißbegierigen auf und in verschiedenen Gruppen begann die Besichtigung des Werkes.

In der Abteilung Kleinbau wurde der Beweis erbracht, was Serienarbeit unter Ausnutzung maschineller Kräfte in Verbindung mit menschlicher Tüchtigkeit und wohlgedachter Fabrikationsorganisation bedeutet. Die Herstellung der verschiedensten Magnete, wie sie als Telephonmagnete, Zwischenglieder für Radioapparate usw. in allen erdenklichen Formen und Mengen gestanzt, bearbeitet, magnetisiert, nachher ebenso serienmäßig nach den geringsten Toleranzen kontrolliert und versandfertig verpackt wurden, sowie der Fabrikationslauf der genügend bekannten Stahlblechriemenscheiben in den verschiedensten Größen, die mit derselben Genauigkeit wie die Erzeugnisse des Magnetbaues hergestellt werden, lösten allgemeine Bewunderung aus. Eine vollständig neuzeitlich eingerichtete Werkzeugmacherei sorgt für dauernden Ersatz der durch die Fabrikation abgenutzten Werkzeuge, für die Stempel und die Teile der Spezialbearbeitungsmaschinen.

Im Radfahwerk standen die schwersten Lokomotivradfäße für das In- und Ausland zum Versand bereit. Die Achsenabteilung bot hinreichend Gelegenheit, sich von der peinlich sauberen Anfertigung der bekannten polierten Achsenschenkel zu überzeugen und im weiteren Verlauf wurde das Aufziehen von Radreifen unter der elektrischen Radreifenanwärmeeinrichtung und die Anfertigung von Personen- und Güterwagenradfäßen aller erdenklichen Spur- und Ausführungsformen vorgeführt.

Nach Verlassen des Radfahbaues wurden die einzelnen Gruppen durch die verschiedensten Werkstätten der Waggonbau-Abteilung weitergeführt. Fertig zum Versand stehende Personenwagen für eine Balkanbahn und in großer Anzahl vorhandene Drehgestelle zum Transport über den Atlantik hergerichtet, geben mit den im Bau befindlichen Untergeräten für alle erdenklichen Wagen, wie Selbstkloster, Kohlen- und Staatsbahnwagen ein abwechslungsreiches Bild. Die mit allen erdenklichen Holzbearbeitungsmaschinen ausgestattete Holzbearbeitungswerkstatt und die durch eine Warmluftheizung von geradezu idealer Anordnung vorrichtungsmäßig erwärmte Lackiererei machen einen sauberen, hellen und geräumigen Eindruck. Eine Anzahl bis zum letzten Lackanstrich fertiggestellte Dortmunder Straßenbahnwagen reihen sich noch würdig den vorgenannten Erzeugnissen an.

Durch die große Montagehalle des Brückenbaus an bereits versandfertigen Brückeneinzelgliedern und Teilen für Fabrikgebäude vorbei, geht es dann durch den Weichenbau zur Gaszentrale, wo die schnurgerade ausgerichteten Maschinen von fabelhafter Größe den Kraftbedarf des Gesamtwerkes erzeugen.

Die Wanderung wurde nun über eine große Werksbrücke über die zwischen der „kalten“ und „warmen Seite“ des Werkes liegenden Staatsbahngleise zunächst zur Versuchsanstalt fortgesetzt. Dort begrüßte der Vorstand der Versuchsanstalt Dr.-Ing. E. H. Schulz die Teilnehmer aufs freundlichste und gab im Vortragsaal einen allgemein gehaltenen Überblick über die Entwicklung der an sich theoretischen und für die Praxis so unendlich wertvolle Arbeit leistenden Abteilung.

Anschließend wurde dann ein vom Konstruktionschef des Waggonbaus, Obering. J. Krake, gehaltener Vortrag über die Entwicklung des Wagenbaus und besonders wichtiger neuzeitlicher Wagentypen mit großem Beifall entgegengenommen. Der Vorführung eines Unionfilmes — Herstellung eines Radfahres — folgte ein Rundgang durch die lehrreichen Abteilungen der Versuchsanstalt, deren Einrichtungen und sich anschließende Materialprüfungen mit großem Interesse verfolgt wurden.

Unter sachkundiger Führung ging es dann weiter auf die Abstellbühne eines Hochofens, dessen Anstich bereitgehalten wurde: Nachdem die glühenden Stämme in aufgeworfenen Rinnen ihrer Bestimmung zugeführt waren, wurde die weitere Verhüttung in den Siemens-Martinöfen und den ungeheueren, beweglichen Bienen des Thomaswerkes mit ihrem Fauchen und Sprühen vorgeführt.

Im Blockwalzwerk wurde dann die Weiterverarbeitung auf der Knüppelstraße gezeigt.

Die gewonnenen Blöcke wurden nun im Preßwerk mit seinen großen Hämmern und dampfhydraulischen Pressen zu Maschinenteilen, Wagenachsen, Radreifen usw. geformt, um nach Fertigstellung entweder dem Verbraucher direkt oder den weiterverarbeitenden Betrieben zugeführt zu werden. In der dem Preßwerk angegliederten Werkstatt wurden die roh geschmiedeten Blöcke, als gekrüpfte Wellen und Schiffswellen, auf großen Drehbänken und besonders hierfür eingerichteten transportablen Bearbeitungsmaschinen weiter verarbeitet und auf einer großen Karusselldrehbank befand sich ein Hochofenabschlußring in Arbeit. Das Auge hat sich an diese Überdimensionen gewöhnt und nur im Vergleich dieser Stüde mit den hastenden Menschen sind die wuchtigen Ausmaße zu erkennen.

Nach einer Besichtigung des Feinstrassenwalzwerks erreichten dann die sehr interessanten und lehrreichen Vorführungen am alten Verwaltungsgelände ihr Ende.

Im Union-Hotel wieder angekommen, richtete der Vorstand der Waggonbauabteilung, Obering. R. J. Willinger, herzliche Begrüßungsworte der Direktion an die Versammlung. Der Vorsitzende, Oberinspektor Th. Lüdtke, gab einen gehaltvollen Rückblick auf das Gesehene und dankte der Verwaltung der Union für die bereitwilligst erteilte Genehmigung zur Besichtigung ihres Werkes, sowie den in großer Anzahl bereitgehaltenen Führern für all das, was zu sehen und zu lernen war. Nach einer guten körperlichen Stärkung war der Geschäftsteil sehr rasch unter allgemeiner Zustimmung erledigt. Verschiedene Vorträge von Herren der Spezialfirmen über elektrische Radreifenanwärmeeinrichtungen, wie sie bereits im Radfahwerk besichtigt worden waren, über plastisches Holz und über einen Feuerlöschapparat schlossen sich an und wurden dankbar unter allgemeinem Interesse aufgenommen.

Gang durch das Werk

Tausend Räder rasen im Kreis,
Tausend Hände schwielen sich heiß,
Glühende Lüfte durchbroden den Raum,
In kupfernen Kesseln geißert der Schaum;

Schnurren und Heulen, Krachen und Klirren,
Knistern und Brennen, Pfeifen und Schwirren, —
Im Chaos der Hebel, Kolben, Maschinen
Zwingt göttlicher Geist das Tote zum Dienen.

Otto Ludwig.



Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

Tätiger Gemeinfinn

Das ist die Seele der Deutschen Turnerschaft

Wer die Deutsche Turnerschaft verstehen will, muß sie bei der Arbeit suchen. Wer wollte die Wellen zählen, die kleinen und die großen, die alltätig in Vereinen und Verbänden den Segen der Gesundheit und der Kraft in das Volkswesen spülen?

Und wer wollte die treuen Männer alle nennen, die ohne Lohn und Dank die bitter-süße Führerschaft auf sich nehmen? Und wer kennt eine andere Gesinnungsgemeinschaft, in der der Vielklang der Stimmungen und Neigungen von demselben tiefen Grundton freiwilliger gemeinnütziger Dienstbarkeit getragen wird? Riesengroß richten sie sich vor uns auf: das Gefühl der Gemeinschaftsverpflichtung und der Wille zur gemeinnützigen Tat.

Da steht auch sie vor uns, die gewaltige Gestalt Jahn's. Wir dürfen ihm über ein Jahrhundert hinweg die Hand reichen, und er darf sie nicht ausschlagen. Es ist nichts entstellt worden an der Botschaft des Meisters, daß auch das Turnen mithelfen müsse, den Deutschen von innen heraus zur staatsbürgerlichen Tüchtigkeit zu erziehen. Es ist auch nichts getrübt worden an dem Geiste des Meisters: die Willenskraft und Tatensfreude seiner fruchtbarsten Jahre sind lebendig geblieben in seinen Jüngern.

Ihre Führer leben nicht von bezahlter Begeisterung. In unzähligen Beispielen steigert sich die freiwillige Leistung zur Hingabe und zur Aufopferung, zu jener Aufopferung, von der Goethe sagt, daß sie die erste und die letzte Tugend ist, in der alle anderen enthalten sind. Vielleicht ist gerade dieser sittliche Ernst, der das Turnen als allgemeine Sache erfasst und bewahrt, das größte von allem, was groß ist an der Deutschen Turnerschaft. Unser Volk weiß in seiner Gesamtheit heute noch nicht, was es eigentlich an dem Erbe Jahn's hat, es weiß auch die sittliche Größe der turnerischen Führerschaft nicht zu würdigen. Aber wen hätte das jemals bekümmert! Wir wissen ja, daß das Verhängnis der Deutschen ist, erst in der allerschwersten Not sich auf die besten Güter zu besinnen. Und wenn ringsum Weltanschauungen und Staatseinsichtungen zusammenbrechen, die Führer der turnerischen Gemeinfinns lassen sich nicht beirren. Es ist wie ein tiefes, trostvolles und erlösendes Atemholen, das über den Vaterlandsfreund kommt, wenn er diese — ach so unmoderne — Erscheinung an Gegenwart und Zukunft messen darf!

Was die turnerische Gesinnung eigentlich ist, muß man mitfühlend ahnen. Es hat ihr innerstes Wesen auch niemand mit des Wortes Schönheit, die ihr angemessen wäre, festgehalten, am wenigsten die innige Gedanken- und Gefühlsverflechtung. Aber wissen sie fähig ist und was sie schafft, das sehen wir täglich, weil ihre Lebensäußerungen in breitem und ruhigem Strome unaufhaltsam in das Volksleben fließen.

Eine zürnende Zeit hat uns an ihr Herz gerissen. Wir stehen im Donnergang weltgeschichtlicher Entwicklung. Noch zittert in uns das Gedanke an verlorene liebe Menschen, an mühsam erworbenes Gut und an die schaffensfreudige Fülle eines geruhigen Daseins.

Die schlimmste aller Gefahren wird drohender: das deutsche Volk will seine eigene Seele verlieren. Unaufhaltsam geht der Strom der Verneinung durch alles Leben und droht das Quellenland der völkischen Tugenden zu verschlammen und die Brunnen der Volksgesundheit und Volkstüchtigkeit zu verschütten, mit ihnen die ganze Tiefe deutschen

Wesens. Wir stehen vor den Geschehnissen der Gegenwart wie vor einem Vorhange, der, von unsagbaren Kräften stürmisch bewegt, sich doch nicht heben mag, um den guten oder schlimmen Ausgang des Spiels zu zeigen.

Hinter allem, was wir erleben, suchen wir vergeblich die Antwort auf die hangen Fragen: Sind wir wirklich reif zur Vernichtung oder ist es sturmelige Frühlingszeit? Ist unser Volkstum wirklich so brüchig oder werden die Unterströme des Gemütslebens sich wieder zum Licht ringen? Will uns das Schicksal mit Achselzucken untergehen lassen in der großen Springflut der Zeit oder werden die letzten Dämme halten? Wer will sagen, daß er die Zeitseele ganz verstände?

Wir wissen, daß die äußeren Nöte der Zeit sich im turnerischen Leben widerspiegeln. Es muß heute mit den armseligsten Sorgen kämpfen und sieht sich zur Selbstgenügsamkeit in schmalen Verhältnissen gezwungen. Aber größer als die Not war noch immer der Wille zur Selbsterhaltung. Als nach dem Kriege die Gedanken und Gefühle unseres verstörten Volkes durcheinanderflatterten wie aufgeschüchterte Vögel und ganze Volkschichten sich neu einstellen mußten zu den Fragen des wirtschaftlichen, sittlichen und politischen Lebens, da zeigte es sich, daß die Kräfte, die vor dem Kriege in der Deutschen Turnerschaft lebendig gewesen waren, durch das Zeitgeschehen nicht verpöngt waren. Die Turner waren bei den ersten, die sich auf den Trümmern wiederfanden. Mit einer fast seltsamen Selbstverständlichkeit gingen sie in alter Liebe an das neue Werk des Aufbaus, äußerlich am schwersten getroffen, innerlich ganz ungechwächt. Wenn irgendwo eine sieghafte Hoffnungsfreude der Grundzug einer großen Gemeinschaft war, so war es bei den Deutschen Turnern der Fall. Das ist kein Zufall. Das kommt daher, daß auch ihre Gesinnungsgemeinde von jener starken Verjüngungsfähigkeit gespeist wird, die eine Uranlage unseres deutschen Volkes ist.

So wird die Deutsche Turnerschaft auch jeder weiteren Not gewachsen sein, auch der geistigen Bedrängnis, die aus dem ganzen zersehten Zeitempfinden heraufsteigt und deren Rätsel letzten Endes doch nur mit dem Gefühl gelöst werden. Ist doch die Gegenwart der Zeit ganz ähnlich, aus deren Bedürfnissen das Turnwesen hervorgegangen ist. Und zum zweiten Male wird die Stunde der Entwicklung verkünden, daß auch die Leibesübung ein Volk seelisch erneuern und zu einer segnenden Tattet für Volk und Vaterland werden kann.

Vor allem aber soll sie für die Jugend ein gläubiges und tapferes Herz haben. Die Jugend, die unsere Hoffnung sein muß, ist heute dabei, sich ihren Himmel selbst zu zertrümmern. Sie ist wie eine Glocke, die nicht weiß, ob sie zum Frührot oder zum Abend läuten soll. Und trotz allem — es lebt doch in ihr die Sehnsucht, aus den Verirrungen und Verzerrungen der Zeit herauszukommen und hineinzuwachsen in die Zusammenhänge eines reinen, unverdorbenen Volkstums. Aber sie wird den Weg der Erneuerung nur finden, wenn sie auf die Stimmen lauscht, die im Innersten klingen. Und sie ist gerettet, wenn sie teilnimmt an dem, was durch das turnerische Fühlen und Wollen flutet, und sich selbst erwirbt, was ein „heller Edelstein von köstlich hoher Art“ im Schmucke des deutschen Wesens glänzt: die Seele der Deutschen Turnerschaft!

22. Gauturntag des Emscher-Ruhr-Gaues

Der letzte nach Bochum einberufene Gauturntag war von 30 Vereinen mit 111 Vertretern besucht. Neu eingetreten sind: Turnverein Jahn-Günigfeld, Turnverein Weitmar und Turn- und Sportverein Horsthausen. So besteht der Gau jetzt aus 31 Vereinen mit über 5000 Mitgliedern.

Nach der Begrüßungsansprache gedachte der erste Gauvertreter Karl Eiseremann (Bochum) der Opfer des Grubenunglücks in Dortmund, wie auch der verstorbenen Gaumitglieder. Unter den letzteren gedachte er vor allem des verdienten Ehrengauvertreters Turnvaters Theodor Walde sowie des Gauschriftwarts Wilhelm Neuhaus. Eine Vergrößerung des Bildes vom Turnvater Walde soll für jeden Verein beschafft und in den Vereinsheimen aufgehängt werden. Die von den einzelnen Fachwarten erstatteten Berichte zeigten eine erfreuliche Weiterentwicklung auf allen Gebieten des deutschen Turnens. Der Gaufassenwart Schaaf erstattete den Rassenbericht. Mit dem Dank für seine Arbeit erstellte der Gauturntag die Entlastung. Von den an die Gau-

meister zur Verteilung gelangenden Plaketten erhielt die Jugendmannschaft der Turngemeinde Bochum die Plakette zum dritten Male und damit als Eigentum. Außerdem erhielten eine Plakette als Gaumeister Turn- und Spielverein Ehrenfeld-Rechen, Turner (Schlagball) Turngemeinde Bochum, 1. Mannschaft, Turner (Faustball) Turnklub Wanne, 1. Mannschaft, Turner (Handball) und Turnvereinigung Bochum, Turnerinnen (Faustball). Das Gaublattchen soll wieder regelmäßig erscheinen. Zum Schriftleiter wurde einstimmig der Turnbruder Bachhaus (Bochum) gewählt. An Gauveranstaltungen wurden beschlossen außer dem Jugendbannerwettkampf in Bochum und dem Ausschheidungsturnen für die Deutschen Meisterschaften, vom 4. bis 6. Juli ein Gauturnfest in Herne-Wölle, am 7. Juni Gauportfest und am 9. August Gaupielfest. Der Gaugerätetampf soll als ständige Einrichtung beibehalten werden und erstmalig wieder im Frühjahr 1920 stattfinden. Mit Rücksicht auf die Bochumer Werbewoche wird der Frühjahr-Geländelauf auf den 10. Mai verlegt. Dafür findet der

Gauwerbelauf am 15. März in Bochum im Rahmen der Bochumer Werbewoche statt. Ferner sind vorgesehen vom 14. bis 16. August Eilbotenlauf zum Hermannsdenkmal, am 13. September Jugend- und Altersturnen in Hattingen und am 25. Oktober Herbstgeländelauf. Es wurde ferner beschlossen, daß in den Jahren, in denen ein Gaufest stattfindet, kein Bezirksfest gefeiert werden soll. Die Kopfsteuer wurde unter Fortfall der Nennelder für turnerische Veranstaltungen auf 2 Mk. festgesetzt.

Die hierauf vorgenommenen Wahlen zum Gauturnrat hatten folgendes Ergebnis: Effermann (Bochum) 1. Gauvertreter, Laue (Hattingen) Männerturnwart, Bäder (Herne) Sportwart, Hedenjos

(Bochum) Jugendwart, Winkler (Bochum) Frauenturnwart, Partenheimer (Bochum) Spieltwart, Bachhaus (Bochum) Pressewart und Beisitzer. Presseauschuß: Bachhaus (Bochum), Hampe (Herne), Ror (Wanne), Hünning (Laer) und Heidenreich (Hattingen). Die Beschaffung von Hausbautarten für den Hausbau der Deutschen Turnerschaft wurde warm empfohlen.

Mit einem dreifachen „Gut Heil“ auf die weitere fruchtbringende Entwicklung des Emscher-Ruhr-Gaues wie auch der Deutschen Turnerschaft schloß der erste Gauvertreter die in jeder Weise würdevoll und sachlich verlaufene Tagung.

Aus den deutschen Sportquartieren

Die Deutschen Kampfspiele 1926 in Köln. Die im Jahre 1922 erstmalig in Berlin durchgeführten Deutschen Kampfspiele finden bekanntlich im nächsten Jahre in Köln ihre Wiederholung. Als Termin für die große Heerschau der Turner und Sportler sind jetzt die Tage vom 4. bis 10. Juli festgesetzt worden.

Ein Zeichen der Zeit. Bei der Stadtverwaltung Münster i. W. hatten die städtischen Beamten, die zu Stadtinspektoren befördert werden sollten, wie üblich vorher einen Bericht anzufertigen, als dessen Thema ihnen auf Anordnung des Oberbürgermeisters gestellt wurde: „Der Stand der Turn- und Sportbewegung in Münster.“ Auch ein zwar kleines, aber bedeutungsvolles und höchst erfreuliches Zeichen der Anerkennung der wachsenden Bedeutung der Turn- und Sportbewegung in der Öffentlichkeit.

Fußball: Das Interesse des deutschen Fußballspielers konzentriert sich auf die Schlussspiele um die Meisterschaften in den verschiedenen Verbänden. Norddeutschland, Berlin, Nordostdeutschland, Südostdeutschland, Mitteldeutschland und Westdeutschland kämpfen innerhalb ihrer Grenzen nach wie vor um die Ermittlung ihrer Meister, ihrer besten Zweiten und Dritten, um diese dann in den „Kampf der Sechzehn“ zu schicken.

Die deutschen Fußballmeisterschaften werden bekanntlich in diesem Jahr nicht nur von den jeweiligen Meistern der sieben Verbände ausgetragen; Westdeutschland und Süddeutschland stellen vielmehr je drei Mannschaften zu den Schlussrunden, während Norddeutschland, Brandenburg, Mitteldeutschland, Südost- und Nordostdeutschland je zwei Mannschaften zu den Spielen entsenden. Man darf damit rechnen, daß die Spiele durch diese Neueinrichtung bedeutend interessanter werden, da es vorkommen kann, daß der Dritte irgendeines Verbandes den Meister eines anderen Verbandes schlägt.

Wer in Westdeutschland für die drei Vertreterstellen in Frage kommt, steht noch nicht fest. Wir sagen aber wohl kaum falsch voraus, wenn wir im Duisburger Spielverein den ersten Vertreter, in Schwarz-Weiß Essen oder Arminia Bielefeld den zweiten Vertreter sehen. Wer die dritte Stelle einnehmen wird, weiß man noch nicht. Es käme hier wiederum Schwarz-Weiß Essen oder Arminia Bielefeld oder aber D.S.G. 99 Düsseldorf in Frage, wenn nicht der Meister aus der Runde der Zweiten den Dritten der Gaumeister im Entscheidungsspiel schlägt. So stehen den westdeutschen Sportsleuten innerhalb ihrer grünweißen Grenzpfähle Spiele bevor, die recht interessant verlaufen werden.

Der Vorstand des Deutschen Fußballbundes hat sich in seiner Sitzung in Hannover auch mit der Frage des Berufsspielerturns beschäftigt. Der D.F.B. steht auf dem Standpunkt, daß mit allen Mitteln der Amateurcharakter des Fußballsports in Deutschland zu wahren ist. Er lehnt es deshalb ab, den etwa kommenden Professionalismus in seine Regie zu nehmen. Ferner wird er alle Spiele gegen Professionalmannschaften sowohl aus der Tschechoslowakei, Österreich und Ungarn nicht genehmigen. Ausländer, die zu deutschen Vereinen übertreten, erhalten nach Beschluß des Gesamtbundesausschusses Spielgenehmigung für deutsche Vereine erst nach Ablauf von zwei

Jahren ihrer Wohnsitznahme in Deutschland. Ausnahmen können nur in ganz besonderen Fällen durch Beschluß des Gesamtvorstandes erteilt werden.

Die westdeutsche Verbandsmannschaft spielt am 3. Mai in Wiesbaden gegen Süddeutschland und am 28. Juni in Düsseldorf gegen Brandenburg.

Leichtathletik: Die Deutsche Sportbehörde für Leichtathletik hatte neben dem Vorsitzenden der einzelnen Landesverbände auch die Mitglieder des Leichtathletik-Ausschusses nach Hannover eingeladen, um mit diesen den vom Reichsportlehrer Waiger aufgestellten Übungsplan zu besprechen. Der von Waiger vorgetragene Arbeitsplan fand in allen Teilen vollste Zustimmung. In diesem Arbeitsplan wurde besonders hervorgehoben: 1. Die Notwendigkeit der Ausbildung von Übungsleitern in solchem Umfange, daß in absehbarer Zeit jeder Verein über einen ständigen Lehrer verfügt. 2. Die einheitliche Tätigkeit der Ausbildungsmethode, die neben einem philologischen und physiologischen Gymnastiksystem die neuesten Erfahrungen sportlicher Tüchtigkeit im Training und in der Taktik in sich birgt. 3. Die rechtzeitig einsetzenden Vorbereitungen für die kommende Olympiade. Die Zustimmung



Donau bei Sonnenuntergang.

Phot. A. Portnath, Preßburg

der Landesverbände spiegelt sich am besten in dem Entschluß wider, für jeden Verband, soweit das nicht an und für sich bereits erfolgt ist, einen hauptamtlich angestellten Verbandsportlehrer zu ernennen. Die Lehrtätigkeit Waigers geschieht zunächst durch die Abhaltung von Zentralkursen für Verbandslehrer und Verbandskursen für die Lehrkräfte der Vereine. Endgültige Terminfestlegung erfolgt noch durch besondere Bekanntmachung. Für die Anerkennung der Tätigkeit Waigers hat der Vorstand der D.S.B. noch einen besonderen Aufruf erlassen. Um die engste Verbindung aller amtlichen Stellen der D.S.B. mit den Vereinen und Verbänden herzustellen und der Tätigkeit Waigers auch geistig die breiteste Grundlage zu verschaffen, wurde die Herausgabe einer monatlich erscheinenden D.S.B.-Zeitung beschlossen, die den Vereinen kostenlos zugestellt wird.

Im Anschluß an das Verbandsjubiläum des Westdeutschen Spielverbandes und den Leichtathletikverbandskampf zwischen fünf Landesverbänden werden der Reichsportlehrer Waiger und der Verbandsportlehrer von Westdeutschland Busch vom 28. Juni bis 6. Juli im Kölner Stadion einen Kursus für Sportlehrer und für die Teilnehmer an dem Verbandskampf abhalten.

Der Leichtathletik-Ausschuß des Westdeutschen Spielverbandes hat beschlossen, seine sämtlichen Meisterschaften „offen für alle“ zum Austrag zu bringen. Das bedeutet, daß die Startenden nicht wie bisher Mitglieder des Westdeutschen Spielverbandes zu sein brauchen.

Turnen: Die Deutsche Turnerschaft hat zur Teilnahme an ihrem Hermannslauf, der am 16. August zur Erinnerung der vor 50 Jahren erfolgten Einweihung des Hermannsdenkmals bei Detmold im Teutoburger Wald stattfinden soll und mit über 100 000 aktiven Teilnehmern der größte Eilbotenlauf aller Zeiten werden wird, auch den Amerikanischen Turnerbund eingeladen. Sie knüpf

damit an die Erinnerung des Eilbotenlaufs des Jahres 1913 an, an dem die deutschamerikanischen Turner mit einem Nebenlauf beteiligt waren, der in etwa 2000 km Länge an die Küste des Atlantischen Ozeans führte. Die Urkunde des Laufs wurde dann zu Schiff nach Bremen gebracht und von hier mit dem nach Leipzig führenden Hauptstaffellauf weiterbefördert. Es wäre erfreulich, wenn auch diesmal eine Teilnahme der Turner der Vereinigten Staaten zustande käme.

Kürzlich trafen Vertreter des Königl. Niederländischen Gymnastikverbandes aus Holland in Hannover ein, um mit dem Vorstand der Deutschen Turnerschaft zwecks gemeinsamer Arbeit Fühlung zu nehmen. Die Deutsche Turnerschaft ist gewillt, mit Holland und der Schweizer Turnerschaft enger zusammenzuarbeiten. Aus Holland waren erschienen der 1. Vorsitzende van der Meulen, das Vorstandsmitglied Blümer und Turnlehrer Schmidt; von der Deutschen Turnerschaft der 1. Vorsitzende Dr. Berger (Berlin), Geschäftsführer Breithaupt (Berlin), Oberturnwart Runath (Bremen), der Schriftsteller der Deutschen Meistermannschaft im Wasserball „Het V“ und dem Schwimmklub „Delfijn“ Amsterdam. Ihre Gegner werden wahrscheinlich der deutsche Meister Hellas-Magdeburg, die Wasserfreunde-Hannover und die bekannte Mannschaft des Rheus-Köln sein. Für die Einzel- und Staffeltämpfe, die infolge räumlicher Notwendigkeiten über eine 25 Yards-Strecke gehen werden, erwartet man neben den Holländern Deutschlands beste Schwimmer am Start.

Schwimmen: Für das internationale Schwimmfest des Schwimmvereins Blau-Weiß in Bochum, das am 18. und 19. April stattfindet, hat die erste holländische Klasse, darunter mehrere Olympia-Teilnehmer, ihren Start fest zugesagt. Es handelt sich in erster Linie um die holländische Meistermannschaft im Wasserball „Het V“ und dem Schwimmklub „Delfijn“ Amsterdam. Ihre Gegner werden wahrscheinlich der deutsche Meister Hellas-Magdeburg, die Wasserfreunde-Hannover und die bekannte Mannschaft des Rheus-Köln sein. Für die Einzel- und Staffeltämpfe, die infolge räumlicher Notwendigkeiten über eine 25 Yards-Strecke gehen werden, erwartet man neben den Holländern Deutschlands beste Schwimmer am Start.

Der ungarische Wasserballmeister 3. Bezirk Budapest und der S.C. Poseidon Köln treffen am 2. Juli in einem Wasserballkampf in der rheinischen Domstadt zusammen.

An den Magdeburger Schwimmportklub „Hellas“ ist eine Einladung aus Stockholm ergangen. Die Wasserballmannschaft der Hellenen, die bekanntlich die Würde des deutschen Meisters trägt, soll im Juli in der schwedischen Hauptstadt mit den drei Stockholmer Vereinen „Hellas“, „Neptun“ und „Rapsimning-Club“ einige Kämpfe absolvieren. Ob dieser Einladung Folge geleistet wird, ist fraglich, da Terminalschwierigkeiten bestehen, die kaum zu überwinden sind.

Die Verhandlungen zwischen den europäischen Schwimmportzentren und den Amerikanern wegen eines Starts von Weismüller, Realoha, Stelton und anderer amerikanische Schwimmportgrößen in Deutschland, Ungarn, Frankreich, Spanien, Belgien usw. haben durch die endgültige Abfrage aus Chicago ihr Ende gefunden. Die Europafahrt der Amerikaner, die so gut wie geordnet schien, muß unterbleiben, weil die amerikanischen Sportbehörden wünschen, daß Weismüller und Genossen an den im Juli in San Franzisko stattfindenden amerikanischen Meisterschaften teilnehmen. Ob das der wahre Grund ist, läßt sich schwer sagen. Glaubhafter erscheint jedenfalls eine private Nachricht, wonach die amerikanischen Sportbehörden Weismüller von der Reise abgeraten haben, weil sie befürchten, daß man auf dem Olympischen Kongress, der im Juni in Prag stattfindet und auf dem die Amateurfrage besonders eingehend behandelt wird, sich mit Weismüller in dieser Beziehung ebenfalls befassen könnte.

Hockey: Das Interesse der Hockeysportler konzentrierte sich in den vergangenen Wochen auf die Kämpfe um den Silberschild. Von den sieben Landesverbänden des Deutschen Hockeybundes war nur Süddeutschland spielfrei. In Essen trafen sich der Westdeutsche Hockeyverband und Brandenburg in einem Vorrundenkampf, der infolgedessen eine Enttäuschung war, als die westdeutsche Mannschaft auch nicht nur in einer Minute die Erwartungen erfüllte, die man in sie gesetzt hatte. So wurde denn auf dem Platze des Turn- und Fechtclubs Essen die Zuschauermenge Zeuge eines Spieles, das bei der Berliner Mannschaft keinen Wunsch offen ließ, bei den Westdeutschen nur in wenigen Minuten Hoffnungen brachte. Die westdeutsche Mannschaft verlor 5 : 1 nach Leistungen im Sturm, die beschämend waren. Will der Westdeutsche Hockeyverband in Zukunft nicht nur mit seinen Vereinsmannschaften, sondern auch mit seiner Verbandsmannschaft besser abschneiden, muß er sich recht bald dazu verstehen, seine Vereine zu einer besseren reiferen Spieelauffassung im Sturm anzuhalten.

Der Mitteldeutsche Hockeyverband trat in Hamburg mit vollkommen umgestellter Mannschaft gegen die Norddeutsche Silberschild-Elf an. Mitteldeutschland ging kurz nach Spielbeginn mit einem Tor Vorsprung in Front, hatte es aber dann nur seinem hervorragenden Torwart zu verdanken, daß Norddeutschland, ständig in Spielhälfte Mitteldeutschlands spielend, bis zum Schluß der regulären Spielzeit nur den Vorsprung Mitteldeutschlands ausgleichen konnte. Das bis zu diesem Zeitpunkt also unentschiedene Spiel 1 : 1 wurde in der verlängerten Spielzeit zu einem 3 : 1-Ergebnis für die Norddeutschen korrigiert.

Nordostdeutschland, die Leute aus dem Baltenlande, schlugen in Berlin die repräsentative Mannschaft Südostdeutschlands, d. h. die Schlesier, knapp 1 : 0. Das Tor fiel nach 24 Minuten langem Kampf, ohne daß es den Schlesiern gelang, den knappen Vorsprung der Balten aufzuholen.

So treffen in der Zwischenrunde, die am 29. März stattfindet, Berlin und Nordostdeutschland zusammen, während Norddeutschland mit der in der Vorrunde spielfreien Mannschaft Süddeutschlands die Schläger zu kreuzen hat. Die Austragungsorte sind bei Drucklegung dieses Manuskripts noch nicht bekannt.

Die Damenmannschaft des Tennis- und Hockeyklubs Rot-Weiß Köln weiste in der Schweiz in Zürich und Genf, zwei Hockeyspiele, die sie nicht nur für die rot-weißen Farben ihres Klubs, sondern auch für die Farben Deutschlands siegreich gestaltete.

Tennis: Die Teilnahme Deutschlands an den Spielen um den Davis-Pokal dürfte, nachdem zwischen dem Internationalen Tennis-Verband und Deutschland Fühlung genommen worden ist, in absehbarer Zeit zur Tatsache werden. Deutschlands Tennismeister werden dann erstmalig nach dem Kriege Gelegenheit haben, mit den Weltgrößen vor die Reize zu treten. Auch Österreich hat jetzt neben Holland, Frankreich und England gemeldet. Von sonstigen Nationen werden sich, wie bereits gemeldet, Nord- und Südamerika, Südafrika, Neuseeland, Australien, Japan und China einfinden, so daß der Kampf um den Davis-Pokal zu einem sehr bemerkenswerten Ereignis werden dürfte, für das die Vorbereitungen in den einzelnen Ländern bereits im Gange sind.

Boxen: Der Westdeutsche Amateurboxverband brachte die Kämpfe um die Meistertitel Westdeutschlands in der Sporthalle zu Köln-Bickendorf zum Austrag. Im Papiergewicht siegte Pauli II über Wagner (Essen). Im Fliegengewicht gewann Schade (Ruhrort) gegen Kaiser (Köln). Im Bantamgewichtskampf blieb Dübbers (Köln) über Böhmte (Essen) in der zweiten Runde durch Niederschlag Sieger. Dombögen (Köln) punktete im Federgewicht den Düsseldorfster Steinhoff aus. Im Leichtgewicht siegte Streib (Düsseldorf) über Ungerathen (Krefeld). Der Kampf im Weltergewicht fiel aus, weil Roth (Düsseldorf), der gegen Müller kämpfen sollte, das Gewicht nicht bringen konnte. Müller wird demnächst in Saß (Meiderich) einen neuen Gegner finden. Der Kampf um die Mittelgewichtsmeyerschaft brachte in drei Runden keine Entscheidung, da Krüppel (Krefeld) mit Buchbaum (Köln) unentschieden kämpfte. Erst in der zweiten Zusatzrunde konnte Krüppel einen knappen Vorteil erringen, der ihm den Meistertitel brachte. Einen Punktsieg errang im Halbschwergewicht Minor (Mülheim-Ruhr) gegen Fehle (Wiesdorf). Schwergewichtsmeyers wurde Schönrath (Rheinhausen) über Kleemann (Coblenz), weil der Coblenzer den Kampf ausgab.

Wintersport: Im letzten Augenblick ist es noch möglich gewesen, die Deutsche Rodelmeisterschaft auszufahren, allerdings unter wenig erfreulichen Umständen. Erst herrschte Tauwetter, dann regnete es, so daß dann schließlich bei 4 Grad Kälte die Bahn am Titisee (Schwarzwald) vollkommen vereist war. Die Bahnlänge betrug 1500 m. Die Ergebnisse der Meisterschaften sind: Herren: 1. Händler (Rüttenberg i. Riesengebirge) 1 : 32¹⁰/₂₀; Damen: 1. Fr. Kessler (Wien) 1 : 43¹⁰/₂₀; Herrendoppelsitzer: 1. Händler 1 : 32¹⁰/₂₀.

Die wiederholt abgesagte Deutsche Meisterschaft im Kunst- und Schnelllaufen kam, nachdem sie des öfteren abgesagt werden mußte, ebenfalls auf dem Titisee bei herrlichem Winterwetter und guten Eisverhältnissen zum Austrag. Bezeichnend ist, daß bei diesen Meisterschaften zwei deutsche Rekorde ihr Leben lassen mußten. Vollstädt (Altona) unterbot die deutsche Rekordzeit über 1500 m um ¹/₂₀ Sek. und gewann in 2 : 39,3 vor Päder (Berlin) 2 : 43,3 und Meyer (Altona) 2 : 48. Noch eindrucksvoller war der Sieg Vollstädt in der 5000-m-Strecke, wo er seinen eigenen Rekord von 9 : 54 vom Vorjahr auf 9 : 28,4 verbesserte. Päder gebrauchte als Zweiter 9 : 52 vor Meyer 10 : 07. Aber 500 m war Stöer (Berlin) mit 50,3 Sek. der schnellste. Hinter ihm belegten Vollstädt mit 50,3 Sek. und Päder in 51,3 die nächsten Plätze. Im Gesamtergebnis errang Vollstädt mit 5 Punkten den Meistertitel vor Päder (7 Punkte) und Stör (9 Punkte). In den Kunstlaufmeister-

schaften hatte Frau Brodhöft (Berlin) bzw. Rittberger (Berlin) keine gefährlichen Gegner zu überwinden; sie gewannen mühelos. In der Liste der Paarlaufiger konnte sich zum erstenmal Frä. Förster-Jüngling aus Oppeln einschreiben.

Der Internationale Schlittschuhklub Davos brachte den Wettbewerb um die Weltmeisterschaft im Damentunslaufen zur Entscheidung, zu der fünf Bewerberinnen, darunter auch die Weltmeisterin der beiden letzten Jahre, Frau Jaros-Szabo (Wien), antraten. Das genaue Ergebnis lautet: 1. Frau Jaros-Szabo (Österreich) 339,45; 2. Frau Brodhöft (Deutschland 318,4; 3. Frä. Bödel (Deutschland) 265,65; 4. Frä. Shaw (England) 256,5 Punkte; 5. Frä. Mudelt (England).

*

Wassersport: Auf der in Coblenz stattgefundenen Tagung der Arbeitsgemeinschaft westdeutscher Regatta-Verbände, die sich im Laufe der Sitzung zu einem Bund Westdeutscher Regattaverbände zusammenschloß, wurden auch die Termine für die großen Regatten in den westdeutschen Gebieten geregelt. Die Regatta in Köln findet am 31. Mai und 1. Juni statt, Erier am 6. und 7. Juni, Mainz am 13. und 14. Juni, Coblenz und Siegen am 20. und 21. Juni, Essen am 4. und 5. Juli, Wiesbaden am 12. Juli, Duisburg-Ruhrort und Ems am 18. und 19. Juli, Limburg und Godesberg am 25. und 27. Juli.

Dem Berliner Regattaverband ist vom Ungarischen Ruderverband der Vorschlag unterbreitet worden zwecks regelmäßiger Austragung eines Städteachters zwischen Budapest, Wien und Berlin. Die Anregung ist beim Berliner Verband auf fruchtbaren Boden gefallen. Es wurde eine Kommission mit der weiteren Durchführung der Verhandlungen und Vorarbeiten betraut.

Der italienische Ruderverband hat den Beschluß gefaßt, alle europäischen Länder, die dem Rudersport huldigen, in einem Europa-Ruder-Wettbewerb auf den 20. und 21. September nach dem Comer See einzuladen, wo eine internationale Regatta abgehalten werden soll. Diese Nachricht dürfte deshalb mit Aufmerksamkeit zu verfolgen sein, weil auf schweizerischen und österreichischen Wunsch hin auch deutsche Ruderer in Einer und Zweier ohne Steuerermann bzw. Vierer und Achter teilnehmen sollen. Ob das Tatsache wird, bleibt abzuwarten.

*

Flugsport: Mit einem Aufruf wendet sich die Rhön-Rossitten-Gesellschaft m. b. H. an die Öffentlichkeit. Es heißt da: „Die führenden Kräfte des deutschen Segelfluges haben sich in der Rhön-Rossitten-Gesellschaft zusammengeschlossen. Unsere beiden historischen Segelfluggstätten, die einsame Wassertuppe auf der hohen Rhön und die Dünen bei Rossitten in der fernsten Ostmark gilt es auszubauen. Deutscher Geist und deutscher Fliegerwille haben dort Laten vollbracht, denen die Welt nichts Gleichwertiges gegenüberzustellen vermag. Die Jungflieger brennen darauf, es den alten Segelfliegern gleichzutun. Unsere Pflicht ist es, für die heranwachsende Jugend Fluggeräte und Flugmöglichkeiten zu schaffen. Tausende von deutschen Jungens sind bereit, den Kampf mit den Elementen aufzunehmen und motorlos die Winde zu meistern. Die Mittel fehlen. . . In Frankreich, wo man die deutschen Rhön-Segelfluggewerbe nachahmte, hat jetzt die Regierung für diesen Zweck große Summen zur Verfügung gestellt. Wir haufen in ärmlichen Bretterhütten. . . Drüben stehen jetzt schon große Anlagen. Gesichert ist dort die Zukunft, und leicht ist es, auf unseren Mühen und Erfolgen aufzubauen. In Deutschland kann uns die Regierung nicht helfen. . . Wir haben einen Krieg verloren; das deutsche Volk muß helfen. Die Rhön-Rossitten-Gesellschaft sammelt die Freunde und Gönner des deutschen Segelfluges. Leitet Kräfte und Mittel zu uns! Deutscher, hilf dem deutschen Segelfluggedanken! Die deutschen Jungflieger werden es dir einst lohnen!“

Auto und Motorrad. Der Erfolg der diesjährigen Deutschlandfahrt ist hinter dem der vorjährigen Fahrt durch Deutschlands Gauen nicht zurückgeblieben. Es ist hier nicht angebracht, eine längere Ab-

handlung über die Internationale Deutschlandfahrt 1925, die vom 1. bis 12. März über eine Strecke von etwa 3000 km ging, näher zu berichten. Man muß sich hier also mit einem kurzen Rückblick im Telegrammstil zufrieden geben.

1. Tag: Köln—Ludwigshafen 256 km. Es starteten 300 Fahrer. Ungeheure Beteiligung der Bevölkerung. Gute Fahrt auf der rechten Rheinseite. Eintreffen der Ersten bereits gegen 3 Uhr in Ludwigshafen. 2. Tag: Mannheim—Stuttgart, 159 km: Überlegen von Ludwigshafen nach Mannheim. Gestartet 303. Verregnete, aber gut gezeichnete Straßen. Bis Karlsruhe leidlich gute Fahrt. Im Schwarzwald erstmalig erhebliche Steigungen zu überwinden. Überall herzlicher Empfang. 3. Tag: Stuttgart—Nürnberg 230 km. Straßen zum Teil in schlechtem Zustand und schlüpfrig. Daher viele Schäden, Stürze und Brüche. Das Feld lichtet sich. Empfänge allenthalben herzlich. Besonders in Nürnberg. 4. Tag: Nürnberg—Dresden 225 km. Ab Nürnberg 277 Fahrer. Regen. Erstmalig Schnee im Fichtelgebirge, schwere Steigungen und langwierige Kämpfe mit den Schneemassen. In Sachsen Besserwerden der Straßen. Große Menschenmassen in den sächsischen Industriezentren Zwickau, Chemnitz und am Etappenziel Dresden. Dort besonders herzlicher Empfang. 5. Tag: Dresden—Breslau 206 km. Start in Dresden um 7½ Uhr. Noch zwei Drittel der Teilnehmer am Start. Straßen vereist und schwer passierbar. Daher viele Stürze. Auffällig gute Bewährung deutscher Maschinen. Eintreffen des ersten Fahrers bereits 1 Uhr mittags. Bis gegen 8 Uhr abends gingen über 250 Fahrer durchs Band. 6. Tag: Breslau—Berlin 335 km. Niesenstrecke, dazu Sturm und Regen überall. Außerordentliche Schwierigkeiten. 285 Fahrer am Breslauer Start. Trotz Länge und Schwere der Tagesstrecke verhältnismäßig wenig Ausscheidungen. Im entlegenen Berliner Vorort Wiesdorf trafen die ersten Fahrer schon um 3 Uhr mittags ein. Bis Dunkelheit 180 Fahrer in der Reichshauptstadt. 7. Tag: Berlin—Rostock 320 km. Knapp 240 Fahrer verlassen Berlin. Regen, Schlamm und schlechte Straßen auf der ganzen Strecke. Viele Stürze, Schwierigkeiten wie an den Vortagen. 8. Tag: Rostock—Kiel 198 km. Wie im Vorjahre an der Küste der Ostsee schwere Stürme, Schneestürme und anhaltender Schneefall. Schweres Vorwärtkommen. In Kiel Begrü-



Phot. A. Hornbath, Preßburg

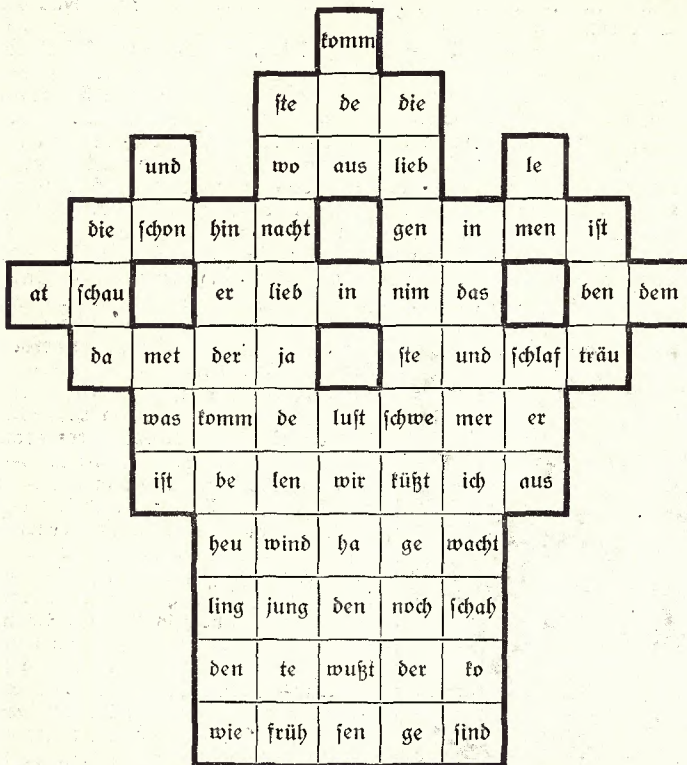
Pötschenau bei Preßburg

10 Uhr abends 237 Teilnehmer in Kiel landeten. 9. Tag: Kiel—Hamburg 195 km. Trotz Schnee gute Straßen. 230 Fahrer ab Kiel. Auffällig viel Reparaturen und Bahnfahrten. Daher wieder fast alle am Tagesziel. Großer Empfang durch die Hamburger. 10. Tag: Hamburg—Bremen 240 km. Der verspätete Winter stellt sich mit aller Macht ein. Neuaufgabe der vorjährigen Schwierigkeiten: Schnee und Eis. Rodeln statt Fahren. 257 Fahrer ab Hamburg. Langsames Vorwärtkommen, auseinandergerissen. Schlechte Straßen während der ganzen Fahrt. Trotzdem ist der erste Mann bereits um 1 Uhr in Bremen. Das Gros kommt nur langsam vorwärts. Großer Verschleiß an Material. Von 257 in Hamburg gestarteten fehlen in später Dunkelheit noch über 100 Fahrer. Erst gegen Mitternacht treffen die Nachzügler ein. Gastlicher Empfang in Bremen. 11. Tag: Bremen—Dortmund 220 km. Die Rundgebungen und Empfänge werden begeistert, man merkt, daß es zur Heimat geht. Straßenverhältnisse bis Osnabrück leidlich; von da ab aber äußerst schlecht. Auffällig viele Stürze und Maschinenschäden. Bis zur Dunkelheit fast 200 Maschinen in Dortmund. Große Rundgebungen allseits. Kälte und Schneefall. 12. Tag: Dortmund—Köln 106 km. 12. März: Nur noch Triumphfahrt zum Zielort Köln.

Von 311 Teilnehmern erreichten sechs straßpunktfrei das Ziel in Köln. Von 311 Teilnehmern durchfuhren 192 Fahrer sämtliche Etappen. Ohne Straßpunkte erreichten das Ziel: Kolmsperger (Pfarrkirchen) auf Bündapp, Geiß (Pforzheim) auf RRM, Dachtler (Stuttgart) auf Mauser, Ericsson (Stockholm) auf Husquarna, Brudes (Nürnberg) auf Vittoria, Woodhouse (Köln) auf Sunbeam.

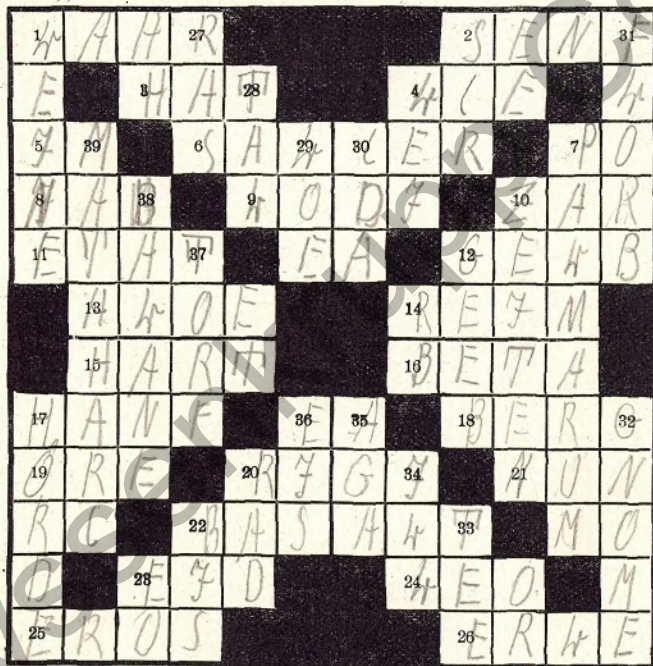
Rösselsprung

Von Konrad Weiß



Kreuzworträtsel

Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das so viel Buchstaben hat, wie — in seiner Reihe — weiße Felder bis zum nächsten schwarzen Block oder Rand vorhanden sind. Die Bedeutung des Wortes und seinen Verlauf — wagerecht oder senkrecht — geben die untenstehenden Bezeichnungen an.



Wagerechte Reihen:

1. Städtchen in Baden, 2. Gewürz, 3. Gegenwartsform eines Hilfszeitworts, 4. nordischer Dichter, 5. Umstandswort des Ortes, 6. altdeutsches Herrscher Geschlecht, 7. Fluß in Italien, 8. Nebenfluß der Donau, 9. Schlachtfeld in Oberitalien, 10. russischer Herrscher, 11. Haushaltsplan, 12. Farbe, 13. Pflanze, 14. Gedicht, 15. Eigenschaftswort, 16. griechischer Buchstabe, 17. Faserpflanze, 18. Bezeichnung einer Landschaftsform oder Bodenerhebung, 19. skandinavische Münze, 20. Berg in der Schweiz, 21. Umstandswort der Zeit, 22. Gesteinsart, 23. Schwur, 24. männlicher Vorname, 25. griechischer Gott der Liebe, 26. Nadelholz.

Rätsel

Senkrechte Reihen:

1. Fluß in der Provinz Hannover, 2. englischer Titel, 4. rumänische Ortsorte, 7. Sonntag vor Ostern, 10. Reitergeneral, 12. amerikanischer Physiologe, 17. Stadt im Ruhrgebiet, 20. Teil eines Wagens, 22. Umstandswort der Zeit, 27. arabischer Titel, 28. Bodensenkung, 29. deutsches Adelsgeschlecht, 30. weiblicher Vorname, 31. Pflanzenwelt, 32. Berggeist, 33. Getränk, 34. Fluß im Voralberg, 35. bekannte Automobilmarke, 36. erstarrtes Wasser, 37. Brennstoff, 38. Meereiche, 39. Tänzerin.

Silbenrätsel

Von Ernst Brakenfiel, Düsseldorf

Aus den Silben: bo - bu - cog - e - e - e - ei - er - feu - gen - hi - hu - i - it - jac - lot - man - met - mi - na - nac - ne - nuch - nit - nor - ris - ro - sar - si - son - sto - ston - stle - ter - to - we - zak - ze — sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen großen Konzern ergeben.

1. Himmelskörper.
2. Götterbotin.
3. Litr.
4. Österr. Staatsmann.
5. Klettergewächs.
6. Französl. Lustspieldichter.
7. Sänger.
8. Lyrische Dichtart.
9. Soldat.
10. Hartgummi.
11. Frühere japanische Münze.
12. Königreich.
13. Sonntag.
14. Spiel.
15. Tanz.

Auflösungen der Rätsel in Heft 12

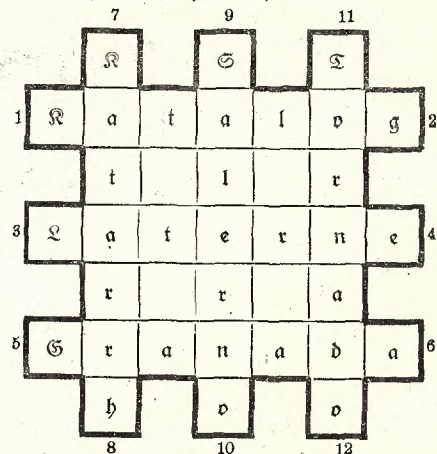
Gedichtsrätsel: „Die Perücke“

Silbenrätsel:

1. Dillingen; 2. Eleonore; 3. Rehbock; 4. Meran; 5. Esche; 6. Nimrod; 7. sieben; 8. Chemie; 9. Kulmbach; 10. Augustus; 11. Nitroglycerin; 12. Rönne; 13. Nottingham; 14. Hegermann; 15. Chamisso; 16. Triglav; 17. Gieberg; 18. Uhu; 19. Tizian; 20. Gemme.

Der Mensch kann nicht gut genug vom Menschen denken! (Rant)

Fensterrätsel:



Notiz: Der Einsender des Rösselsprungs aus Heft 8 bittet uns mitzuteilen, daß der Verfasser des verwendeten Gedichtes der Schriftsteller Konrad Weiß, München, ist.

Richtige Lösungen sandten ein:

Hugo Danielmeier, Deutsch-Luxemburg, Abt. Kohlenversand, Bochum. — Theodor Jäger, Benzolverband, G. m. b. H., Bochum. — August Gabe, Benzol-Verband, G. m. b. H., Bochum. — Reinhard Vosdall, Siemens-Schudert, Siemensstadt. — August Kraft, Eisenbahntechniker, Bochumer Verein, Bochum. — Konrad Brunner, Bürovorstand G. S. W. Kraftwerk. — Franz Keith, Wanne. — Alfons Nawa, Siemens Ltd. Companhia de Electricidade, Porto. — Kurt Frißche, Rechnungsführer, Bergverwaltung des Bochumer Vereins im Siegerlande. — Liesel Lettré, Siemens-Schudertwerke, G. m. b. H., Technisches Büro Elberfeld. — Nora Müller, G. S. W. Werkstatt Köln-Niehl. — Heinrich Frahm, Harburg. — Martin Eickmann, Verbandsbeamter der Selsentkirchener Bergwerks-A.-G., Abt. Schalte (Hochöfen). — G. Flechsig, Dortmunder Union-Brückenbau. — Heinrich Schlerkmann, Telegraphist, Rheinische-Bahnen. — Emil Trinfaut, Drahtzieher der Firma Carl Berg, A.-G., Eveling. — Heinrich Schröder, bei Firma Wagner & Co., Dortmund.

Büchermarkt

Der Taylorismus als Hilfe in unserer Wirtschaftsnot. Von Edgar Herbst, emer. Vorsitzenden der „Forschungsgesellschaft für wissenschaftliche Betriebsführung in Wien“. 3. erweiterte Auflage. Mk. 0,50. (Der Aufstieg, Neue Zeit- und Streitschriften Nr. 19/20.) Anzengruber-Verlag, Leipzig-Wien, Brüder Schischky.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß unsere heutige Wirtschafts- und Arbeitsordnung noch einer Verbesserung und einer gewissen Neuordnung bedarf. Diese Veränderung darf und kann aber nur in ruhigen, wohlbedachten und sorgfältig erwogenen Bahnen geschehen, da jedes stürmische Drängen das feinfühligste Reiz nur zerreißt kann. Der amerikanische Taylorismus scheint den Weg hierzu zu bieten, wenn man aus den großen Erfolgen, die Ford damit erzielt hat — wenn auch in seinem Geist umgestaltet —, diesen Schluß daraus ziehen kann. Die vorliegende Schrift schildert das Wesen dieses Systems kurz, klar und anschaulich.

Internationale technische Arbeitsgemeinschaft für wissenschaftliche Wirtschaftsordnung. Erweiterter Vortrag von Otto Lang, gehalten im Verein deutsch-österreichischer Ingenieure. Anzengruber-Verlag, Leipzig-Wien, Brüder Schischky, Mk. 1,—.

Der Vortragende ist der Ansicht, daß ein Ausweg aus dem Wirrnis unserer Zeit nur durch Schaffung einer internationalen technischen Arbeitsgemeinschaft möglich sei. Der große geschichtliche Wendepunkt unserer Tage bestehe darin, daß der Staat an der Grenze der aus seinem Wesen sich ergebenden Leistungsfähigkeit angelangt sei. Für das ungeheure Arbeitsgebiet gibt er folgende Grundeinteilung an: Lebenskunde, Güterkunde, Arbeitskunde, Sebarungskunde und Ordnungskunde, und er entwickelt seine Ansichten scharfsinnig und anschaulich.

Arbeitskunde. Grundlagen, Bedingungen und Ziele der wirtschaftlichen Arbeit. Herausgegeben von Dr.-Ing. Joh. Niedel. Mit 35 Abbildungen im Text auf zwei Tafeln. (V und 364 S.) Gr. 8°. Geheftet Mk. 13.—. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1925.

Während Arbeitswissenschaft stets nur Selbstzweck ist, verfolgt die Arbeitskunde die praktische Anwendung jener Wissenschaft, und das vorliegende Buch gibt uns geistvoll und anschaulich Kunde von der wirtschaftlichen Arbeit. Um nun das gewaltige Gebiet, das man in dem Namen „Wirtschaftliche Arbeit“ zusammenfaßt, richtig und nutzbringend zu begreifen, müssen wir uns zunächst den Grundbegriff Arbeit kurz erklären. So finden wir, daß sich Arbeit als ein Arbeitserlebnis darstellt, das sich aus mehreren Einzelsvorgängen zusammensetzt und daher mit der Bezeichnung Arbeitskomplex benannt werden kann.

Die wirtschaftliche Arbeit verfolgt nun zum Endzweck die zur höchsten Vervollkommenung gesteigerte Auswirkung der Arbeitskraft innerhalb des Arbeitskomplexes. Um dieses Ziel erreichen zu können, muß sie von allen Erscheinungen und Notwendigkeiten des ganzen menschlichen Daseins ausgehen, d. h. sie muß sich auf die anatomische, psychologische und physiologische Grundtatsache der Arbeit gründen. Ihre erste Aufgabe besteht demnach darin, die einzelnen Arbeitsvorgänge innerhalb des gesamten Arbeitskomplexes rationell, d. h. eben wirtschaftlich, der einzelnen Arbeitskraft ihrer körperlichen und geistigen Fähigkeit, ihrem Geschlecht und Alter voll und ganz entsprechend, zuzuteilen. Ihr nächster Schritt läuft dann darauf hinaus, den einzelnen, zugewiesenen Arbeitsvorgang bis ins kleinste zu zergliedern. Sodann wendet sie ihr Hauptaugenmerk all den Dingen zu, die dem Arbeitskomplex unmittelbar dienen, wie Werkzeug und Maschinen, Arbeitsstätte und -kleidung, Arbeits-tempo und Durchformung der Bewegungen. Es ist klar, daß dadurch eine Verfeinerung des einzelnen Arbeitsgegenstandes erzielt und im Gesamtspiel der Kräfte ein vollkommenes Arbeitsgut erzeugt wird. Auf diesem Gedankengang beruht das sog. Taylor-System, das der amerikanische Automobilkönig Henry Ford vielleicht am gründlichsten in seinen Werken in die Tat umgesetzt hat.

Selbstverständlich gehört in den Kreis der wirtschaftlichen Arbeit auch die Betrachtung all der äußeren Dinge, die den Arbeitskomplex umgeben und nur in einem mittelbaren Zusammenhang mit ihm stehen. Dazu gehören die hygienischen und Wohlfahrtseinrichtungen, die besonderen Schutzmaßnahmen, Fürsorge usw. Wetter und Klima, Wohnung, Familienleben und Heimpflege müssen ihre Berücksichtigung finden.

Unter dem Zwang der Verhältnisse, wie sie für uns teils mit, teils ohne unsere Schuld heute obwalten und deren wir die günstigste

Seite abzugewinnen mit allen Kräften bestrebt sein müssen, nimmt die Arbeitsregelung eine ganz hervorragende Stelle ein. Sie wirft die drei Fragen auf:

1. Wie lange kann der Mensch arbeiten?
2. Wie lange soll der Mensch arbeiten?
3. Wie lange muß der Mensch arbeiten?

wozu O. Hummel, einer der Mitarbeiter, schreibt: „Die Beantwortung der ersten Frage haben der Physiologe und der Psychologe zu übernehmen. Ihnen liegt es ob, die Leistungsgrenze des Menschen auf Grund seiner natürlichen Beschaffenheit zu bestimmen. Auf die zweite Frage ist das Prinzip der Wirtschaftlichkeit der Unternehmung von beherrschendem Einfluß. Jede Arbeitsperson soll nach den gegebenen Verhältnissen die bestmögliche Leistung vollbringen. Die Lösung der dritten Frage wird nach den jeweils herrschenden Wirtschaftsverhältnissen verschieden sein, wobei zeitweise das sozial-ethische oder das psycho-physische Moment mehr als wünschenswert zurücktreten kann, vor allem dann, wenn eine Wirtschaft auf Grund von Abmachungen verpflichtet ist, Leistungen zu vollbringen, die über der normalen Leistungsgrenze liegen (Friedensvertrag von Versailles).“

Der Begriff „Wirtschaftliche Arbeit“ bezieht sich jedoch keineswegs allein auf die Industrie und das Handwerk, sondern auf sämtliche Arbeitshandlungen ohne jede Ausnahme, und über diese „freie“ Arbeitsregelung sagt O. Hummel: „Ausgeschaltet sei aus dem Kreis dieser Betrachtungen der Mensch, der seine Tätigkeit zur Lösung der ihm gestellten Aufgaben in „freier Weise“ ohne Bindung an eine bestimmte Arbeitszeit durchführen will und kann. Das Erreichen des Zieles, das ein ideales wie ein wirtschaftliches sein kann, ist für ihn ausschließlich der Antrieb zur Arbeit, für ihn gibt es kein Normativ in der Länge der Arbeitszeit, also auch kein Arbeitsproblem, so für den Wissenschaftler, Künstler, Schriftsteller. Im modernen Wirtschaftsleben nimmt dieser „freie“ Mensch zahlenmäßig nur einen kleinen Raum ein. Die Abhängigkeit des einzelnen Menschen von den durch die Gesellschaft geschaffenen wirtschaftlichen Bindungen herrscht heute überall vor. Der „Betrieb“ als Zusammenfassung von Kräften sachlicher wie persönlicher Art läßt aus Gründen der Kontinuität, deren er nicht entbehren kann, wie in der Arbeitsgestaltung überhaupt so auch besonders in der Verteilung wie Dauer der Arbeitszeit eine solche freie Regelung durch die einzelne Arbeitsperson nicht zu. Gewiß wird ein unter solchen Bedingungen erfolgendes Arbeiten beim einzelnen Menschen Empfindungen des Zwanges auslösen, und, bei dem einen mehr als bei dem anderen, je nach physischer wie psychischer Verfassung, eine Minderung des äußeren wie inneren Ertrages der Arbeit bewirken. Aber es gibt auch zahlreiche Menschen — die Mehrzahl —, die einen äußeren Halt brauchen, die zur Leistung angeregt und geführt werden müssen. Eine gute Arbeitsorganisation muß diesen Tatsachen Rechnung tragen. Sie muß, wo der Zwang organisatorisch unvermeidbar oder psychologisch geboten ist, ihn sich in Formen auswirken lassen, die die Leistung dem bei freier Arbeitsregelung bestehenden Leistungsoptimum (nach innen wie nach außen) möglichst nahebringen und die Discrepanz zwischen objektiver, gesellschaftlicher Notwendigkeit möglichst gering zu halten suchen.“

Es ist nötig, daß alle Führer, sowohl der Arbeitgeber als der Arbeitnehmer, den vertieften Einblick haben in die Grundlagen, Bedingungen, Zusammenhänge und Ziele der wirtschaftlichen Arbeit, um ihre möglichst befriedigende und vorteilhafte Gestaltung für unser Volk unter seinen nunmehr einmal gegebenen Lebensbedingungen zu erreichen. Wenn die Führer das Verständnis dafür in möglichst weitem Umfang in die von ihnen vertretenen Kreise tragen können und wenn wir die uns auferlegten Lasten auch für jeden einzelnen tragbar machen wollen, müssen wir uns mehr als jedes andere Volk in der Lösung dieser großen Aufgabe zusammenfinden.

Aus diesen Gründen kann es nur mit Freuden begrüßt werden, wenn das vorliegende Werk den weitverzweigten Fragenkomplex, der sich in wissenschaftlicher, wirtschaftlicher, sozialer und politischer Hinsicht an die „wirtschaftliche Arbeit“ knüpft, den bisher nur getrennt behandelten Stoff unter Verzeichnung der einschlägigen Literatur zusammengefaßt hat. Es gibt in 26 Beiträgen führender Fachleute die erste aus wissenschaftlicher Erkenntnis und praktischer Erfahrung gewonnene zusammenfassende Darstellung des Problems. Es ist in 4 Hauptteile gegliedert: 1. Die gegenwärtige Lage unseres Arbeitslebens. 2. Die Grundtatsache der Arbeit. 3. Die Arbeitsgestaltung und 4. Die Methode der Arbeitsunteruchung. Durch die rein sachliche Behandlung umstrittener Fragen, Theorien und Methoden, wie der Psychotechnik, der Arbeitszeit, der Lohnformen, der Systeme von Taylor und Ford, des Verhältnisses von Berufsarbeit und Freizeit u. a. stellt sich das Werk als ein unentbehrliches Handbuch dar, dem eine weite Verbreitung zu wünschen ist. v. W.

Von den Naturreichen des Klanges. Von Paul Bekker. (Geheftet 2.— in Ganzleinen gebunden 3.— Mk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.)

Diese Schrift umfaßt nur 75 Seiten. Ihr Inhalt ist dagegen von heute noch gar nicht abzusehender Tragweite. Reime zu den mit fast schlagwortartiger Knappheit scheinbar oft zusammenhanglos nebeneinander stehenden Gedanken sind bereits deutlich in früheren Büchern Bekkers zu erkennen. Trotzdem bewegt sich das Heft in seiner ganzen Anlage auf neuem Boden. Es erklärt der durch die Romantik wesentlich geförderten Auffassung den Krieg, daß der Klang immer etwas Bestimmtes darstellen müsse. Die Fähigkeit des Klanges, ohne alle dichterische Nebenabsicht wirken zu können, wird ja gerade von vielen Komponisten der jüngsten Generation erneut verwertet. Mit welchen Begründungen Bekker die Klangwelt in ein physiologisches (vokales) und ein physikalisches (instrumentales) Reich einteilt, das kann hier nicht nachgewiesen werden. Überall aber verblüßt die Schärfe der Ausdruckskraft und die Bestimmtheit in der Prägung der Gedanken. Daran ändern auch kleine Ungenauigkeiten nichts. So enthält z. B. die Bestimmung der Tonleiter einen sprachlichen, leicht zu Mißverständnissen führenden Schnitzer. Bei all seiner Kürze wird das Buch berufen sein, aller musitgeschichtlichen Forschung, die über das Nennen von Daten hinauskommen will, neue Wege zu weisen. Daß das Buch sich nicht nur an den Fachmann, sondern auch an den musikalisch geschulten Laien wendet, ist ein großer Vorzug. Bei späteren größeren Arbeiten auf dem gleichen Gebiet wird der Verfasser jedenfalls auf die Zusammenhänge zwischen Kultur und Natur im künstlerischen Schaffen noch genauer und umfassender eingehen. Ein Anfang, der einer Kampfnatur vom Range Bekkers durchaus würdig ist!

Im Anschluß hieran sei auf eine kleine Schrift „Grundriss einer Musikphilosophie“ von Lotte Kallenbach-Greller (Verkauf durch Breitkopf u. Härtel, Berlin) hingewiesen. Dies Werkchen legt weniger auf die Klangerscheinung als auf das Klangerlebnis Gewicht. Auch hier eine Reihe fruchtbringender und entwicklungsfähiger Gedanken. Bei der Abrechnung mit der Bekkerschen Schrift unterlaufen ihr ebenso einige Irrtümer wie bei ihren vorhergehenden Auslassungen. Es ist z. B. ganz unmöglich, eine gefühlsmäßige Auffassung der Musik zugunsten einer verstandesgemäßen ableugnen zu wollen, denn beide Teile müssen unbedingt zusammenwirken. C. H.

Das Wesen der Melodie. Von Ernst Hoffmann. 225 Seiten und 25 Tafeln. Preis geheftet 9.—, gebunden 13.— Mk. (Max Hesses Verlag, Berlin W 15.)

Wenn man ein Buch über das Wesen der Melodie zur Hand nimmt, so glaubt man voraussetzen zu dürfen, außer über die technischen Grundlagen auch über das Seelische — soweit sich darüber überhaupt bestimmte Aussagen machen lassen — etwas zu erfahren. Wie weit das in den beiden noch ausstehenden Schlussbänden der Fall sein wird, läßt sich vorläufig nur sehr unbestimmt beurteilen. Denn im ersten Band behandelt der Verfasser nur einen ganz geringen Teil dieser Fragen. Geschlossene Melodiefolgen bespricht er nirgendwo, sondern überall nur Reime und Ansätze. Aber auch diese nicht einmal von rein musikalischen Grundfäden aus. Sondern sein Hauptaugenmerk ist auf solche musikalische Motive gerichtet, die an irgendeine begriffliche Vorstellung anknüpfen, so z. B. die Schilderung der Furcht oder des Zitterns, einer drehenden Bewegung (wie der des Mühl- oder Spinnrades) und andere. Den Begriff der musikalischen Farbe schaltet er hierbei fast völlig aus, auch die rhythmischen Elemente sind nicht erschöpfend behandelt. Um aber den Nachweis zu erbringen, daß es bestimmte musikalische Formeln gibt, die eine bestimmte begriffliche Vorstellung zum tönenden Ausdruck zu bringen vermögen, zieht er überaus schweres Geschütz heran: Logarithmentafeln, algebraische Gleichungen und geometrische Figuren. Gewiß wendet sich die Musik nicht nur an das Gefühl, sondern auch an den Verstand. Es bedarf aber wirklich nicht solch umständlicher Mittel, um die Darstellungsfähigkeit der Musik nachzuweisen. Das Ganze hat mit dem inneren Wesen fast keine Berührungspunkte, sondern eben nur mit einer Nebenerscheinung. So kommt der Verfasser denn auch auf Grund seiner rechnerischen Experimente zu dem Trugschluß, daß ähnlich klingende Stellen bei verschiedenen Komponisten deshalb so selbstverständlich seien, weil bestimmte begriffliche Vorstellungen bestimmte Tonfolgen bedingen. Der „absoluten“ Musik gegenüber vermag dies Verfahren aber völlig. Diese Verwandtschaft wird vielmehr zum Teil auf der Beschränkung des üblichen Tonumfangs in der Gesamtheit, zum andern auch auf überkommenen musikalischen Redewendungen beruhen. Und gerade für dies letztere läßt sich eine ganze Reihe von sachlichen Beweisen beibringen, ohne daß man deshalb zu Zirkel, Lineal und Algebra greifen müßte. So steht man einem Buch gegenüber, das ungemein viele fesselnde und geistreiche Bände besitzt, das aber dem Laien ebenso wenig wie dem Fachmusiker etwas über das gestellte Thema — das Wesen der Melodie — zu sagen vermag. Schade, daß eine solche Unsumme von Arbeit auf totem Gleise sich festfährt! C. H.

Inhaltsverzeichnis.

Heft 1 (V. Jahrgang, April 1925): Das neue Werk des Bochumer Vereins für Bergbau und Gußstahlfabrikation. Von Oberingenieur Dipl.-Ing. Bertram. Mit 30 Abb. S. 1 bis 16. — Unsere früheren Kolonien. Von Karl Mosig, Berlin. I. Mit 3 Abb. S. 17 bis 21. — Der Bergbau im Spiegel der Kunst. Von Dr.-Ing. h. c. F. M. Feldhaus. Mit 9 Abb. S. 22 bis 27. — Die Entzündung, ihr Zweck und ihre Bedeutung für den menschlichen Organismus. Von Dr. W. Effinger. Mit 2 Abb. S. 28 bis 31. — Geistige und seelische Mutter-schaft. Von Marianne Gleichhadt. S. 32. — Der Ruf aus dem Aether. Roman von Paul Rosenhayn. S. 33 bis 37. — Die Badener Kur. Novelle von Wilhelm Schäfer. S. 37 bis 40. — Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr. Düsseldorf S. 40 u. 41. Dortmund S. 41 bis 43. — Dem Andenken Bismarcks. Von Prof. Hans Rohlfsein. Zwei Bilder aus „Der Dieb des Glücks“. S. 43. — Mülheim S. 43 u. 44. Oberhausen-Hamborn-Gladbeck S. 44. Gesolei 1926. S. 44. — E.-v.-Gebhardt-Ausstellung. S. 44. — Kunstbeilage, Titelbild, S. 45. — Gustav Freytag. Von v. Wecus. S. 45. — Wilhelm v. Humboldt. Von v. Wecus. S. 45. — Technische Gedenktafel. S. 45. — Osterfeuer. Von Otto Reich-Balgheim. S. 45. — Rotkehlchen am Niederrhein. Von Hugo Otto, Mörs. S. 46 u. 47. — Hugo Stinnes zum Gedächtnis. Gedicht. S. 48. — Johann Sebastian Bachs Passionsmusik. Von Karl Heinzen.

Mit Abbildungen: „Abendmahl“, „Gethsemane“, „Kreuzigung“ und „Totenklage“. S. 49 bis 53. — Das Datum der Kreuzigung und der Auferstehung Christi. Von Prof. Dr. Johannes Niem. S. 54 u. 55. — Sonne über Ostfildern. Novelle von Theodor Ehel. S. 55 bis 58. — Nox angelica. Gedicht von Otto Reich-Balgheim. S. 58. — Elefant und Leopard. Von Robert Unterwies. S. 59. — Tierherden, Menschenfresser und Götzen. Von Dr. Orenbluffsky. S. 59 bis 61. — Pötmekers Poosten. Erzählung von Richard Euringer. S. 61 u. 62. — Gesellenbriefe einst und jetzt. Von Werk-schulleiter F. Dellwig. S. 63 u. 64. — Tagung der Vereinigung rhein.-westf. Straßenbahn-Werkmeister. S. 65. — Gang durch das Werk. Von Otto Ludwig. S. 65. — Turnen, Sport und Spiel, humoristisches und Rätsel. Tätiger Gemeinssinn. — 22. Gaurunntag des Emischer-Ruhrgaues. — Aus deutschen Sportquartieren. Mit 2 Abb. S. 66 bis 70. — Büchermarkt. S. 71 u. 72. — Kunstbeilage (Titelbild) Bismarckbüste. Von Prof. Emil Cauer. — Einschaltbilder (zweifarbige): Ansicht von Jerusalem, zwischen S. 32 u. 33. — Rückkehr des zwölfjährigen Jesus aus dem Tempel, zwischen S. 40 u. 41. — Dem Andenken Bismarcks, S. 41. — Hugo Stinnes. Bildnis, zwischen S. 48 u. 49. — Maria mit dem Leichnam Christi, zwischen S. 56 u. 57. — Industriefahnen. Scherenschnitt von Alfred Reimann. S. 48.

Rheinische-Union, Düsseldorf. — Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Otto Reich-Balgheim, Düsseldorf. — Verantwortlich für den Sportteil: Heinz Haefels, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinische-Schudert-Union M. 6.— (Einzelheft M. 0.50) für Hefte mit Kunstdruckbeilage und mit zweifarbigen Umschlag; M. 3.— (Einzelheft M. 0.25) für Hefte mit Kunstdruckbeilage und einfarbigem Umschlag. — Dem Konzern nicht angehörige Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit zweifarbigen Umschlag und Titelbild) von M. 12.—. Bei Bezug durch die Buchhandlungen ist der Preis des Einzelheftes M. 1.20 ord. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zustellungskosten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen.



925—1925

Originalholzschnitt von Richard Schwarzkopf, Düsseldorf